

Heft 100

Mannheimer Geschichts- Blätter



XXXVI

herausgegeben vom

1935

Mannheimer Altertumsverein

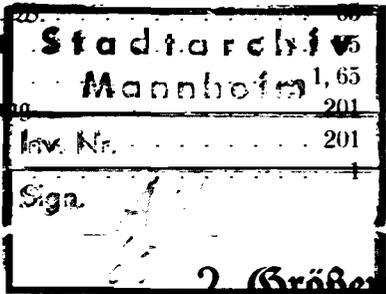
Inhalt

(Die Ziffer bedeutet die Spalte, auf welcher der Artikel beginnt)

1. Mitteilungen aus dem Altertumsverein

Baumann, Emma †	197
Caspari, Wilhelm, Geh. Hofrat	113, 114
Dauerkarte zum Schloßmuseum	2
Familiengeschichtliche Vereinigung	1
Gechenke	65, 201
Mitglieder:	
Neueingetretene	2, 66
Verstorbene	2, 66
Mitgliederbeiträge	201
Beranstellungen	1, 66, 197, 201
Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte in Detmold, Ortsgruppe Mannheim-Ludwigshafen	1, 201
Vorstand und Beirat:	
Beringer, Prof. Dr. J. A.	1
Hoffmann, Dr. ing. W.	66
Schachner, Prof. Dr. A.	1, 65
Schuh, Dr. Bernhard	201
Treutlein, Dr. Wolfgang	201
Vögele, Heinz	201
Winterwerb, Heinrich	

Berichte über Vorträge:	
26. 11. 1934: Prof. Dr. Gero v. Merhart: Wie Europa das Eisen fand	59
10. 12. 1934: Ministerialrat Prof. Dr. E. Fehrle: Jahreslauf der deutschen Volksfeste	61, 232
21. 1. 1935: Prof. Dr. H. Gropengießer: Die Ausgrabungen in Hermsheim	101
28. 1. 1935: Ministerialrat E. Federle: Familienkunde	62
18. 2. 1935: Hans Christoph Schöll: 3 Sagen von Dossenheim	103
18. 3. 1935: Prof. Dr. Joseph Althaus: Herr- scherweihe im Mittelalter	103
4. 1935: Dr. Robert Trischlinger: Die Land- schaden von Steinach	104
18. 10. 1935: Otto Sigfrid Reuter: Germanische Himmelskunde	227
28. 10. 1935: Frig Hugenschmidt: Zeitmaßstäbliche Familienbilder	230
2. 12. 1935: Univ.-Prof. Geheimrat Dr. R. Sommer: Die Bedeutung der Rennwege insbesondere der Nibelungenwege für die deutsche Fa- milien- und Stammeskunde	231
Berichte über Führungen und Ausflüge:	
19. 5. 1935: Ausflug nach Bad Dürkheim	105
29. 9. 1935: Fahrt in den Odenwald (Erbach)—Michel- stadt)	227



2. Größere Aufsätze

Bilderahmentafel der Kinder von Franz Thorbecke und Clara Th. geb. Bassermann. Von Dr. jur. Rudolf Haas	3
Der Brunholdisstuhl am Ringwall über Bad Dürkheim. Von Dr. med. Adolf Stoll	7—58
Dr. Johann Joachim Becher. Von Albert Barel	69
Der Bronzesechsz von Wallstadt. Von Wolfgang Kimmig	81
Zum Bregenheimischen Palais. Von Dr. Lambert Graf von Oberndorff	95
Kurpfälzisches. Von Dr. Lambert Graf von Obern- dorff	97
Von der Reichsgründung bis zum Weltkrieg. Von Prof. Dr. Franz Schnabel	115
Der kurfürstliche Hofastronom J. N. Fischer und sein Plan einer zweiten Sternwarte. Von Prof. Adolf Kistner	115
Möbel aus der Werkstatt des Mannheimer Bildhauers Paul Egell. Von Dr. Gustaf Jacob	125
Geschichte der Mannheimer Besuchskarte. Von Prof. Dr. Jos. Aug. Beringer	143

Ein Mannheimer Erfinder des Zeigertelegraphen. Von Prof. Karl Lindauer	151
Zur Landschaftsgeschichte bei Mannheim. Von Prof. Dr. Adolf Strigel	159
Reichsautobahn und Urgeschichte bei Mannheim. Von Prof. Dr. Hermann Gropengießer	175
Planetarium und Globen im Bücherjaal des Mann- heimer Schlosses. Von Prof. Adolf Kistner	203
Voltaire, Mannheim und Zweibrücken. Von Prof. Dr. Albert Becker	209
Vom Wildpfad zur Reichsautobahn. Sonderausstellung im Schloßmuseum. Von Dr. Gustaf Jacob	213
Brunholdisstuhl — Kriemhildensstuhl. Von Dr. Fried- rich Sprater	217
*	
Siegel Kaiser Konrads II.	59
Jahresbericht 1934	67
Paul von Denis (1795—1872)	225
Zu William Fardely. Von Dr. J. G. Weiß	225

Stadtverwaltung
Mannheim
Stadt. Archiv.

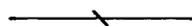
Handwritten notes:
Zuv. 1916
1915
1916

3. Zeitschriften- und Bücherschau

Andreas, Willy, Kämpfe im Volk und Reich	110	Mittelberger, Herta, Freiherr von Hohenfels 1744 bis 1787	110
Bader, K. S., Die Flurnamen von Gutmadingen	63	Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde, 7. Jahrgang, Heft 1	112
Greg, Julius, Familiengeschichte der Greg, Greg, Kräk, Gräk	105	Ortenau 1935, Heft 22	197
Heidelberger Abhandlungen Heft 67. 1934	108	Orth=Krämer=Chronik. Die Geschichte zweier kurpfälzischen Familien	233
Heimatblätter für Ludwigshafen und Umgebung. 24. Jahrgang 1935	233	Reinking, Karl Franz, Die Vormundschaft der Her- zöge von Bayern in der Markgrafschaft Baden= Baden im 16. Jahrhundert	231
Huber, E., Die Flurnamen von Hildmannsfeld	63	Schnellbach, Hermann, Um Heidelberg die Burgen	236
Königsberg, Führer durch die Kunstsammlungen	111	Schübelin, Walter, Das Zollparlament 1866—1870	199
Lohmeyer, Karl, Heidelberger Maler der Romantik	109		
Lorenz, Heinz, Der Koloß, ein Sickingen-Roman	235		
Michel, Rudolf, Chronik der reformierten pfälzischen Familie Glaser	107		

4. Abbildungen

Bilderahmentafel Thorbecke-Bassermann	3—6	Paul Egell, Gnadenbild der Maria in Eggersheim	125
Brunholdisstuhl bei Bad Dürkheim:		Paul Egell, Stich von Klauber	126
Gesamtansicht	7	Paul Egell, Zeichnungen, Möbel und Bildwerke	127—142
Teilansicht	10, 26, 40	Besuchskarten: Bi-bao-mo, Göschen, Duckerhoff, von Oberndorff, Kotsch, Rahmenkarte, Caspari 143—151	
Grundriß des Ringwalls oberhalb Dürkheim	11	William Fardely	153
Steintiegel vom Ringwallhügel	14	Zeigertelegraph von Fardely	155, 156
Kabe aus dem Leistadter Steinbruchbetrieb	15	Zeigertelegraph von Fardely, Rückseite geöffnet	157 158
Inschriften und Zeichnungen am Brunholdisstuhl 19, 23, 26—30, 35—50, 57		Entwaldete Dünen bei Rheinau	161 162
Sargdeckel vom Brunholdisstuhl	22	Profil durch den alten Neckarlauf am Straßen= heimer Hof	163 164
Hammer und Eisenkeile	24	Alte Neckarrinne an der Heddesheimer Straße	166
Topographische Karte der Dürkheimer Gegend mit Dr= tungslinien	31—34	Dünenhügel bei Seckenheim	167 168
Dürkheimer Schloßkirche: Mann- und Frauenkopf	51, 52	Ältere Düne bei Seckenheim	169/170
Teufelsstein bei Dürkheim	53	Profil durch den Dünenzug bei Seckenheim	171 172
Felszeichen auf dem Teufelsstein	55—56	Kiesgrube bei Seckenheim	173
Bad Dürkheim: Panorama des Kastanienberges	221	Geschiebeblock	174
Felsenzeichnung am Kriemhildensstuhl	219	Baumstumpf aus der suebischen Kulturschicht bei Seckenheim	175
Siegel Kaiser Konrads II.	59, 60	Funde aus den Grabungen bei der Reichsautobahn: Töpfe verschiedener Zeitstufen	178—186, 190, 195
Johann Joachim Becher, Brustbild 1678	71	Bronzeschmuck der Frühlatènezeit	187 188
Johann Joachim Becher in seinem Münchener Labora= torium	74	Bronzescheibe (Sonnenwirbel)	194
Titelblatt zu Bechers „Närrischer Weisheit“	78	Suebische Hausgrube bei Seckenheim	191
Bronzeschafsfund von Wallstadt	81—90	Gemauerter Brunnen aus dem suebischen Weiler bei Seckenheim	192
Geh. Hofrat Dr. phil., Dr. ing. e. h. Carl Glaser	108	Planetarium im kurfürstlichen Schlosse zu Mannheim	205
Geh. Hofrat Wilhelm Caspari	113—114		



Mitarbeiter an Jahrgang XXXVI:

Becker, Dr. Albert, Oberstudiendirektor i. R. in Heidelberg
Beringer, Dr. Joseph August, Professor
Gropengießer, Dr. Hermann, Professor, Leiter der
 Archäologischen Abteilung des Städt. Schlossmuseums
Gruber, Dr. Karl, Professor
Haas, Dr. jur. Rudolf, in Berlin
Heilig, Otto, Professor
Jacob, Dr. Gustaf, Kustos am Städtischen Schlossmuseum
Kimmig, Dr. Wolfgang, in Trier
Kistner, Adolf, Professor in Karlsruhe
Lindauer, Karl, Professor
von Oberndorff, Dr. Lambert Graf, in Wolframshof bei
 Kemnath
Schubel, Dr. Franz, Professor an der Technischen Hoch-
 schule in Karlsruhe
Sprater, Dr. Friedrich, Direktor des Historischen Museums
 der Pfalz
Stoll, Dr. med. Adolf, Facharzt in Bad Dürkheim
Stoll, Wilma
Strigel, Dr. Adolf, Professor
Varel, Albert, in Frankfurt a. M.
Wagner, Hans, Justizrat in Ludwigshafen a. Rh.
Weckesser, Franz, Journalist in Ludwigshafen am Rhein

Schriftleitung:

Professor Dr. Hermann Gropengießer
Dr. Gustaf Jacob
Dr. ing. Wilhelm W. Hoffmann

Mannheimer Geschichtsblätter

Monatschrift für die Geschichte,
Alttertums- u. Volkskunde Mannheims u. der Pfalz
herausgegeben vom Mannheimer Alttertumsverein

Jahrgang XXXVI

Januar / März 1935

Heft 1-3

Mitteilungen aus dem Alttertumsverein

Mit Ende des Jahres 1934 hat Prof. Dr. Jos. Aug. Beringer den von Anfang an nur befristet übernommenen Vorsitz des Alttertumsvereins niedergelegt. Der Verein ist ihm zu außerordentlichem Dank verpflichtet für seine unermüdete Arbeitsbereitschaft und für die Ueberführung des Vereins in die neuen Verhältnisse des Dritten Reiches. Nur ungern, aber voll Verständnis für seinen Wunsch, sich wieder eingehender seinen eigenen Arbeiten widmen zu können, sah ihn der Vorstand aus seiner Mitte scheiden.

Der Vorstand besteht nun aus folgenden Herren: Fabrikant Heinrich Winterwerb, Vorsitz, Prof. Dr. Hermann Gropengießer, stellv. Vors., Dr. ing. W. Wilhelm Hoffman, Rechner, Dr. med. Bernhard Schuh, Professor Alfons Schachner.

Die hiesige Ortsgruppe der Vereinigung von Freunden germanischer Vorgeschichte in Detmold, deren Vorsitz Wilhelm Teudt ist, hat sich mit Beginn des neuen Jahres als selbständige Arbeitsgemeinschaft dem Alttertumsverein angeschlossen. Leiter der Abteilung ist Prof. Alfons Schachner, der in dieser Eigenschaft nun auch dem Vorstand des Alttertumsvereins angehört. Die Teilnahme an diesem Arbeitskreis steht jedem Mitglied offen, und wir fordern hiermit zu reger Beteiligung an. Näheres durch die Geschäftsstelle.

Die „Familiengeschichtliche Vereinigung“ des Alttertumsvereins hat nach mehrjähriger Unterbrechung ihre Tätigkeit mit weiter gesteckten Zielen wieder aufgenommen. Den Vorsitz hat erfreulicherweise Dr. Bernhard Schuh, der verdiente langjährige Leiter und Mitbegründer der Vereinigung, innehalten. Als erste Veranstaltung fand für die Gesamtheit der Alttertumsvereinsmitglieder ein Werbevortrag statt, den Ministerialrat Siegfried Federle am 28. Januar im wohlbesetzten Vortragsaal der Kunsthalle über „Familienskunde“ hielt. Bei der

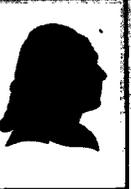
ersten Zusammenkunft am 25. Februar sprach Dr. Helmuth Lehmann, Edingen, über „Sinn und Zweck moderner Familien- und Erbfor-schung“. Nähere Berichte unter „Veranstaltungen“ am Schluß dieses Heftes.

Durch freundliches Entgegenkommen der Stadtverwaltung werden seit 1. Januar 1935 Jahres-Dauerkarten zum Besuch des Schloßmuseums ausgegeben. Eine Dauerkarte zum Preise von 50 Pf. gilt für das Mitglied und seine Angehörigen. Begreiflicherweise wird von dieser Vergünstigung eifrig Gebrauch gemacht.

Als Mitglieder wurden neu aufgenommen:
Baumgart, Dr. Hans, Professor, Seckenheimer Landstr. 1.
Diesbach, Alfred, Hauptlehrer, Traubenstr. 15.
Gordt, Adolf, Baumeister, O 6, 2.
von Henden, Dr. Clementine, Fachärztin, C 1, 10.
Kühn, Adolf, Spenglermeister, Kl. Riedstr. 6 b.
Lang, Hermann, Professor, U 6, 11.
Lehmann, Dr. med. Helmuth, Arzt, Edingen.
Münch, Dr. Herbert, Chemiker, Brucknerstr. 2.
Neußel, Erich, Dipl.-Ing., Dorfgärtenstr. 22.
Poth, Joseph, Direktor, Karl-Ludwig-Str. 17.
Prüfer, Kurt, Hauptlehrer, Prinz-Wilhelm-Str. 12.
Rittmann, Roland, kaufm. Angestellter, Gontardstr. 32.
von Salmuth, Freiherr Curt, Industrieller, Heidelberg.
Schachner, Alfons, Professor, Brucknerstr. 3.
Schiffers, Leonhard, Fabrikant, Huthorstweg 21 23.
Stark, Joseph, Kaufmann, Neugasse 2.
Weiß, Frau Luise, Laurentiusstr. 1.

Durch Tod verloren wir unsere Mitglieder:
Bajermann, Robert W., Hamburg-Altona.
Grohe, Mathilde.
Groß, Heinrich, Oberregierungsrat, Stuttgart.
Helwig, Heinrich.
Jaeger, Gottlieb, Generaldirektor.
Kraft, Franz, Professor.
Piehl, Hans, Apotheker, Schwesingen.
Pitz, Heinrich.
Sepp, Alma.
Zahn, Georg.

Thorbecke — Ausfeld

							
<p>Franz Heinrich Thorbecke Tabakfabr. Kaufm. in Zwolle * Burgolshaus 22.7.1726 † Zwolle 29.1.1787 ∞ Amsterdam 17.10.1755</p>	<p>Katharina geb. Poasso * Amsterdam 2.6.1729 † Zwolle 22.1.1796 ∞</p>	<p>Friedrich Ludolph Strubberg Kaufm. - Sohn. Rat in Emmerich * 2.3.1742 † Emmerich 31.10.1824 ∞</p>	<p>Emilie geb. Cordes * 1733 † Emmerich 22.4.1799</p>	<p>Georg Gottlob Ausfeld Ord. Prof. d. Theologie Jena * Badmünde 21.2.1740 † Jena 2.12.1782 ∞ Großrotbach 2.5.1776</p>	<p>Johanna Rosina geb. Kranichfeld * Ulsterstedt 20.7.1763 † Schneyersdorf 27.1.1799</p>	<p>Ernst Friedr. Ernst Schenck Gep. Kammer-Rath * Dopungen 27.9.1759 † Salzungen 19.8.1843 ∞ Dopungen 31.5.1784</p>	<p>Soph. Karolin Wilh. geb. Dittmar Jena 16.11.1750 † Meiningen 19.4.1838</p>
							
<p>Andreas Heinrich Thorbecke Tabakfabrikant in Meiningen-Maßh. * Zwolle 12.4.1769 † Mannheim 2.1.1814 ∞ Alree 15.5.1768</p>	<p>Anna Elisabeth geb. Strubberg * Alree 19.3.1767 † Mannheim 25.9.1840</p>	<p>August Franz Thorbecke Tabakfabrikant in Mannheim * Kappel 2.2.1801 † Mannheim 18.9.1846 ∞ Meiningen 7.4.1836</p>	<p>Amalie geb. Ausfeld * Meiningen 14.4.1814 † Mannheim 22.3.1869</p>	<p>Johann Karl Ausfeld Kupferstecher Schneisenhahn * Jena 16.9.1772 † Meiningen 12.10.1839 ∞ Meiningen 2.4.1807</p>	<p>Christiane Amalie geb. Schenck * Dopungen 23.3.1766 † Salzungen 7.2.1853</p>		
							
				<p>August Franz Thorbecke Tabakfabrikant in Mannheim * Kappel 2.2.1801 † Mannheim 18.9.1846 ∞ Meiningen 7.4.1836</p>	<p>Amalie geb. Ausfeld * Meiningen 14.4.1814 † Mannheim 22.3.1869</p>		
							
				<p>Franz Heinrich Georg Thorbecke Tabakfabrikant in Mannheim * Meiningen 16.1.1843 † Urst. (Maßh.) 2.8.1892 ∞ Mannheim</p>			

Bilderahmentafel

der Kinder von Franz Thorbecke und Clara Thorbecke geb. Bassermann.

Von Dr. jur. Rudolf Haas, Berlin.

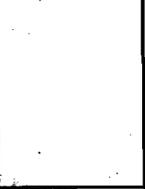
Das durch die nationalsozialistische Revolution geweckte Interesse für Familienkunde hat noch nicht überall zu der wünschenswerten Verbreiterung der Familienforschung geführt. Ein Hauptgrund hierfür muß wohl sein, daß es manchmal an der erforderlichen Anleitung und an Kenntnis der anzuwendenden Methoden gemangelt hat. Es ist für eine ernsthafte Forschung der blutsmäßigen Zusammenhänge unseres Volkstums, der Stammeseigenschaften, der Beziehungen der einzelnen Landschaften und Gaue unseres Vaterlandes zu einander nicht damit getan, daß man eine trockene Tabelle aufstellt, die die Vorfahren einige Generationen aufwärts mit einigen Lebensdaten aufzählt, man muß vielmehr versuchen, ein lebendiges Bild von ihren physischen und charakterlichen Eigenschaften, von ihren Lebensgewohnheiten, von den kulturellen Zusammenhängen ihrer Lebenskreise zu bekommen und wird — abgesehen davon, daß man notwendiges Grundmaterial für spätere umfassende volkscundliche Forschungen schafft, — belohnt werden durch reizvolle Einblicke in die Lokalgeschichte deutscher Landschaften und Städte, anhand der die Ge-

sichte der deutschen Stämme und des Gesamtvolkes erst so richtig lebendig werden kann.

Ein gutes Mittel, die Aufstellung von Ahnentafeln — als der Grundlage jeglicher Familienforschung im Sinne der heutigen Zeit — aus der Sphäre toter Tabellen herauszuheben, ist die Aufstellung von Bilderahmentafeln, wie sie in obenstehenden Abbildungen für die Nachkommen von Franz und Clara Thorbecke, geb. Bassermann, beispielsweise wiedergegeben sind.

Die Aufstellung ähnlicher Tafeln für andere Familien wird, wie ich in einer ganzen Reihe von Fällen feststellen konnte, weniger Schwierigkeiten machen, als es am Anfang vielleicht den Anschein hat. Für die letzten zwei oder drei Generationen werden in allen Familien zum mindesten Lichtbilder der Eltern, Großeltern und vielleicht auch Urgroßeltern vorhanden sein. Von letzteren und evtl. weiteren Vorfahren gilt es dann Del- oder Aquarellbilder, Scherenschnitte, Wachsboffierungen oder Abbildungen auf Grabsteinen zu sammeln. Die Schwierigkeit hierbei liegt meist darin, daß nur ein Original in der Familie vor-

Bassermann - Köchling

							
<p>Friedrich Daniel Bassermann Geistlicher u. Schlichter in Heidelberg * Dagselbalt 27. 1738 † Dagselbalt 28. 8. 1810 ∞ Kohrbach b. Heidelberg</p>	<p>Maria Katharina geb. Kitzel * Heidelberg 21. 10. 1739 † Dagselbalt 21. 1808 ∞ Heidelberg 8. 9. 1765</p>	<p>Johann Wilhelm Reinhardt Bankier u. Oberbürgerm. u. Mannheim * Neuwied 8. 3. 1752 † Mannheim 27. 3. 1826 ∞ Lambertsheim</p>	<p>Maria Barbara geb. Koob * Lambertsheim 2. 2. 1753 † Mannheim 17. 10. 1877 ∞ Mannheim 19. 8. 1785</p>	<p>Johann Friedrich Köchling Pfarrer und Inspektor zu Saarbrücken * 30. 10. 1736 † Saarbrücken 12. 9. 1814 ∞ Dirmingen 3. 9. 1767</p>	<p>Ernst Klara Josephine geb. Wagner * Dirmingen 29. 1. 1784 † Saarbrücken 22. 1. 1800 ∞ Dirmingen 3. 9. 1767</p>	<p>Johann Georg Hippoldt Fabrikant in Sulzbach, Saarbrücken * Janschau 2. 1. 1786 † Sulzbach 12. 2. 1856 ∞ Sulzbach 18. 4. 1799</p>	<p>Karoline Magdalena geb. Wagner * Dirmingen 29. 1. 1789 † Sulzbach 12. 2. 1855 ∞ Sulzbach 18. 4. 1799</p>
							
<p>Friedrich Ludwig Bassermann Konsul u. Bankier in Mannheim * Heidelberg 11. 2. 1782 † Mannheim 24. 1865 ∞ Schweitzingen 28. 7. 1802 goldene Hochzeit 1855</p>	<p>Wilhelmine geb. Reinhardt * Mannheim 22. 7. 1797 † Dagselbalt 21. 3. 1869 ∞ Schweitzingen 28. 7. 1802 goldene Hochzeit 1855</p>	<p>Karl Georg Köchling Kaufmann in Sulzbach * 31. 7. 1788 † Mannheim 23. 12. 1877 ∞ Sulzbach 4. 9. 1823</p>	<p>Caroline Friederike geb. Hippoldt * Sulzbach 6. 12. 1806 † Mannheim 23. 12. 1867</p>	<p>Klara Wilhelmine geb. Bassermann * Mannheim 24. 7. 1852 ∞ 11. 10. 1870</p>	<p>Julius Heinrich Bassermann Kaufmann in Mannheim * Dagselbalt 28. 2. 1818 † Mannheim 15. 8. 1899 ∞ Mannheim 15. 8. 1846</p>	<p>Karoline geb. Köchling * Trier 6. 9. 1826 † Mannheim 15. 9. 1884</p>	

anden war, das vielfach auf dem Erbwege an Töchter und damit in Familien gelangt ist, die nicht mehr Namens-träger des betreffenden Vorfahren sind. Auf der anderen Seite ergibt sich aber, je weiter man zurückkommt, umso-mehr eine Erleichterung dadurch, daß man auf Familien stößt, die das notwendige Ziffern- und Bildmaterial schon selbst gesammelt haben. Weiterhin ist zu beachten, daß die Herstellung von Portraitbildern in früheren Jahrhun-derten in den breitesten Schichten aller Stände weitaus üblicher war als heute, im Zeitalter des Lichtbildes.

Die heute so fortgeschrittene Technik der Fotokopie gibt die Möglichkeit, von einem Original auf billige Weise Kopien für alle interessierten Familienmitglieder zu schaffen. Zweckmäßigerweise hätte der Mannheimer Altertumsver-ein von allen aufgestellten Bilderahmentafeln eine Kopie zu erhalten, sodas sich mit der Zeit eine Vermittlungs-möglichkeit für andere Familien ergibt, wenn sie in ihren Forschungen auf Vorfahren stoßen, die in bereits vor-handenen Tafeln enthalten sind. Ähnliche Vermittlungs-stellen sind in anderen Landesteilen bereits vorhanden oder geplant und eine Zusammenfassung für das ganze Reich soll durch den Reichsverein für Sippenforschung, Berlin erfolgen.

Anmerkungen:

Die Tafel gibt in der vorliegenden Form die Vorfahren auf vier Generationen aufwärts von † Julius Thorbecke, Mannheim; Martha Engelhard, geb. Thorbecke, Heidelberg; Franz Thorbecke, Lindau im Bodensee; Karl Thorbecke,

Laubenheim b. Mainz; Hedwig Haas, geb. Thorbecke, Heidel-berg; Berta Henking, geb. Thorbecke, Heidelberg; Klara Thorbecke, Berlin, wieder. Die Tafel ist aber zugleich ein Teil der entsprechenden Tabellen für sämtliche Nachkommen der Obgenannten sowie der Nachfahren, der Geschwister von Franz Thorbecke und Klara Thorbecke, geb. Bassermann. Eine für manche Vorfahren noch mehrere Generationen zurückgehende Ergänzung der in gemeinsamer Arbeit genea-logisch interessierter Familienmitglieder zusammengestellten Tafeln befindet sich im Besitz der Familien und wird laufend ergänzt. Nähere Angaben über die in der Tafel verzeich-neten Familie Thorbecke und deren Vorfahren siehe „Alte Mannheimer Familien“ (herausgegeben vom Altertumsver-ein) Bd. I, 24; III, 33; V, 41. Nähere Angaben über die Fa-milien Ausfeld und Schenk siehe Stammtafel sowie Ahnen-tafeln der Familie Ausfeld (herausgegeben von Landes-kirchenrat Otto Ausfeld, Gießen, im Verlag der Erziehungs-anstalt Schnepfenthal Thür.). Näheres über die Familien Bassermann und Reinhardt sowie weitere Vorfahren siehe „Alte Mannheimer Familien“ Band III IV, 71 ff. Bassermannsche Familiennachrichten, herausgegeben von Bankdi-rector Kurt Bassermann, Freiburg, und bezüglich Reinhardt, Mannheimer Geschichtsblätter 1916, Sp. 136; 1930, Sp. 30. Ueber Koob siehe Deutsches Geschlechterbuch 58. Nähere An-gaben über die Familien Köchling siehe Mannheimer Ge-schichtsblätter 1931, Sp. 69. Bei den Daten der Bilderahnen-tafel, die sämtlich den evangelischen Kirchenbüchern der be-treffenden Orte entnommen sind, befinden sich folgende Schreibfehler: Andreas Heinrich Thorbecke, geb. 19. 4. 1762; Maria Barbara Reinhardt, gest. 1827; Caroline Bassermann, geb. und gest. im November.

Der Brunholdisstuhl am Ringwall über Bad Dürkheim.

(Zum Verständnis der bisherigen Ausgrabungen.)

Von Dr. med. Adolf Stoll, Bad Dürkheim.



Abb. 1. Gesamtansicht des Brunholdisstuhls. Maßstäbliche Aufnahme von A. Teuffel.

1. Der erste Anblick der Grabungsstätten.

Seit dem Anfang des Jahres 1934 bewegen Pickel und Schaufel tausende Kubikmeter von Schuttmassen und Steintrümmern, um die Felskulissen des sogenannten Brunholdisstuhles am vorgeschichtlichen Ringwall über Bad Dürkheim zur Freilegung zu bringen. Und immer noch nicht kann der Tag errechnet werden, an dem die Kippwagen auf den Feldbahngleisen zum letzten Male mit ihrer Fracht zur Schutthalde der Ebene poltern, die aus den abgeräumten Massen der Freilegung vor dem Brunholdisstuhl sich mehr und mehr ausdehnt. Das ist das erste, was den Besucher unserer Ausgrabungen in Erstaunen setzt, wenn er zur Aufklärung über die mutmaßliche Tiefe der künftigen Freilegung an den Ostflügel der Felswände geführt wird, wo im Oktober 1934 festgestellt wurde, daß etwa 3 Meter unter der tiefsten damaligen Grabungssohle noch kein Ende der Bearbeitung (Beriffelung*) der Felswände abzu sehen war. Dazu läßt sich leicht abmessen, daß wir im Innern des Brunholdisstuhl im März 1935 etwa vier Meter über dem tiefsten Punkt der Probegrabung des Oktobers stehen. Schon aus diesem Grunde wäre es verfehlt,

ein abschließendes Urteil zu erwarten, da wir einstweilen noch nicht einmal den Umfang der Verwüstung durch einen römischen Steinbruchbetrieb völlig feststellen können, der sich im Ostpunkt des Ringwallheiligtums, d. h. im Brunholdisstuhl, eingemistet hatte. Die vom März 1935 ab nur noch teilweise vorgesehene Freilegung des Ostpunkts und seiner Umgebung wird hoffentlich zu einer völligen Ausgrabung im Laufe dieses Jahres erweitert.

Die Erforschung des römischen Steinbruchbetriebes hat sich Herr Dr. Sprater besonders angelegen sein lassen, wodurch eine Reihe wichtiger Geschichtsdaten und Einzelheiten aus der römischen Besatzungszeit des ersten bis vierten Jahrhunderts nach Christus zur Erörterung kamen, darunter auch das Fortbestehen einheimischer, germanischer Kulte in dieser Zeit im Brunholdisstuhl, Kulte, die an dieser Stätte nichts zufälliges sein können, da es sich um den genauen, äußersten Ostpunkt eines vorgeschichtlichen Heiligtums handelt, nämlich der Ringwallanlage, die mindestens ein Jahrtausend vor der Römerzeit begonnen wurde.

Leider hat Dr. Sprater in seiner Jahresübersicht¹⁾ für 1934 nicht einmal das Wort Ringwall erwähnt, den wir auch in seiner Veröffentlichung vom Jahre

*) Vgl. ähnliche Bearbeitung von Wänden in den ursprünglichen Anlagen der Erternsteine²⁾.

1917³⁾ „Der Brunholdisstuhl, ein römischer Steinbruch“ vermessen. Im gleichen Band⁶⁾ behandelt Dr. A. Becker den Brunholdisstuhl als Kultstätte, ein Standpunkt, dem sich auch Herr Dr. Sprater nunmehr weitgehend genähert hat. Aber es ist unerlässlich, von den gesamten Anlagen im Ringwall zu sprechen, wenn von den germanischen Kulturen im Brunholdisstuhl die Rede ist, der sich an die Ringwallanlagen nach Sonnenaufgang zu, anschließt. Wir können jedoch den Fragen der Zusammenhänge: Ringwall — Brunholdisstuhl — Teufelsstein u. a. m. nur durch den Versuch einer gewissen Uebersicht über die Gesamtanlagen gerecht werden, weil sonst unverständlich wäre, daß wir gerade im Brunholdisstuhl eine wahre Sammlung von germanischen Kalender- und Kultzeichen vorfinden.

II. Die vorgeschichtlichen Gesamtanlagen des Ringwalls mit dem Brunholdisstuhl.

Wir sind auf der fächerförmig sich ausbreitenden Ebene stehen geblieben, die sich an den Abhängen des Ringwallberges aus den abtransportierten Schuttmassen des Brunholdisstuhles mehr und mehr ansetzt. In weißer Voraussicht der kommenden Dinge hat unsere Stadtverwaltung ein im Osten angrenzendes Stück Bergwald am Brunholdisstuhl mittels Tausch erworben, da wir aus den oben genannten Gründen noch mit gewaltigen Mengen bis zur endlichen Freilegung rechnen müssen. Vielleicht wird sich erst nach einem halben Jahr erweisen, wie weit sich die derzeit fast 24 Meter hoch aufragenden, senkrechten Felswände in die Tiefe fortsetzen. Der Anblick dieser von oben bis unten im Viertel-Kreisbogenhieb bearbeiteten Flächen mit ihren 31 Felsbezeichnungen und 19 aus der römischen Besatzungszeit stammenden Inschriften ist jetzt schon einzigartig.

Bemerkenswert ist, daß nur in den unteren Partien die für römische Steinbruchtechnik angeblich typische Art des schrägen Einarbeitens in den Fels beobachtet werden konnte. In den oberen, älteren Partien des Brunholdisstuhles, stehen die Wände in rechten Winkel zueinander, und bilden in ihrer Gesamtheit einen nach Südosten offenen Bogen von etwa 80 Metern, dessen senkrechte Flächen mit ihrer Bearbeitung einen imposanten Eindruck bieten. Man hat versucht, die auffällig orientierten Flächen nur mit der Struktur des Steines zwecks Steinbruch in Beziehungen zu bringen. Es hat sich jedoch gezeigt, daß die innerste Felsfläche — eine größtenteils natürliche Wand — (Abb. 2) eine Nordostrichtung aufweist, die in der vorgeschichtlichen Zeit des allbeherrschenden Sonnenkultes und der Sonnenverehrung gerade an dieser Stelle kaum übersehen werden konnte^{*)}. Denn hier, wo die ursprüngliche Felsgruppe hoch am Berge nach der

^{*)} Ueber die Richtlage geheiligter Stätten siehe D. E. Reuter²⁾.

weiten Rheinebene zu hervorragte, war ein besonders günstiger Platz zur Beobachtung der Sonnenbahn zu schaffen, wozu die von der Natur gegebenen ersten Grundrisse im Felsmassiv förmlich einluden. Auch die Vermutung, daß sich hier oben eine Kulthöhle oder eine Grotte als Schauburg zu Ehren der germanischen Götter befunden haben könne, ist von berufener Seite erörtert worden³⁾.

Wir umgehen nun zur weiteren Orientierung den Ostflügel des Brunholdisstuhls, um zu dessen Höhe aufzusteigen, wo ein kleiner, in den 80er Jahren vom Drachensfelsklub geschaffener Aussichtsplatz teilweise den Raum einnimmt, bei welchem wir uns jene Schauburg denken können. Der weit im Umkreis mögliche Ausblick in die Rheinebene und in die Haardt muß in alten Zeiten noch eindrucksvoller gewesen sein, weil erst seit etwa 70 Jahren die Haide-Hochebene des Ringwallberges mit Kiefernwald bestellert wurde. Geisterhaft mochte einst von hier aus der über 1 km entfernte Teufelsstein nordwestlich über die Haide anzusehen sein, der noch um die Mitte des 18. Jahrhunderts als freiliegender, höchster Punkt in der näheren Umgebung des Ringwalls⁷⁾ beschrieben wird. Bedeutungsvoll für den vorchristlichen, verdrängten Namen des Peterskopfes, dessen Kuppe in nordwestlicher Richtung hinter dem Teufelsstein, vom Brunholdisstuhl aus gesehen, emporragt, ist die Tatsache, daß der Berg des Wettergottes in der Sonnwendlinie des Brunholdisstuhles liegt. Und wiederum, vom Teufelsstein aus gesehen, müssen in unbewaldetem Zustand die gigantischen Massen des mehr als 2 km im Umfang messenden Ringwalls einen erhebenden Anblick geboten haben, desgleichen die mancherlei Einzelheiten und Steinsetzungen in der etwa 1 $\frac{1}{2}$ Quadratkilometer großen Fläche, die der Ringwall in seinen Bann zieht.

Doch sind wir vorerst auf dem Aussichtsplatz des Brunholdisstuhls stehen geblieben, den wir hier völlig überblicken können, 22 Meter über den beharrlich tätigen Arbeitern, die wieder einmal von 2 Seiten her Gräben in die Schuttmassen nach dem Innern zu vortreiben. Die Einzigartigkeit der erreichten Freilegung bringt täglich eine Anzahl Besucher hierher, die besonders an den Sonntagen heraufwandern. Bisher wissen nur wenige von der lohnenden Stunde, die eine Besichtigung und Umgehung des Ringwalls bietet, dem wir nunmehr unser besonderes Interesse zuwenden. Ohne Kompaß und Karte (Abb. 3^{*)} — möglichst großen Maßstabs — wird

^{*)} Abb. 3 siehe Spalte 31—34.

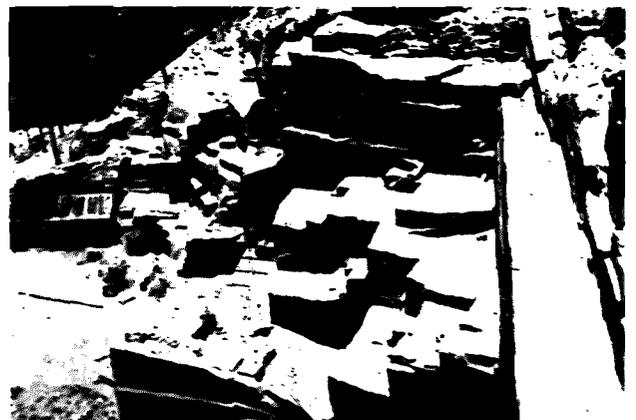


Abb. 2. Blick vom Aussichtsplatz auf die südwest-nordost gerichtete Kante der innersten, natürlichen Wand des Brunholdisstuhls. Links die Schutzhütte der Arbeiter (Größenverhältnis!).

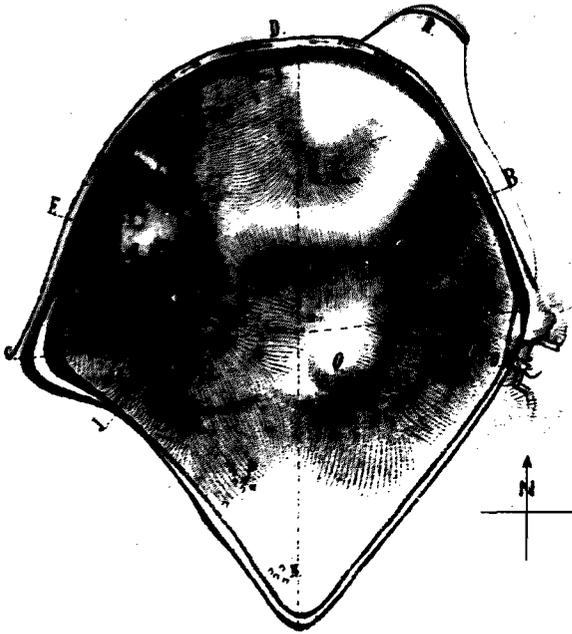


Abb. 4. Grundriß des Ringwalls mit Brunholdisstuhl.

die Sache weniger unterrichtend sein, und es empfiehlt sich deshalb, die hier beigegebene Skizze (Abb. 4) mitzunehmen.

Wir sehen sogleich, daß es sich hier nicht um einen der üblichen „Ringwälle“ handelt. Ein Ring hätte sich aber unweit nordwestlich, etwa auf Höhenlinie 260, sehr schön auf das Gelände eingelegt, wozu der Grundriß großenteils wie von der Natur vorgewiesen war.

Aber auch der Gedanke an eine Befestigungs-Anlage erweist sich nicht durchschlagend, da deren Grundlinien zum Teil erheblich anders hätten verlaufen müssen, wie jedem aufmerksam gewordenen Feldsoldaten beim Umgang auffallen wird. Und zur Gegenprobe ist auffallend, daß an minder wichtigen Stellen (im fortifikatorischen Sinn) wie an der sonderbaren Westecke, eine hierzu unverständliche Masse von Steinen angehäuft wurde! Wer nun aber unseren damaligen Vorfahren nicht die Fähigkeit zutraut, an militärisch richtigen Stellen Wälle zu ziehen, möge sich an Hand der Abbildung des Modells der Steinwallanlagen am Donnersberg in der „Urgeschichte der Pfalz“ von Dr. Sprater³⁾ vergewissern. In jenem dem Kriegsgott geweihten und von den Steinwällen umgrenzten Bezirk des Donnersberges könnte man sogar an Schulungsstätten des Heerbanns denken.

Ganz andere Gedanken kommen bei der Nachprüfung des Grundrisses des hiesigen Ringwalls auf. Die Vermutung, daß es sich um Sonnen-astronomische Grundrisse handelt, gebe ich als solche wieder — aber es bleibt uns vorerst keine andere übrig. Wir würden demnach in dem Nordbogen der Ringwallanlage die Winterjonnennbahn, und in der

zur Südspitze^{*)} auslaufenden Anlage die zur steilen Sommerhöhe ansteigende Sommerjonnennbahn annehmen. Die östliche Seite dieser Südspitze führt von altersher den Namen Sommerwende (und Sommerwunne).

Wir kommen von unserem Standpunkt aus in 10 Minuten zu dem südlichsten Ende der Spitze, die wir auf dem Weg zum Aussichtspunkt (Höhe 270) durchschreiten. Der Ringwall sieht zunächst nicht besonders imponierend aus, wie zumeist der Fall ist, wenn man auf seiner Innenseite den Umgang fortsetzt; von innen her konnte man überall leicht an den Horizont sehen, den sich die Himmelsbeobachter, die unsere gewaltige Ringwallfigur zu Ehren der Gottheit aufzogen, allenthalben frei hielten. Wir gehen also außerhalb des Ringwalles nach Nordwest, zur linken den Blick auf die Limburg, Isenachtal, Herzogsweiher usw. und bemerken dabei, daß die Massen des Ringwalles immer breiter und wichtiger werden. Fast 70 Meter breit liegen die Steinmengen an der Verdoppelung des Ringwalles, die die Westecke der Anlagen darstellt (Abb. 4). Wir haben also im Osten den Ausgangspunkt, nämlich den Brunholdisstuhl, im Süden die charakteristische Spitze des Walles, im Westen die Verdoppelung desselben, und wir werden dann im Norden einen Durchlaß durch den Wall finden, der die vierte Himmelsrichtung anzeigt.

Auf der Fortsetzung unseres Weges an der Westecke mit ihren absonderlichen Massen von Steinen kommen wir in nördlicher Richtung an eine Stelle, wo vor einigen Monaten von der Forstbehörde eine Bresche in den Wall gelegt wurde. Die dabei anfallenden Steine der Bresche dienen zur Auffüllung des Vorgeländes und Grabens als Unterlage des Weges zum Holzabtransport. Auch an diesem Durchstich des Walles hat sich wie bei früheren gezeigt, daß nur die obere Lage aus Rundlingen und verwitterten Steinen in der bekannten Moosfarbe des Ringwalles besteht. Die Lagen im Innern bestanden aus zackigen Bruchsteinen, deren Zwischenräume mit kleineren Bruchstücken ausgefüllt waren.

Die Fortsetzung dieses neuen Holzweges durch den Ringwall würde nun innerhalb desselben an eine sehr beachtenswerte 3-Hügelgruppe rühren, und ist deshalb unterblieben. Aber die gedachte Richtung des Holzweges erleichtert das Auffinden dieser „3-Königshügel“, wie wir sie wohl nicht mit Unrecht nennen. Ich verweise auf S. 145, 146 von W. Teudt „Germanische Heiligtümer“¹⁰⁾, wo er in Anschluß an die Beschreibung des 3-Hügelheiligtums zwischen den Lauen der Übereinstimmung gedenkt, die sich mit den alt-nordischen 3-Königshügeln im Heilig-

^{*)} Die Form der Südspitze, und das vom militärischen Gesichtspunkte aus unverständliche weite Zurücktreten derselben vom Berghang, läßt nach O. S. Reuters Auffassung die Stätte der Urteilsverkündung des obersten Richters im Heiligtum vermuten, die nach Süden gewendet erfolgen mußte.

tum Upsala ergab. Auch die Wiederentdeckung einer Rennbahn an den 3 Hügeln bei Alt-Upsala (infolge der Beobachtungen Teudt's zwischen den Lauen) muß uns an obiger Stelle interessieren, weil bereits Dr. Mehliis auf der Karte von 1876¹⁾ (Abb. 4) etwas ähnliches andeutet, — ohne zu wissen, um was es sich handelt. Heutigentags ist die Wiedererkennung der Rennbahn, die sich auch um den vierten (natürlichen) Hügel zu wenden scheint, erschwert, weil inzwischen die vor etwa 70 Jahren auf der ehemaligen Heidefläche angelegte Waldung das Verfolgen der einstigen Bahn behindert. Die 3-Hügelgruppe, die, wie das ganze Ringwallgebiet, noch unerforscht ist, ist künstlich angelegt, die Hügel enthalten auch Steinsetzungen, was Dr. Mehliis damals schon (1876) bei den zwei südlichen der drei Hügel vermerkt (s. Abb. 4). Der nördlich über der 3-Hügelgruppe liegende vierte Hügel (L) ist ein natürlicher. Ueber die früheren an diesem Hügel gefundenen Ausgrabungsergebnisse berichtete bereits Dr. Mehliis¹⁾. Diese Ergebnisse wären einer neueren Bearbeitung wohl wert, da Zeitbestimmungen der ausgegrabenen Stücke Meinungsverschiedenheiten zeitigten, besonders über eine große Zahl der Stein- und Tonscherben. Eine 13×5 cm große Steinart aus einer Granitart, die im Odenwald vielfach vorkommt, ein steinerer Siegel (Abb. 5), nach derzeitiger Auffassung von anderen soll er jedoch aus dem 17.—18. Jahrh. stammen, den Mehliis irrtümlich der jüngeren Steinzeit zuschreibt und welcher Reste von Bronzeschlacken enthalten haben soll und andere Dinge mehr, wären für heutige spezielle Untersuchungen zu nennen; viel Interesse erregen in den Sammlungen des Dürkheimer Museums unter den hier befindlichen Ringwallfunden die mächtigen Kornquetscher, die ebenfalls oben an dem oben genannten Hügel (L) gefunden wurden, nach ihrer kahnförmigen Gestalt „Napoleonsküte“ genannt, etwa 75×25×35 cm groß, auch kleinere und höhere Exemplare sind vorhanden, alle besonders bemerkenswert, weil auch an nordwestlichen Abhang des Limburgberges solche Kornquetscher gefunden wurden, auch Bruchstücke von diesen, die von gleicher Art sind wie die am Hügel (L) gefundenen.

Wir überschreiten nun zur weiteren Besichtigung des Ringwalls die nahe bei diesem Hügel (L) gelegene Stelle des Ringwalls und wenden uns außerhalb desselben nach Nordosten, um noch einmal einen Eindruck der mächtigen Außenhöhe des Ringwalls mitzunehmen, der hier über 10 Meter, von außen gesehen, hoch ist, während von innen gesehen der Wall wie eine flache Umgrenzung sich ausnimmt. Einer Flichburgenanlage entspricht auch diese Anordnung keinesfalls, wie aus dem Profil G. H. der beigegebenen Abb. 4 von Dr. Mehliis besonders einleuchtend ist: für Befestigungszwecke sollte die „Heidenmauer“ eigentlich gerade da anfangen, wo sie nach innen aufhört, wozu man noch das Vorgelände zur Ueberhöhung gegen Angriffe abstoßen konnte.

Die unvergeßlichen Ausführungen W. Teudts⁹⁾ vom 25. III. 34 haben aufs neue daran erinnert, daß wir im Ringwall und besonders in der von ihm umschlossenen Ebene ein nahezu unerforschtes Gebiet vor uns haben, das noch einer großen und gewiß Jahre erfordernden Bearbeitung harret, die dank der Einzigartigkeit dieses Gebietes das Interesse unserer Vorgeschichtsforschung und überhaupt unseres ganzen Volkes beanspruchen darf.

Das erste wäre, eine Karte im Maßstab 1:2000 der Ringwallanlagen zu fertigen, und in ihr sämtliche Einzelheiten, von denen einige weitere genannt seien, anzufertigen. Ich denke dabei an die große Zahl der kleineren Hügel, darunter mehrere mit eingesunkenen Kuppen, sodaß bronzezeitliche Bestattungen vermutet werden können, die besonders im Nordostgebiet der Ringwallebene scheinbar in bestimmten Anordnungen liegen. Auch ganz kleine, etwa 1 cbm große Hügelchen aus Steinen wären zu beachten, denn eines derselben enthielt eine steinkistenähnliche Setzung von größeren Steinen, deren Untergrund wie bei anderen (mutwillig zerstörten) in den feuchten Sand der Heide führte, während die Zwischenräume, besonders nach oben und außen mit kleinen und kleinsten Steinen ausgefüllt waren. In einem anderen dieser etwa 1 cbm großen Hügel fand sich allerdings keine charakteristische Steinsetzung mehr — dafür aber eine verzierte kleine Gipspeife aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts von Frankenthaler Fabrikat . . . ob sie wohl von einem enttäuschten und ergrimmtten „Schatzgräber“ zurückgelassen wurde, der sein im Renaissance-Stil gehaltenes Tabakpfeifchen hier zurückließ, nachdem es am Rohr abbrach?

Um aber den Besuchern vorzuführen, daß auch bedeutende Einzelheiten außer den Hügeln und Hügelchen der Klärung durch genaue Lageaufnahmen harren, sei der Rückweg von der Außenseite des Nordwest-Ringwallbogens über den Durchlaß am Nordpunkt des Walles empfohlen. Hält man danach ziemlich genau die Südrichtung ein, so trifft man nach etwa 100 Metern auf Steinsetzungen aus 3. Teil mannsgroßen Stücken in Kreisbögen, Schleifen und Ausläufern, die gewiß wert sind, einmal genau verzeichnet zu werden. Und anderes mehr. Die auf der Abbildung 4 mit „R“ bezeichnete, angelegte Stelle an der Außenseite des Nordostbogens des Ringwalls erhält ihren Sinn vielleicht dadurch, daß



Abb. 5. Steintiegel vom Ringwall-Hügel (L). Durchmesser 7×8 cm.

III. Die vorgeschichtlichen Steinbrüche für die Waffen des Ringwalls.



Abb. 6. Rabe aus dem Leifstadter Steinbruchbetrieb. Er wurde nebst der römischen Inschrift J. O. M. dem Dürkheimer Museum überwiesen.

an dieser Stelle, unter dem Ringwall hindurch, ein Wasserabfluß ging, der durch größere Steine vor dem Zusammenfallen geschützt und so eng gewesen sei, daß sich ein kleiner Junge noch eben hindurchzwingen konnte. Nach Angabe von Herrn Glasmeister Heinrich Haas, Bad-Dürkheim, Obermarkt, dem ich diese Mitteilung verdanke, wurde sowohl die äußere Öffnung dieses Wasserablaufes zugeschüttet, wie auch das schachtförmige „Brunnenstübchen“ am inneren Rande des Ringwalls, das mit roh behauenen Steinen ausgelegt gewesen sei. Man wollte vor 60 Jahren Einsturzgefahren bei jenen Spielen der Kinder vorbeugen. (Dr. Mehlis S. 10.)¹⁾

Eine andere Wasserstelle ist heute noch in der Nähe der mit „Wasser“ bezeichneten Lage (Abb. 4) im nördlichen Teil der vom Ringwall umschlossenen Ebene vorhanden. Die Strichelung auf der Karte entspricht der Lage der mit aufeinandergeschichteten Steinen getrennten Wassergräben.

Wir gehen nun von hier aus nach Ost-Südost, um einen in diesem Jahr getätigten Durchstich des Ringwalls zu besichtigen. Er wurde hier vorgenommen, weil der Ringwall eine quere Einenkung zeigte; wir glaubten, evtl. auf einen zusammengefallenen Durchgang zu treffen. Aber da nichts derartiges gefunden wurde, ist vermutlich der alte Durchstich von Dr. Mehlis (bei A.-B.) wieder aufgedeckt worden; dadurch war wohl die obige Einenkung entstanden.

Sehr beachtenswert ist die noch offen liegende Durchstechung des Ringwalls dennoch, weil sie wiederum zeigte, daß unter den oberen Lagen des Ringwalls zackige Bruchsteine und Stücke von Wacken — bis kleine Handkoffergröße — zu finden sind, wie sie ein kräftiger Mann wohl einige hundert Meter verschleppen kann. Art und Aussehen des Steinmaterials führt uns bei unserem Rückweg zum Brunholdisstuhl zur Frage: Wo stammen diese Bruchsteine her?

Wenn man sich auf den Meter des Ringwalls durchschnittlich etwa 20 Wagenlasten Steine denkt, so kommt man bei dieser mäßigen Abschätzung bei etwa 2 km Ringwall in die Zehntausende. Nun wurde das Steinmaterial für den Ringwall (der wie gesagt nur oben auf mit Rundlingen abgedeckt ist) auch hin und wieder am Platz gebrochen, wie das eine Profil C. D. beweist; hier hat der Bruch am Platz gewiß für die Hälfte des Erforderlichen ausgereicht. Und ferner wollen wir die vom Ringwall umschlossene Ebene und das Vorgelände uns möglichst steinig vorstellen, so daß die Hälfte, und noch mehr, der unheimlichen Mengen für die Wallaufschichtung auf diese Weise geholt werden konnte, und daß trotzdem genug für die Steinsetzungen im Ringwallinnenraum übrig blieb. Es ist auch sicher, daß umherliegende Stücke leichter zerkleinert und verwendet werden konnten, als wenn man sie erst aus einem Steinbruch am Bergabhang heben mußte. Abgesehen von der nicht mehr diskutablen Annahme, „daß die Germanen der Vorzeit keine Steine brechen konnten“ ist noch von niemandem, der den Ringwall wirklich einmal geprüft hat, die Meinung vertreten worden, daß das „freiliegende Material am Ort“ allein ausgereicht hätte. Statt es aber aus größerer Entfernung herbeizuholen, war es doch einfacher, und zwar mindestens für die Ostteile des Ringwalls, an die Felsen des Brunholdisstuhls zu gehen. Ein anderer Steinbruch kam bequemer für die Erbauer nicht in Betracht, wie die Entfernungen auf der Karte und die Höhenunterschiede erkennen lassen. Aber sicher kamen für die Römer, die die Steine von weither holten, wie wir aus der Nachprüfung in den Mainzer römischen Denkmalsbeständen hörten¹⁾, auch andere Steinbrüche außer dem Brunholdisstuhl in Betracht, die in unserer Umgebung einen gleichen Stein boten wie der Brunholdisstuhl. Darauf weist auch die Jupiterinschrift an einem Steinbruch nördlich des Brunholdisstuhles hin, deren Lage nicht mehr festgestellt werden kann, da sie dem Steinbruchbetrieb der letzten Jahrzehnte zum Opfer fiel. Der in der Nähe befindliche Rabe (Abb. 6) ist ebenfalls ausgebrochen worden, und ist den Sammlungen des Dürkheimer Museums einverleibt worden. Der Rabe, ein nordisches^{1,2)} für Römer ungewöhnliches Motiv, läßt für jenen Steinbruch ähnliche Verhältnisse wie im Brunholdisstuhl annehmen, wo ebenfalls Germanen in der römischen Besatzungszeit Steinbrucharbeiten verrichten mußten.

Nun ist es aber keine Gewohnheit der Römer gewesen, ihre Steinbrüche von oben bis unten zu be-riffeln, d. h. im Viertelkreisbogenhieb zu glätten*);

*) Siehe Fußnote Sp. 7.

auch gibt die Lage des Brunholdisstuhls am Ringwall als einem germanischen Heiligtum zu denken, und vor allem ist nirgends ein römischer Steinbruch bekannt geworden, der eine solche Sammlung von germanischen Kalender- und Kultzeichen aufweist, wie der Brunholdisstuhl.

Hier muß also etwas besonderes vorliegen. Die Frage nach dem Zusammentreffen all dieser Umstände läßt sich vielleicht aus einer anderen Richtung lösen:

IV. Der Brunholdisstuhl als wichtigste astronomische und Kultstätte der gesamten Ringwall-Anlagen.

„Aus Germanien sind alle heiligen Bauten der vorchristlichen Zeit, sofern sie überhaupt vorhanden waren, vom Erdboden verschwunden, wovon vielleicht das Sazellum der Externsteine die einzige Ausnahme bildet. Aus der Tiefe gräbt jetzt Dr. Löschke in Trier die Trümmer heiliger Bauten, deren Bedeutung wir noch nicht überblicken.“ —

„... man hat hin und her im Lande zahlreiche andere aus Stein errichtete, dem Dienst der Gottheit geweihte Mäler und Türme gehabt, die ebenfalls verschwunden sind. Ihr Dasein sowohl, als auch ihre völlige Vernichtung erhellt mit erschütternder Deutlichkeit aus einem kaum bekannten Beschluß einer Kirchenversammlung von Nanzig, welcher die Verordnungen König Karls vom Jahre 789 zu Aachen bestätigte und noch verschärfte. Ich entnehme den Beschluß einer Schrift des bischöflichen Konsistorialrats K. K. Prof. Franz Widlek-Znaim, einer gewiß unverfäglichem Quelle...“ Er lautet: (folgt der lateinische Text, danach die Uebersetzung).

„Auch die Steine, die das durch Dämonenblendwerk getäuschte Volk an den Trümmerstätten in den Wäldern verehrt, wo es auch Gelübde ablegt und erfüllt, sollen von Grund aus ausgegraben und an einen solchen Ort geworfen werden, wo sie von ihren Verehrern niemals aufgefunden werden können.“

Es handelt sich also um eine Kirchenversammlung, der „die bereits vollzogene Zerstörung der Mäler noch nicht genug war“.

Ich habe diese vorstehenden Sätze aus der Einleitung zum 15. Abschnitt des oben erwähnten Werkes von W. Teudt, Germanische Heiligtümer¹⁰⁾ deshalb entnommen, weil sie am besten klar machen, was wir auf der Suche nach germanischen Richtmälern, Orientationspunkten usw. von vornherein zu erwarten haben.

Zur Prüfung der Frage, ob im Brunholdisstuhl der Ur-Ausgangspunkt und das Allerheiligste der Ringwallanlagen gesehen werden kann, unterlege ich zunächst als Tatsache, daß die Erbauer des Ringwalles über ein Jahrtausend vor der römischen Besatzungszeit dagewesen sind. Widersprechendes hat

sich nicht ergeben. Ich verweise auf eine große Bronzenadel mit Kopfstück, das Spitzenende fehlt leider, die mit anderen Funden im Dürkheimer Museum vorliegt und anderen Bronzenadeln ähnelt^{20a)}.

Es mag auffällig erscheinen, daß von einer der bekannten Gewandnadeln aus Bronze so besonders die Rede ist, jedoch lag dieser einsame Bronzefund außerhalb des Bereiches der zerstörenden römischen Steinbruchtätigkeit; innerhalb dieses Bereiches können wir schwerlich solche Zeugen der germanischen Vorzeit erwarten. Die Gewandnadel lag übrigens noch innerhalb des äußersten östlichen Flügels des Brunholdisstuhls bei einer ausgedehnten, bis zu 4 cm dicken schwarzen Brandschicht, also an einer Stelle, an welcher mehr als einmal Feuer entfacht wurde. Bis Ende Februar 1935 zeigte sich die Ausdehnung dieser Brandschicht etwa 22×5 m groß, schräg nach dem Inneren des Brunholdisstuhl-Bogens verlaufend, wo sie endigte.

Bemerkenswert ist, daß vor diesem Ostflügel des Brunholdisstuhles bis gegen 1870 die sogen. Fastnachtsfeuer⁶⁾ entfacht wurden, und ich schließe mich ebenfalls der Auffassung an, daß ein — wohl christlich verspotteter — Ueberrest einer tausendjährigen völkischen Ueberlieferung aus dem Verdämmern der germanischen Kultstätte vorlag. Die oben genannte Brandschicht liegt jedoch auf der untersten bisher erreichten Sohle der Grabungen und kommt somit für die neuzeitlichen Feuer nicht mehr in Frage, wohl aber für die Zeit der Bronzenadel.

Auch für den Ringwall hat man zufällig einen kleinen Beleg aus der Bronzezeit entdeckt, nämlich einen dünnen, stark oxydierten Bronzering von 2 cm Durchmesser, der nach der Mitteilung von Dr. Mehlig [f. gen. Schrift v. 1876] (S. 19¹⁾) 1 m unter der Oberfläche des Nordostbogens des Walles und unter einer Steinplatte desselben gefunden wurde.

Außer durch die Feuer vor dem Brunholdisstuhl^{*)} erhalten wir Hinweise auf das hohe Alter und die Heiligkeit des Platzes, wenn wir den Fragen der Ortung des Ringwalls nachgehen.

Selbstverständlich ist, daß wir keine besonderen Richtmäler mehr erwarten dürfen, wie eingangs dieses Abschnitts eindringlich begründet ist.

Aber ebenso selbstverständlich, daß eine solche Anlage wie der hiesige „Ringwall“, der aus den auf Sp. 10 u. f. genannten Gründen keiner der üblichen vielen Ringwalle sein kann, von einem bestimmten Ostpunkt aus aufgezo-gen wurde, wie die uralte Stonehenge bei Salisbury. Der astronomisch: Stein (außerhalb des vorgeschichtlichen Steinkreises), über welchem am Sommwendtage die Sonne am Horizont aufsteht¹²⁾, gab für Stonehenge den ersten Anlaß zur weiteren Enträtselung dieser Anlage, denn es erwies sich, daß sie von diesem Stein aus orientiert

^{*)} Daß die Uranlage derselben vorgeschichtlich sein muß, beweisen die Ortungssysteme; siehe Abschnitt V.

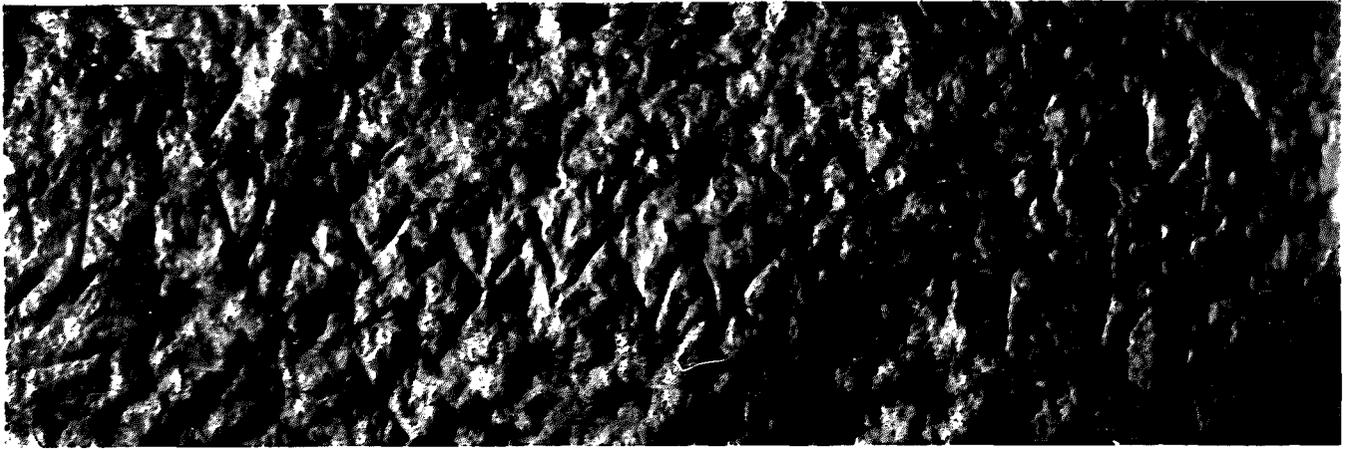


Abb. 7. Primus Magistri. Inschrift neben einer Karikatur (rechts) auf einen Vorarbeiter im römischen Steinbruchbetrieb.

wurde, daß dieser Ostpunkt maßgebend für die Jahreszeiten-Einteilung in dem riesenhaften Steinkalender wurde¹³). Stonehenge und andere erforschte Steinkreise liegen in der Ebene. Wir haben über Dürkheim aber ein unerforschtes Bergheiligtum vor uns, einen eigenartig gestalteten Steinwall, dessen Grundrißfigur als genauen äußersten Ostpunkt die Stätte des Brunholdisstuhls aufweist.

Waren Holzaufbauten zur Abvisierung des Beginns bestimmter Jahresabschnitte auf dem Ringwall? An einzelnen Stellen desselben seien Pfostenlöcher im Wall bemerkt worden, es ist leider nicht mehr festzustellen, wo sie gewesen sein sollen, nur die ehemaligen (verfehlten) Versuche, eine „Galliermauer“ aus Holz und Steinen im Ringwall zu sehen, erinnern daran. Der Befestigungstheorie²) für den Ringwall, von der weiter oben die Rede war, läßt sich von keinem Gesichtspunkt näher treten. Wohl aber könnte die Festlegung der Richtung der Ur-Ortungslinie vom Sonnenaufgangspunkt im Nordosten eines bestimmten Tages her, für die Einzelheiten unserer absonderlichen Ringwallgrundrisse den ersten Anstoß zu deren Enträtselung abgeben, wobei die oben vorgeschlagene Bestandsaufnahme innerhalb des Ringwalls (Sp. 14) nicht fehlen darf. Wo könnte nun diese gedachte erste Ortungslinie über den Brunholdisstuhl die gegenüberliegende Westecke des Ringwalls durchschneiden? Diese Westecke, dargestellt durch die mächtige Verdoppelung des Ringwalls, liegt in ihrer Gesamtheit mehr in südwestlicher Richtung vom Brunholdisstuhl her gesehen, was sich aus unserer Ueberlegung wohl verstehen läßt, weil die Sonne mehr in nordöstlicher Richtung sich an dem gesuchten Tage erheben wird, entsprechend den Erfahrungen mit den Richtlagen anderer germanischer Heiligtümer. Bestimmtere Punkte für Ortungslinien des Ringwalls könnte man wohl an den Gabelungsstellen der Verdoppelung an der Westecke erwarten (Abb. 4). Besondere Bedeutung muß die Richtung der Verbindungslinie vom Brunholdisstuhl zu der wichtigen

Südspitze haben, womit wohl der Anfang in den Anlagen gemacht wurde.

Es ist mir wohl bekannt, in welcher Weise gegen die Ortungssysteme Sturm gelaufen wird. Irrtümer und unterschiedliche Auslegungen werden uns in den Auseinandersetzungen um dieses noch neue Forschungsgebiet auch weiterhin nicht erspart bleiben. Nur eine Ortungslinie ist in dem Gewirr der Meinungen unbeanstandet geblieben, und das ist die Ortungslinie aus der Himmelsrichtung des allgemeinen Aufgangs der Gestirne, die erst seit christlicher Zeit allgemein als die Segenspendende gilt. Diese Auffassung der Ostrichtung war kein Allgemeingut der Indogermanen*), als die christliche Kirche anfing, ihre Bauten mit dem Chor als der allerheiligsten Stätte nach Osten gerichtet anzulegen, wobei aber als Richttage für die Ostung nicht selten heidnische Kultzeiten gewählt wurden. In seinen Arbeiten „Kirchenbau und Erdachse“¹⁴) (1930) ist Studienrat G. Hecht-Holzwinden den Ursachen der Falschrichtung in den Ostungslinien alter Kirchen nachgegangen und hat neben mancherlei Resultaten auch die Jahreszeit der Ostung beweisen können, wie Frühlingsanfang, Zeit der Sonnenwende und besonders die „12 heiligen Nächte“. (Heidnische Kultnächte!) Mein Vorschlag auf Nachprüfung der hiesigen Verhältnisse durch ihn ist leider nicht durchgedrungen. Herr Hecht hätte uns nicht nur in der hiesigen nord-ostgerichteten Schloßkirche seine Beobachtungen durchführen können, sondern vielleicht auch der Nord-Ostung des Brunholdisstuhls zum Ringwall näher treten können. Die Schloßkirche, eine wiederholt in ihren Bauzeiten lockende romanisch-gotische Uebergangskirche hieß übrigens ursprünglich „zum St. Johann“. Letzterer war der Schutzherr der Salier¹⁵), deren Burgstätte vor ihrer Preisgabe (1025) zur Errichtung des Klosters Limburg von altersher Beziehungen zum benachbarten

*) Vgl. Kampf der Gebetrichtung in D. S. Reuter²⁸) und das altkirchliche Verbot der Nordrichtung für Kirchenanlagen; derj. 27).

Brunholdisstuhl gehabt zu haben scheint, wovon weiter unten einiges erörtert wird.

Ich halte also dafür, daß der ungeklärte Grundriß des Ringwalls vom Brunholdisstuhl her aufgezogen wurde, wie etwa vom Chor alter Kirchen der westwärts sich erstreckende Bau orientiert wurde. Der Bedeutung der Stätte, die erst in der Neuzeit den Namen Brunholdisstuhl führt, entspräche dann deren Ausgestaltung zu Beginn der Anlagen, die in der römischen Besatzungszeit der ersten 3 Jahrhunderte unserer Zeitrechnung bereits auf ein über 1000-jähriges Bestehen zurückblicken könnten. In einem Jahrtausend hatte das Ringwallheiligtum Zeit genug, weithin eine solche geheiligte Tradition zu bekommen, daß sie in der vorwiegend militärischen, aber völkisch wenig verändernden römischen Besatzungszeit zweifelsohne im alten Ansehen der Umgebung fortbestand. Die dem gigantischen Heiligtum zugetane Umgebung können wir uns gewiß nicht eng begrenzt vorstellen, denn Zehntausende Kubikmeter Ringwallsteine waren weder von einem kleinen Stammeskreis zusammengetragen worden, noch weniger war das Unternehmen für ein paar Sippen bestimmt. Daß römische Befehlshaber keine Rücksicht darauf nahmen, daß sie sich an geheiligter Stätte Steine holen ließen, ist bei der Haltung der Römer nicht verwunderlich. Ebenso selbstverständlich mußte man aber damals wissen, daß die Steine an einem Ringwallheiligtum gebrochen wurden. So erklärt sich auch, daß die germanischen Zwangs- Legionare im Bewußtsein der geheiligten Ueberlieferung des Platzes kultische Zeichen und Erlebnisse in die Felsen ingraben, oder ältere Zeichen verschoneten. Wer möchte bei den meisten der Felszeichnungen noch an Gelegenheitskritzereien irgend welcher Steinbrucharbeiter glauben? Die einzige, die auch danach aussieht, ist die sogen. Magisterkarikatur, auf einen Meister des Steinbruchbetriebes bestimmt, wie die daneben stehende römische Inschrift erkennen läßt (Abb. 7). Die Mehrheit der Felszeichnungen hat einheitliche Bedeutung als Kultzeichen, die an dieser Stätte nichts zufälliges sein können. Da aber auch die Ueberlieferung an ihr ebenso einheitlich von Germanen weiter geführt wurde, wird sich der Uebergang der vorrömischen Zone in die spätere, nur dem Steinbruchbetrieb eigene Zeit schwer bestimmen lassen. Vielleicht beim weiteren Fortschreiten der Ausgrabungen, von deren Ende wir noch mindestens einige Monate lang entfernt sind.

Aber nicht nur in römischer Zeit mußte man von der alten Kultstätte, auch die christliche Kirche mußte genau wissen, was sie hier vor sich hatte, und sie hat gewiß dementsprechende Schritte getan. Die Einleitung zu diesem IV. Abschnitt meiner Ausführungen erspart jedes weitere Wort über die Gründe.

Aus der Ebene innerhalb des Ringwalls konnte man Teile von Steinsetzungen verschleppen oder

durcheinanderwerfen; aber an seiner wichtigsten und heiligsten Stätte konnte man, den hier vorliegenden Umständen und der Zeit nach (vor Anwendung von Sprengmitteln) nichts geeigneteres zur Vernichtung tun, als eine Verschüttung anzuwenden.

Ob zuvor eine Steinbruchtätigkeit durch christliche Einwohner in der nachrömischen Zeit stattfand, ist nicht ausgeschlossen; der „unrömisch“ aussehende Sargdeckel (Abb. 8), der im oberen Drittel der Verschüttung lag, läßt daran denken. Auch das A O (Abb. 9), wohl α und ω , könnte hierzu sprechen.



Abb. 8. Sargdeckel, nachrömisch-christlich?

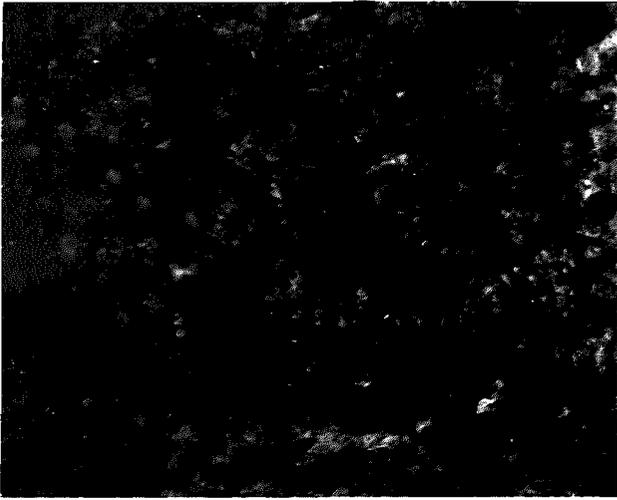


Abb. 9. Das „A“ und „O“ im inneren Ostflügel des Brunhildisstuhls.

Die von anderen vermutete friedliche Auflassung eines römischen Steinbruchbetriebes paßt nicht zu der ziemlich großen Zahl zurückgelassener, doch recht

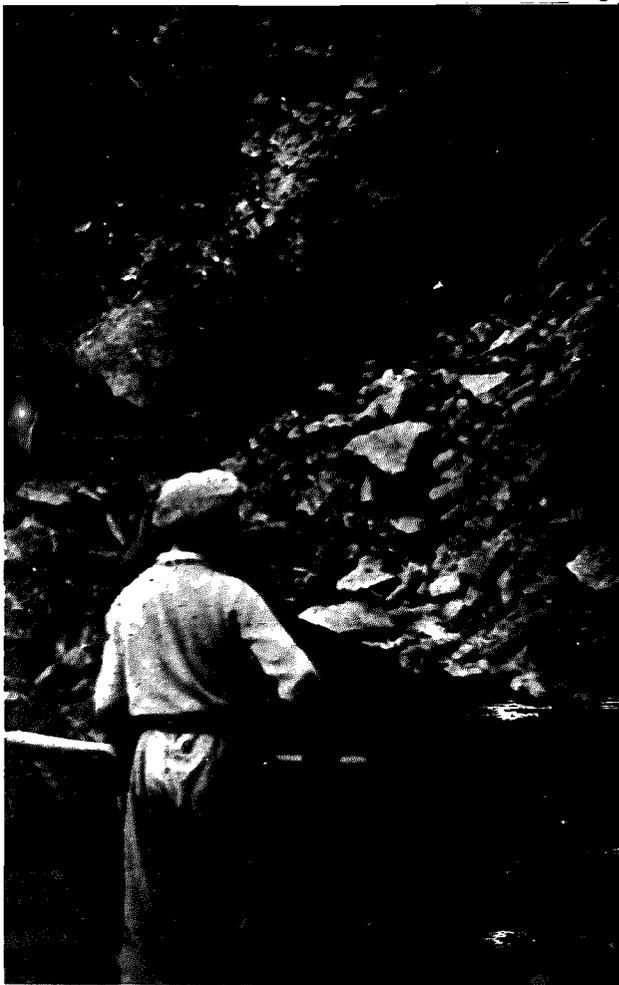


Abb. 11. Oberer Teil der Verschüttung in der östlichen Brunhildisstuhlmitte. Darunter gleiches Material, wie in den Ringwalldurchstichen gefunden wurde.

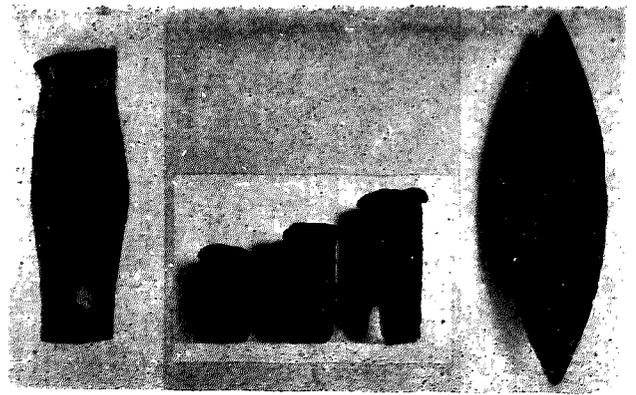


Abb. 10. Hammer und Eisenkeile, Zweispiz. Römische Werkzeuge aus dem Ostflügel des Brunhildisstuhls. Die 3 Eisenkeile wurden aufeinandergelegt vorgefunden. Zwei weitere Zweispiz, Meißel, Keile usw. im Dürkheimer Museum. Größe des Zweispiz: 29×7,5 cm.

wertvoller Hämmer, Zweispiz, Keile (Abb. 10) usw., die die Sammlung im Dürkheimer Museum auch aus dem tieferen Teil des Brunhildisstuhls erhielt. Aber auch die Art der mächtigen Verschüttung bis zum obersten Rand (Abb. 11) des Heiligtums macht nicht durchgehend den gedachten Eindruck friedlich-allmählichen Anfüllens durch Steinbruchabraum und Ansammlung zermahlener Schichten; am wenigsten im oberen Drittel (Abb. 11). Aus der Gleichartigkeit eines Großteils der Trümmer mit dem im östlichen Ringwalldurchstich zutage getretenen Material ist dann auch die Lücke des Ringwalls im Bereich des Brunhildisstuhls zu erklären. Es ist vielleicht zu bedauern, daß die Technik der Freilegung des Brunhildisstuhls es nicht ermöglichte, so manchen großen Gesteinsbrocken zur Seite zu legen, da ohnehin die noch erforderliche lange Dauer der Fortsetzung der Grabungen eine vorzeitige Erschöpfung der noch zu bewilligenden Mittel mit sich bringen könnte; wir wissen nicht, ob eine Zusammensetzung gewisser Stücke nicht etwa zur Erkennung von Aufbauten geführt hätte (Abb. 12).

Weshalb fand nun die fast völlige Verschüttung des Brunhildisstuhls statt? (Abb. 13). Vor Beendigung der Grabungen läßt sich einstweilen annehmen, daß man ein Wiederaufleben der Kulte an der altheidnischen Stätte, die großen Ruf besessen haben muß, um jeden Preis verhindern wollte. Es ist auch zu beachten, daß die oberen rechten Winkel der hohen Felskanten des östlichen Brunhildisstuhls eine Südrichtung, und die des inneren Westflügels eine Ostrichtung aufweisen. Der Gedanke ist naheliegend, daß eine Kalenderuhr für den Stand der Sonne in den verschiedenen Jahreszeiten aus dem Schattenspiel an den Wänden des Heiligtums weithin zu ersehen war, was durch die Verschüttung vereitelt werden sollte.

Angeichts der sehr schroffen Ablehnung, die diese Möglichkeit eines Sonnenkalenders bisher gefunden hat, kann nur darauf hingewiesen werden, daß die



Abb. 12. Zwei der fünf „mißglückten römischen Mühlsteine“, oder abgepresngte Teile von Aufbauten, woran der linke denken läßt? (Im Museum Bad Dürkheim.)

An der Wesercharte zeichnen die Bauern noch heute eine Säule mit einer Scheibe darauf auf geweihten Türpfosten — in katholischen Dörfern dicht daneben den Namenszug Christi und der Maria bei diesen „Sonnenjähnen“. (Mitteilung von Herrn Prof. Dr. E. Jung-Marburg, Februar 1930). Es handelt sich dabei vielleicht um eine alte Erinnerung an sonnenkultische Aufbauten, die auch in dem Dürkheimer Heiligtum gestanden haben könnten.

Nachprüfung durch Fachmänner, die sich in die erforderlichen Projektionen einer solchen Jahreszeiten- uhr eingearbeitet hätten, noch aussteht. Diese Gelegenheit zu verschweigen hieße wohl einer Beurteilung vorgreifen. Zu beachten ist, daß die innerste Wand des Brunholdissthules, von der die genannten rechten Winkel ausgehen, eine Nordost-Südwest- richtung aufweist. In den Zeiten der beherrschenden Sonnenbeobachtung, in denen der Blick nach der Sonne mit ähnlicher Selbstverständlichkeit geschah wie heutigentags der Blick auf die Uhr und in den Kalender, konnte die Richtung dieser natürlichen, nach Südost freien Felswand auf unserer, der Beobach- tung der Sonnenbahn besonders günstigen Stätte, kaum unbeachtet bleiben. Und wer einmal so viel- sagende Ausführungen über den Jahreslauf der alten bäuerlichen Volksfeste und ihre kultischen Ursprünge vernommen hat, wie sie vor einigen Wochen Prof. Dr. Fehrle im Rahmen des Winterpro- gramms des Mannheimer Altertumsvereins gegeben hat¹⁵⁾, wird wenigstens nicht prinzipiell bestreiten können, daß es exakte Kalenderstätten gegeben ha- ben muß, in denen das Herannahen bestimmter Richttage in der urbäuerlichen Kultur vorausgesetzt wurde*). Die Möglichkeit einer Kalenderstätte im Brunholdisstuhl ist nach alledem der Erwähnung und Nachprüfung wert.

*) Siehe Vororte für die Jahreszeitbestimmung im N. E. Reuter²⁰⁾. Für Deutschland ist erst ein Vorort großen Stils in den Eternsteinen erkannt worden. Im Brunholdisstuhl und Ringwall vermute ich einen himmelskundlichen Vorort für das mittelherrnische Gebiet.

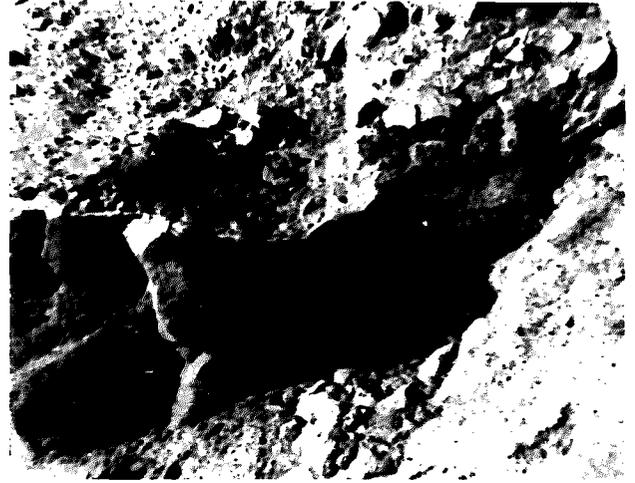


Abb. 13. Verschüttung auf dem oberen Westflügel des Brun- holdissthuls. In der Mitte: der sogenannte „Länzer“, Abb. 34, 1,5 Meter unter dem Waldweg vor der Grabung.

Wir können vorerst wenigstens von dem gesicher- ten Fund einer gewöhnlichen Sonnenuhr berichten. Dieser, etwa $\frac{1}{2}$ Meter große (Abb. 14) Tageszeit- messer zeigt die typische Einteilung der Horizontal- Sonnenuhren¹⁶⁾ auf einem leider abgepresngten Fels- block. Ob sie aus germanischer oder römischer Zeit stammt, steht infolge der Abpresngung aus ihrem Standort dahin, jedenfalls aber haben wir die älteste Sonnenuhr Deutschlands vor uns. Wer noch weiter nach Zeichen der Sonnenbeobachtung und vor allem des Sonnenkultes im Brunholdisstuhl Umschau hält, wird eine gute Stunde benötigen, bis er die Zeichen in ihrer Vielgestaltigkeit gewürdigt hat.

So kommen die Sonnrädchen in 4 Formen vor. Einmal als speichiges Rad von etwa 20 cm Durch-

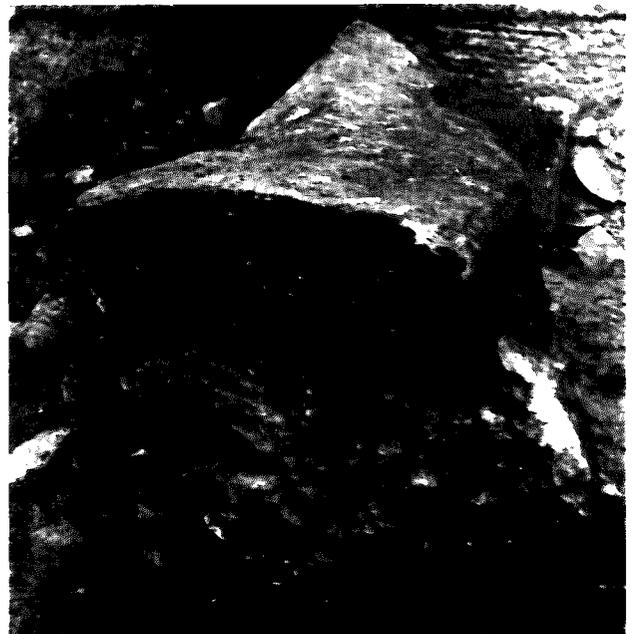


Abb. 14. Horizontal-Sonnenuhr auf abgepresngtem Felsblock.



Abb. 15. Die „Brezelstecken“. Zwischen dem ersten u. zweiten links an der Felswand ein achtspeichiges Sonnenrad.

messer; zweitens als Rad mit 8 Speichen, jedoch mit 3 aufgesetzten Strichen oder einfachen Zacken, und mit einer Verlängerung der nach unten gerichteten Speiche, so daß das Ganze bei einer Länge von 85 cm an die Brezelstecken (Abb. 15) des Sommerfestes im mittelhheinischen Frankentum erinnern kann.

Die dritte Form der Sonnenraddarstellung—sie erinnert am meisten an die massenhaft in Gräbern sich findenden erzenen Ziernadeln, die oben das Radzeichen tragen (18 S. 251) — ähnelt der eben beschriebenen zweiten, jedoch hat sie zwei seitliche Berührungslinien, die sich nach unten auf der Speichenverlängerung treffen; man kann dabei an die 3-zinkige Gabelung des Zeichens der aufgehenden Sonne denken (Abb. 16). Das umgekehrte Zeichen der zur Winterbahn nieder sinkenden Sonne findet sich zweimal, einmal schräg nach rechts unten gestellt (Abb. 17), ein andermal senkrecht nach unten in der Nähe der römischen Inschrift, die nach Ansicht Sprater's einer einheimischen Gottheit geweiht sein könnte.

Die vierte Form des Sonnenrädchens (Abb. 18) steht zu unterst von den übrigen, etwa 2 Meter über der tiefsten Stelle die bisher die Probegrabung am Ostflügel des Brunholdistuhles erreichte. Durch dieses Rädchen, besser gesagt Scheibe, geht nur der senkrecht nach unten verlängerte Durchmesser. Der Auf-

fassung, als ob es ein „nicht vollendetes Rädchen“ sei, kann ich nicht beipflichten. Denn der Darsteller hat eine ungewöhnliche Mühe auf die Ausarbeitung der auf die Scheibe aufgesetzten 3 Zacken verwendet, die keilförmig vertieft sind, also nicht einfache Striche wie die 3 Zacken über den anderen Sonnenrädchen. Durch etwa 60 kleine Einhiebe von der Größe eines Fingernagelindrucks hat der Darsteller den 3 keilförmigen Vertiefungen ein federartiges Aussehen gegeben, zu dem er viel mehr Zeit brauchte, als wenn er einfach noch einige Speichen eingerigt hätte. Man wird also bezüglich der vermeintlichen „Unfertigkeit“ des Sonnenrädchens auf andere Gedanken kommen müssen; vielleicht geben einmal andere Besucher uns Aufschluß darüber.

Besonderes Interesse dürfen die Darstellungen von Sonnenrossen erwecken, denn für die Zeitbestimmung der beiden obersten Rosse (Abb. 19 u. 20) kann wohl kaum eine Gleichzeitigkeit mit den Römern angenommen werden. Diese beiden innersten und obersten im Galopp gehaltenen Schattenrisse eines breit-halfigen Hengstes und einer flüchtenden Stute sind



Abb. 16. Achtspeichiges Sonnenrad auf dem Zeichen der aufsteigenden Sonne mit drei aufgesetzten Strichen.

gewiß völlig unbeeinflusst von fremden Vorbildern, und über 2000 Jahre alt. Den übrigen, weiter abwärts auf den mehr nach vorn und außen folgenden Darstellungen von Sonnenrossen ermangelt je weiter nach abwärts, desto mehr die urwüchsige Frische der aus unbefangener Beobachtung schöpfenden Art der Darstellung (Abb. 21).

Besonders auffällig ist dies am untersten der Sonnenrosse (Abb. 22). Kaum 18 cm lang, wesentlich kürzer als die obersten beiden Rosse, ist es das einzige im Halbre relief gefertigte Pferde bild, und läßt durch seine gezielte Denkmalspoje an eine Schablone aus der Römerzeit denken. Nur eines der Sonnenrosse ist nicht nach Südosten gewendet sondern nach Westen und findet sich am äußersten Ostflügel unter dem Gefallenendenkmal des Drachensfelsklubs. Es gehen die Meinungen darüber auseinander, ob die letztgenannte Darstellung eines Rosses als altprimitiv oder unbeholfen anzusprechen ist.

Einige Meter unterhalb des vorletzten Rosses fand sich die als erste entdeckte römische Inschrift der XXII. Legion, die i. Jt. durch Presse und Rundfunk weit bekannt wurde, aber leider ohne daß der beiden 70 und 40 cm hohen, zackigen Sonnenbahnru-

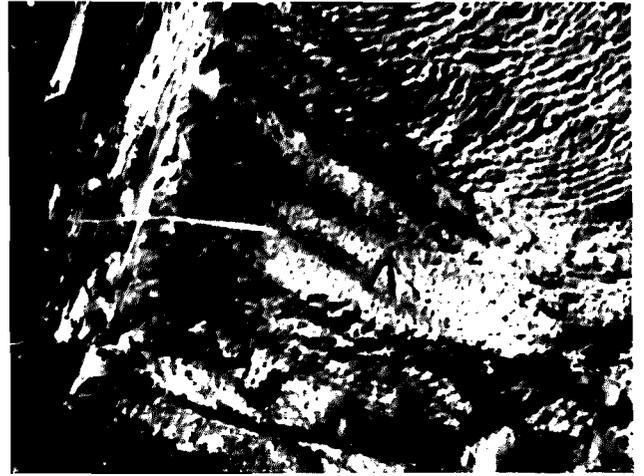


Abb. 17. Zeichen der Winter Sonne und darüber Beispiel der fast durchgehenden Bearbeitung (Beriffelung) der Felswände im Brunholdisstuhl.

nen (Abb. 23) gedacht wurde, was wir hiermit nachholen wollen, denn im Rahmen des ganzen Plakes können diese Runen nichts zufälliges sein. Schonend weichen die unbeholfenen Schriftzüge der 3 einheimischen Legionare vor den Linien der Runen aus, die ersichtlich zuvor angebracht waren. Ursus, Gettonius und Dossus lauten die 3 im Wortstamm unrömischen Namen aus der XXII. Legion, die wiederholt eingekerkelt ist. Diese sonderbare Legion führte übrigens ein Hakenkreuz (Abb. 24) im Truppenstempel; sie war im ersten bis dritten Jahrhundert in Mainz.

Es ist nun ganz ausgeschlossen, daß die Angehörigen dieser Hakenkreuzlegion nicht genau gewußt hätten, an welcher geheiligten Stätte der einheimischen Vorfahren sie sich befanden. Und wenn man annehmen wollte, daß sie den damals schon über 1000-jährigen Ringwall übersehen hätten, dann müßten sie auch über die Bedeutung des Hakenkreuzes in ihrem Truppenstempel „nicht aufgeklärt“ worden sein. Dieser Hakenkreuzstempel ist erst im Februar 1934 durch eine Veröffentlichung im „Völkischen Beobachter“ bekannt geworden¹⁷⁾.

Germanische Hände mußten wohl schon im 1. bis 3. Jahrhundert unter römischer Anordnung eine für uns unerwünschte Steinbrucharbeit verrichten, und das große Trümmerfeld von Steinstämmen am Fuße des Felsheiligtums zeigt, daß hier Hunderte von Zentnern Steinmaterial zur Römerzeit weggebrochen wurde. Dem Fortgang dieser Verwüstung scheint ein fluchtartiges Ende bereitet worden zu sein, unter Hinterlassung einer Anzahl angefangener Steinmetzarbeiten und einer ganzen Serie von Werkzeugen, schweren Hämmern, Zweispitze und zum Teil aufeinanderliegenden Eisenkeilen verschiedener Größen u. a. m., Funde, die sowohl an der bisher untersten Sohle des Ostflügels, wie auf dem Westflügel entdeckt wurden.

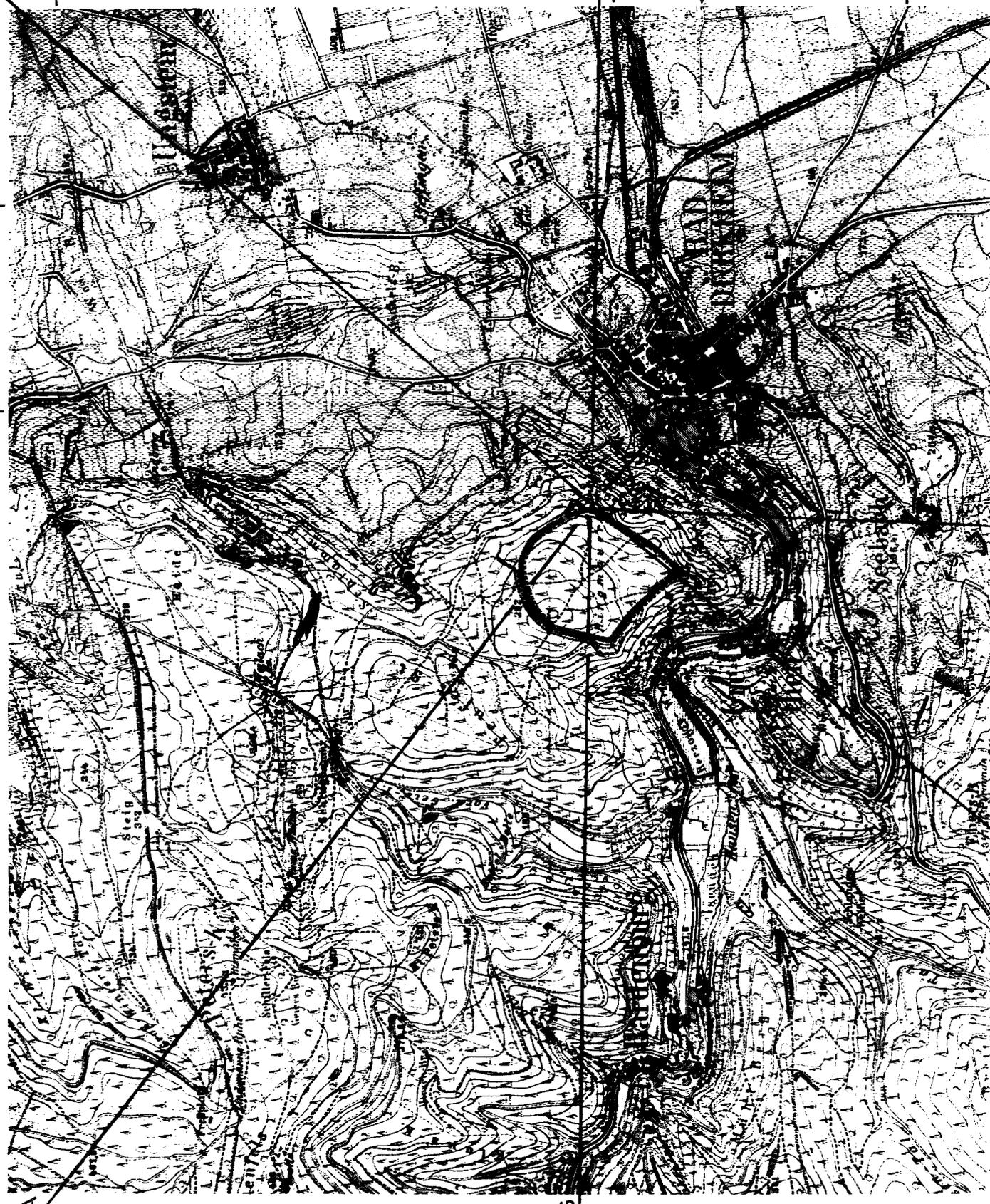


Abb. 18. Sonnentad mit drei federartigen Lichtzacken.

B

nach Kainnadi

nach Kainnadi



nach Grethelheim

E

Eisenbahn
Zahn

||

Stille der alten
Stadtbürgerei
jetzt Burgstätte

L.A. = Lössader

nach Grethelheim

G



Ortungerscheinungen am Brunhildisstuhl um 1000 v. Chr. (Ausschnitt).

Nachdem von Prof. Riem, Berlin, für die geographische Lage Dürckheims die Gradzahl (Azimut) des Auf- und Untergangs der Sonne zur Sommersonnwende mit $129,9^\circ$ auf die Zeit um 1000 vor Chr. berechnet wurde, hat Direktor Leudt mehrere Ortungslinien (A—C) auf diese Zeit zusammengestellt, unter Verwendung von solchen Punkten, die an verdrängte helbnische Richtmale und Plätze für die kalendarrischen und religiösen Erfordernisse der vorchristlichen Zeit erinnern.¹¹⁾

Der Sonnwendlinie (A) über den Peterskopf (Kultstätte Donars) entspricht nach Prof. Riem auf $129,3^\circ$ die Mondwendlinie (B) um 1000 vor Chr., welche nach Nordosten vom Brunhildisstuhl über den Michaelsberg und durch die Standorte der Kirchen von Ungstein und Freinsheim läuft. Sie geht durch Worms, nahe der im 10. Jahrh. erbauten Pauluskirche, wo zuvor die alte Gattgrafen-Burg der Saller stand, die also wie ihre Limburg einem Kirchbau weichen mußte. Nun war der Michaelsberg laut seines christlichen Erbkammes dem Woban geweiht, und trug einst ebenfalls eine alte Kapelle, die in den mittelalterlichen „Wallfahrten“ zum St. Michaelsberg (Worlkäfern des bek. Dürckheimer Wurfmarkts) eine Rolle spielte. Auf dem St. Michaelsberg lag schon vor 1155 kirchlicher Besitz, wie aus einer Urkunde des Klosters Otterberg¹²⁾ hervorgeht, in welcher der Abt Sighard von St. Lamprecht einen Acker auf dem Michaelsberg bei „Durenkeim“ dem Abt Stephan von Otterberg in Erbbestand gibt.

Besüglich des zweiten Punktes der Mondwendlinie, Ungsteiner Kirche, ist zu erinnern, daß die „Stein“-Orte nicht selten den Standort von helbnischen Signalsteinen, Ortungsmäälern (Leudt) erraten lassen. Vermutlich lag der Ungstein oder Ungkestein auf dem Platz der Ungsteiner Kirche.

Wenn wir nun die sommerwendliche Monduntergangslinie (C) vom Brunhildisstuhl nach Südwesten verfolgen, so treffen wir über den Ebers-

berg auf die Bezeichnung Weißer Stein (siehe Karte), eine Kreuzwegestelle nach mehreren Richtungen.

Kreuzwegestellen sind nicht selten helbnisch-verdächtig, und besonders bei diesem am Weißen Stein dürften sich nach Leudts Vorschlag Nachforschungen darüber verlohnen, ob dieser Stelle nicht als „Regentanzplatz“ der verdächtige Beinamen beigelegt wurde. (Siehe Karte, linke untere Ecke.)

Die Aufgangs-Linie zur Wintersonnwende (D) führt vom Brunhildisstuhl über die Stätte der ehem. Burg der Eckbrechte v. Dürckheim, heutige Burgkirche, und über den mehrfachen Kreuzwege-Platz (ehem. Loch-Acker, heutiger Hindenburgplatz) im Süd-Osten Dürckheims, wo der alte Wachsenheimer Weg, die Gaustraße, die Friedelsheimer Straße und die Hohl nach Seebach zusammenstreifen (siehe Karte 1./A). Hier kam man beim Bau des Frank'schen Hauses (Ecke Hohlweg—Gautstraße) i. J. 1893 auf Erinnerungen an eine eingegangene Kapelle durch die Bezeichnung „Am heiligen Häuschen“, welche auf alten Katasterblättern das heutige Frank'sche Grundstück trägt. Die weitere Verfolgung der Aufgangslinie zur Wintersonnwende durchschneidet im Südosten von Dürckheim den Kreuzweg „Am hangenden Kreuz“ zwischen Forst und Mödersheim gelegen. (Außerhalb der Karte.)

Ein Ostmal (Richtung der Linie E) für den Brunhildisstuhl wird nach Leudt auf dem Feuerberg östlich Dürckheims vermutet, während in dem kleinen Ringwall „Auf dem Köhnel“ (sog. Schanze westl. Wachsenheim) vielleicht noch Spuren eines Südmals (F) bei Nachgrabungen erkannt werden könnten. Für die Zeit um 1000 vor Chr. mußte wenigstens in dieser Richtung das erforderliche Südmal gefunden haben. Das Westmal (Richtung der Linie G) könnte auf den Hällenscheid westlich des Hornensfelsens gefunden haben. Weitere Ausarbeitungen der Ortungslinie sind noch nicht abgeschlossen.

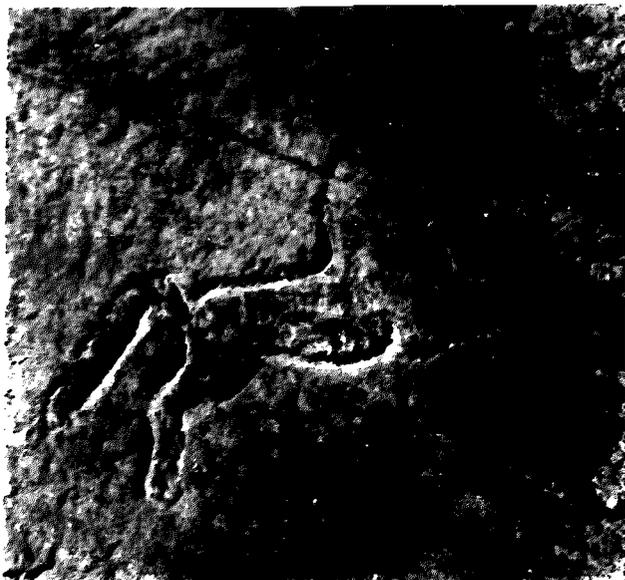


Abb. 19. Das oberste und wohl älteste der Sonnentross (Hengst) am Brunholdistuhl (innerer Ostflügel).

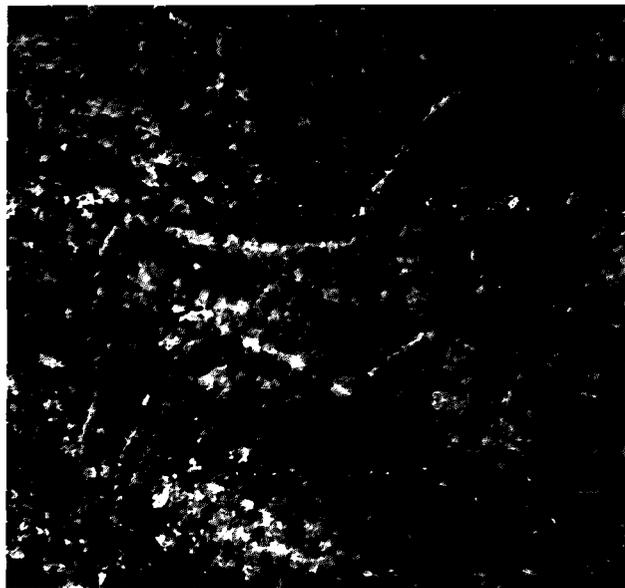


Abb. 20. Sonnentross (Stute) in der Laufrichtung des Kopfes von Abb. 19.

Wir werden es nur zu Vermutungen darüber bringen, was zur Römerzeit zerstört wurde, aber wir haben auch noch keine Abgrenzung, die sicher zwischen vor- und nachrömischen Felszeichnungen trennt. Auf der innersten, natürlichen (wiederholt erwähnten) Felswand ist nun eine Hirschdarstellung (Abb. 25), die an vorrömische Zeit denken läßt; das Geweih ist stark nach vorn gezeichnet, und läßt im übrigen auch Eichschäufeln annehmen.

In diesem innersten, ältesten Winkel (Abb. 26) findet sich noch eine zweite Darstellung nebst Beizeichen, die es schwer macht, an römische Zeitgenossenschaft zu denken. Es ist dies die Lindwurmdarstellung (Abb. 27, 28) auf der östlich im saubereren rechten Winkel anschließenden Felswand, die jedoch bereits beriffelt ist. In annähernd gleicher Höhe mit der

Lindwurmdarstellung stehen 2 Kultzeichen, in deren größerem und dem Lindwurmkopf näheren (etwa 1,20 m davon), ein abgeändertes Hakenkreuz zu erkennen ist. Leider ist der Lindwurm in seinen Umrissen für das unbewaffnete Auge entstellt durch unzutreffende schwarze Striche. Wir haben aber von Ablösungsversuchen dieser Striche abgesehen, weil das Lindwurmbild ohnehin stark verwittert ist. Aber ein von dritter Seite gefertigter Abdruck aus Weichton und die Photographie des sorgfältigen Abgusses (Stud.-Rat Picker) ergaben die beifolgende Rekonstruktion des Lindwurms (Abb. 29), die von andern als aus Zufälligkeit bestehend bestritten wird. Unser Lindwurm ähnelt den zweibeinigen 6 Drachendarstellungen am Portal der alten Abteikirche in Frankenthal. 12. Jahrhundert, er hat aber anscheinend keine



Abb. 21. Sonnensperd.



Abb. 22. Das unterste und „schönste“ Steinbild eines Sonnentrosses; wohl aus der römischen Besatzungszeit.

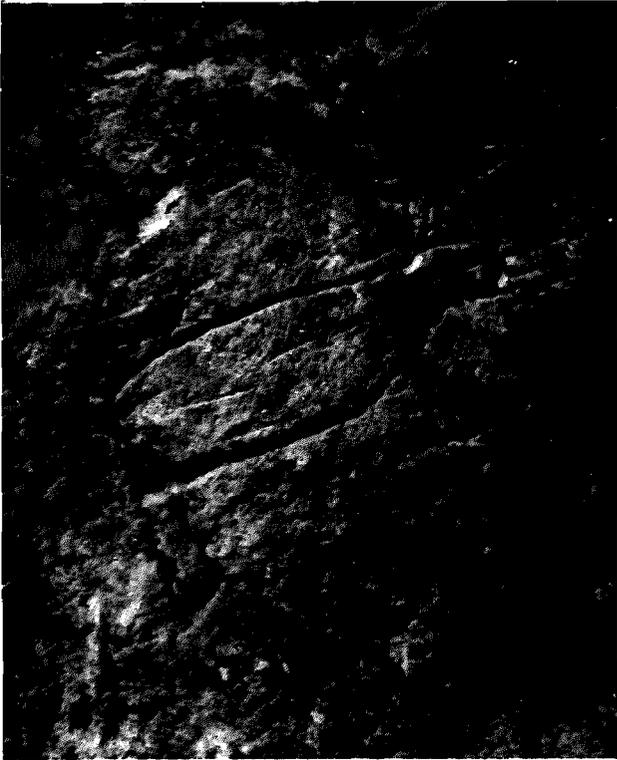


Abb. 25. Hirsch oder Elch.

V. Der Brunholdisstuhl als Ausgangspunkt weittragender Ortungssysteme*).

Der besonderen Heiligkeit dieser Kultstätte am Ostpunkt des Ringwalls entsprechen auch die überraschenden Ergebnisse Teudts in der Frage der Ortungslinien, die vom Brunholdisstuhl ausgehen. Teudt hatte sofort erkannt, daß die „Riesenarbeit der Heidenmauer uns auf das Anteilrecht einer weit umher wohnenden Bevölkerung schließen läßt“. Der Kürze halber verweise ich auf die grundlegenden Ausführungen Teudts in „Heidenmauer und Brunholdisstuhl“ in Heft 10/11 1934 der¹¹⁾ „Westmark“ worin er die Ortungsercheinungen behandelt. Der Sonnenwendlinie, die vom Brunholdisstuhl über den Peterskopf geht, haben wir bereits gedacht und können uns leicht vorstellen, daß von dem fast 500 Meter hohen Berge die Feuerzeichen der dortigen ehemaligen Kultstätte Donars auf weite Sicht gingen. Nicht minder bei der sommerwendlichen Monduntergangslinie, die vom Brunholdisstuhl über den Ebersberg (347 m) und die Kreuzwegestelle beim Weißen Stein (350 m) verläuft. Diese Monduntergangslinie (siehe Karte 1:25000) kehrt möglicherweise in der Orientierung der hiesigen romanisch-gotischen Schloßkirche wieder. Ihr Uebergangstil (wiederholte Stockungen im Bau, Zerstörun-

*) Selbstverständlich vorgezeichnete Systeme; wohl bereits vor 1000 v. Chr.; auch aus diesem Grunde lehne ich die einseitige Propagierung des „römischen Steinbruchs“ als irreführend ab. Vgl. Ortungsauschnitt Sp. 31—34.

gen, Aufbau eines „gotischen“ Turms 1868 u. a. m., müssen berücksichtigt werden) kann nur im Inneren, und besonders im Ostteil des Nordschiffes erkannt werden. Zur naheliegenden Frage nach einem älteren, im Bau übernommenen Grundriß, kann ich folgende Beobachtung vom Mai 1927 gelegentlich der Renovierungsarbeiten an der Schloßkirche zu „St. Johann“ (Schutzpatron der Salier¹⁹⁾) mitteilen.

In dem genannten ältesten Nordostteil liegen in 1.70 m Tiefe beginnend Mauerreste aus rotem Sandstein; unsere Kirche ist aber aus weißem Stein erbaut. Diese Reste bilden einen rechten Winkel, dessen Spitze etwa einen Meter innerhalb der Verbindungslinie der 1. und 2. Säule liegt, während der eine Schenkel senkrecht auf die Nordwand der Kirche zu läuft und sich unter der hier befindlichen Reihe Kirchenstühle vermutlich noch weiter fortsetzt, ziemlich genau von der Mitte der Verbindungslinie der zwei Säulen her. Dies sei etwaiger Vergessenheit entrissen, weil der Boden unter den Kirchenstühlen der Nordwand damals nicht renoviert wurde, und dessen Ausbesserung wegen der bereits starken Inanspruchnahme der Mittel „auf spätere Jahre“ vorgesehen wurde. Bei den dann möglichen Nachgrabungen wird wegen der neuen Betonierung der zweite, nach Osten verlaufende Schenkel dieses Mauerwinkels schwierig zu erreichen sein; er stößt außerdem an den Südteil des Fundaments der ersten Säule. Bezüglich der Orientierung innerhalb der Kirche folge ich selbstverständlich nur der üblichen Ausdrucksweise, denn man kann eigentlich gar nicht von einem „Nordschiff“ usw. sprechen, weil man infolge der fast Nord-Nord-Ost liegenden Mittellinie der Kirche schon besser von „Nordwestschiff“ sprechen müßte, usw.

Diese auffällige Richtung der nicht ganz klaren Mittellinie, war eine der Ursachen, die mich zu dem leider nicht durchgedrungenen Vorschlag der Nach-



Abb. 26. Die innerste, natürliche Wand des Brunholdisstuhls, nach rechts im rechten Winkel anschließend die erste mit Viertel-Kreisbogenhieben bearbeitete Wand des Ostflügels, die in der Ecke in Höhe des Pfeils das Lindwurmbild trägt — leider durch schwarze Striche entstellt.

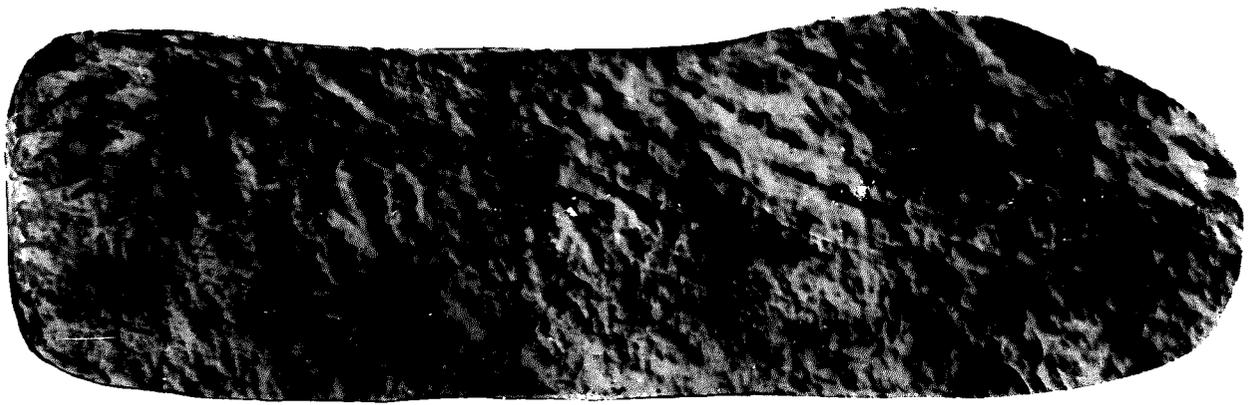


Abb. 27. Abgußplatte der Lindwurmdarstellung in schräger Beleuchtung; dadurch kommt fast nur die allgemeine Beriffelung der Felswände im Brunholdisstuhl zum Vorschein.

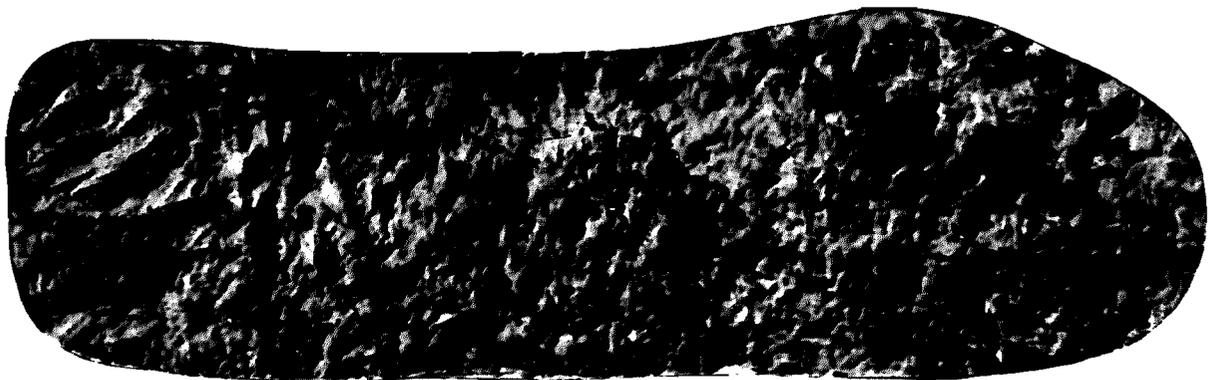


Abb. 28. Derjelbe Abguß von unten beleuchtet läßt den wulstigen Eshenkopf mit Drachenkamm, Schuppenhals, 2 Beine, Ringschwanz und Endfloffe hervortreten.



Abb. 29. Skizze zu Abb. 28.

prüfung von seiten des Studienrats Hecht veranlaßt, von dessen Arbeiten¹⁴⁾ oben die Rede war. Bei dieser Gelegenheit sei auch dem verbreiteten Irrtum entgegengetreten, der in der St.-Anna-Kapelle³²⁾, die im Südteil der Kirche in den Bau einbezogen ist, einen „Grufthanbau der Leininger“ sieht. Erst im 16. Jahrhundert ist die St.-Anna-Kapelle für die Grufth der Leininger eingerichtet worden. Mit der ursprünglichen Weihe für die Mutter Marias, also St. Anna, hat es eine noch ungeklärte Bewandnis, wie ebenfalls mit manch anderen Einzelheiten dieser seltsamen Kirche. Es sei noch auf den mit Laub umgebenen männlichen Kopf des sogenannten „Stifterehepaares“ (Abb. 39, 40) im unteren, romanischen

Teil des Chores aufmerksam gemacht, sowie auf das wohl 1868 halb zugemauerte Pferdchen, das rechts vom Turmeingang der Kirche eingerigt ist, lauter Dinge, die erwähnt werden müssen, weil Beziehungen zu einheimischen Kulturen (evtl. Brunholdisstuhl) oder christliche Umbildungen vorliegen können.

Im Anschluß an die vorhin genannten Ausführungen Leudts im Juli-August-Heft der „Westmark“ kann man sich aus den Zusammenstellungen von Dr. Keith²¹⁾ „Entdeckung vorgeschichtlicher Astro- nomie am Oberrhein“ ein Bild davon machen, wie etwa ein Ortungs-System großen Ausmaßes in unseren Landen verlaufen sein mag, wenn auch Einzelheiten bestritten und abgeändert werden. Man hat



Abb. 30. Baldur, mit erhobenen Armen. Im unteren, äußeren Teil des Ostflügels.



Abb. 31. Baldur mit gebogenen Armen. (Vgl. Dr. H. Moos „Der Zwiefache“. Germanien, Heft 12, 1934 und Völkischer Beobachter, 13. 1. 1935, Nr. 13.) Mitte des Ostflügels.

an Hand der großen Karte, die Dr. Keith dem Hefte beigab, den Eindruck, als ob die Systeme ursprünglich vom Brunholdisstuhl ausgegangen seien, mit dem nach Beobachtungen von anderer Seite auch der vorgeschichtliche Heiligenberg bei Heidelberg Ortungsbeziehungen gehabt haben soll. Bemerkenswert, daß auch die Tag- und Nachtgleiche-Linie des Brunholdisstuhls durch den Standort der alten Schauenburg über Dossenheim bei Heidelberg geht.

VI. Ringwall und Brunholdisstuhl in Geschichts- und Forschungsfragen der Umgebung.

Vom Teufelsstein (Abb. 41) mit seinem verdächtigen Namen auf Höhe 315 der Karte 1:25 000 war schon wiederholt die Rede. Er stellt ein Arbeitskapitel für sich dar. Grabungen konnten bisher für ihn noch nicht erübrigt werden, weshalb wir uns mit dem bisherigen Zustand begnügen müssen. Der Fels ist der nächste Punkt in der Nähe des Ringwalles, etwa 500 Meter entfernt, von dem aus eine schöne Uebersicht über die Anlagen möglich war, da ja Haide und kein Wald dazwischen lag, wie die bildliche Aufnahme des Teufelssteines vom Jahre 1751 noch deutlich zeigt, wenn auch Einzelheiten unzutreffend dargestellt sind. Die Sage von der Wut des Teufels über den Bau des Klosters auf der Limburg, die er



Abb. 31 a. Skizze zu Abb. 31.

mit dem Teufelsstein zertrümmern wollte, gibt zu denken. Besonders verweist A. Becker⁷⁾ auf die Fassung der mannigfach überlieferten Teufelssteinsage Fladts, daß das „alte Weib“ oder die „weiße Frau“ (nach anderer Ueberlieferung) dort als Mutter Gottes dem Bösen gegenübertritt und ihn von seinem Zerstörungswerk abbringt.

Das sogenannte Opferbecken und die Blutrinne auf dem Teufelsstein sind Bezeichnungen, die hier nicht überzeugend wirken, da es sich wohl um einen Signalstein für Rauchzeichen handelt, die man unter Zutat von Fetten in das Feuer über der etwa 30 Liter fassenden Grube auf dem Gipfel des Steines sichtbar machen konnte. Diese Grube ist teilweise aus natürlichen Vertiefungen heraus eingegraben worden. Die Stufen, die zur Grube am Fels hinaufführen, dürften gleichzeitig angelegt sein; sie führen von der Nordseite herauf und sind durch fleißige Benützung von seiten moderner Wanderer gehörig abgetreten, und leider ist seitdem auch den alten Zeichen auf dem Teufelsstein übel mitgespielt worden. Unter dem abstoßenden Gekrizel neuzeitlicher Hände konnten wir im Sommer 1934 eine Reihe eigenartiger Zeichen (Abb. 42) wieder entdecken, auf die uns zuerst Lehrer Breitenbruch-Frankenthal aufmerksam machte. Von den eigenartigsten der Zeichen sind Gipsabgüsse durch Studienrat Picker gefertigt worden, die im Museum Bad Dürkheim vorliegen.

Ueber das Alter der Zeichen gehen die Meinungen sehr auseinander und besonders für die Zeichen 1—5 wollte sich niemand zu einer ungefähren Zeitbestimmung herbeilassen. Bisher konnte wenigstens das Dürkheimer Wappenzeichen als ein vorgegeschichtliches festgestellt werden; es handelt sich um das Blitzzeichen Donars, worauf ich aus Abbildungen Jungs¹⁸⁾ S. 214, 263, 264 zuerst aufmerksam wurde. (Dürkheimer Tageblatt v. 1. IX. 1927.) Das Zeichen führten die Eckebrechte von Dürkheim, die Ristel von Dürkheim und die benachbarten von Breidenborn im Wappen, bevor es vom Städtchen Dürkheim übernommen wurde, wie Oberamtsrichter K. Orth bewies. (Dürkheimer Tageblatt, Dezember 1927, Januar 1928.) Die übrigen seien mittelalterlich. Sie sehen aber auch hierfür zum Teil ungewöhnlich aus. Auch aus dem reich bebilderten Werk „Die Steinbearbeitung in ihrer Entwicklung vom 11. bis 18. Jahrhundert“ von Münsterbaumeister Dr. Ing. Friederich, Ulm²²⁾ ist eine Zeitbestimmung für unsere Zeichen nur teilweise möglich, obwohl Hunderte von Steinmezzeichen in diesem Werk wiedergegeben sind. Dr. Friederich ist der Auffassung, daß die im 12. Jahrhundert auftretenden Steinmezzeichen der damals in der Zunft aufkommenden Akkordarbeit ihre Entstehung und Verbreitung verdankten, so daß für den einzelnen Veranlassung entstand, seine Arbeit auch mit dem eigenen Zeichen zu versehen. Dieser Anlaß erklärt aber nicht das gewisse System ihrer Entstehung, und zwar besonders aus Runenzeichen.



Abb. 32. Tänzer mit zwei Speeren. Ostflügel des Brunholdisstuhls.

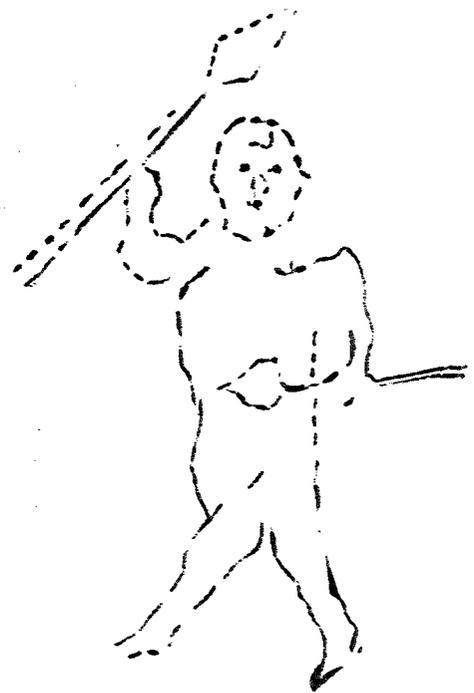


Abb. 33.
Skizze zu
Abb. 32.



Abb. 34. Waffenloser „Tänzer“ am oberen Westflügel des Brunholdisstuhls.

Mindestens teilweise können diese Zeichen, auch auf dem Teufelsstein, aus vorchristlichen Ueberlieferungen stammen. Es kann sein, daß Ausgrabungen am Teufelsstein noch weitere Zeichen und Uebergangsformen zutage fördern, doch bleibt uns vorerst nichts anderes übrig, als auf dem Wege der Veröffentlichung eine eindeutiger Bestimmung des Sinnes und Alters unserer Zeichen zu erhoffen, als bisher möglich war.

Die Numerierung der Zeichen soll die vermutliche Reihenfolge des Alters darstellen, und an das letzte Zeichen des Teufelssteines schließe ich noch sechs Steinmehzzeichen aus Bad Dürkheim und Umgebung an, die in Form und Entwicklung an die Zeichen des Teufelssteines erinnern können.

Ein ungemein reiches Arbeitsfeld für unsere Heimatforscher bieten ferner die geschichtlichen Fragen, die im Anschluß an die Ausgrabungen im Brunholdisstuhl angeschnitten wurden.

Schon der Name „Brunholdisstuhl“ hat vielfache Erörterungen gezeitigt. In dem genannten Heft 23 der „Pfalz am Rhein“ befaßt sich E. Christmann eingehend mit der Frage, ob die Bezeichnung „Brun-

holdisstuhl“ im Dürkheimer Burgfrieden von 1360 wirklich dem darin bezeichneten Fleck zukommt; für die Kultstätte am Ringwall, die heute den Namen Brunholdisstuhl führt, ist diese Bezeichnung erst in der Neuzeit nachweisbar. Ganz geklärt ist die Sache noch nicht²³⁾.

Noch mehr aber tappen wir im Dunkel wegen der Frage nach den Geheimnissen des „hohlen Berges“, womit der Berg unter dem Ringwall gemeint sein soll, wie E. L. Anz, Berlin versichert²⁴⁾. Merkwürdig ist jedenfalls, daß schon zweimal, 1924 und 1927 anscheinend unergründliche Felspalten gelegentlich Fundamentierungsarbeiten angeschlagen wurden, aber leider waren sie längst wieder zugemauert und zugeworfen, als heimatkundlich interessierte Leute im letzten Jahr von diesen Beobachtungen beim Bau des Waldhauses neben dem heutigen Sanatorium Sonnwend und gelegentlich des Straßenbaues zu diesem Sanatorium erfuhren.

Auch haben wir im Herbst 1933 von alten Dürkheimern bestimmte Aussagen darüber gehört, daß ihre Kinderspiele vor über 60 Jahren, nämlich ihr Umherklettern in einem stark zerfallenen unterirdischen Gang am Ostteil des Ringwalles, unweit vom Brunholdisstuhl, die damaligen Dürkheimer Stadtväter veranlaßt habe, die Einschlupfstellen gründlich zuzuworfen. Leider konnte von beiden, über

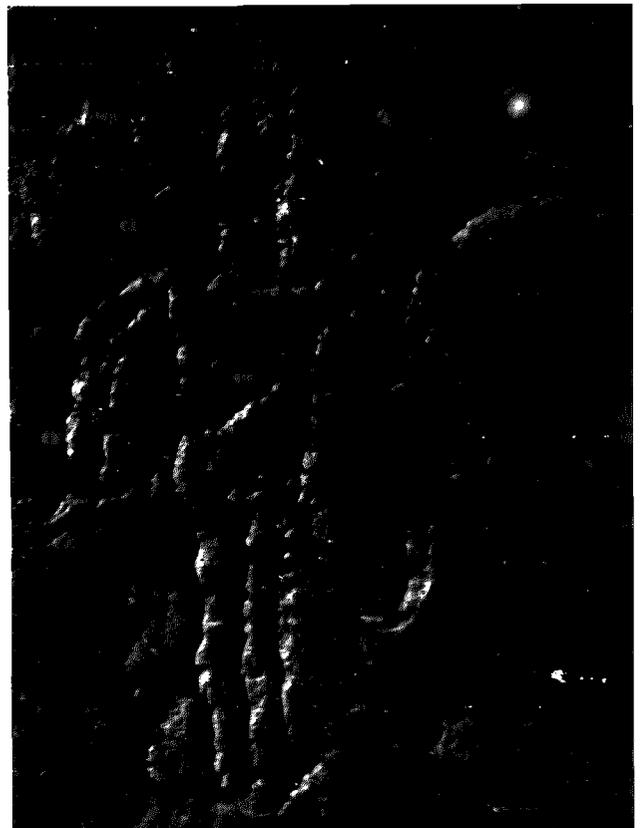


Abb. 35. Auf der unbehauenen Wand in der Mitte des Ostflügels im Brunholdisstuhl. Gestalt mit Kultgerät. Auf dem Kopf anscheinend zwei sich berührende Hörner, wie ein Abguß annehmen läßt.



Abb. 36. Römischer (?) Kopf; Ostflügel des Brunholdisstuhls.

70 Jahre alten Herren die Stelle nicht mehr wiedererkannt werden.

Auf den hohlen Berg spielt wohl schon 1761 der oben genannte Fladt an⁷⁾, ein Pfälzer, da er gelegentlich seiner zweiten Schrift über den Teufelsstein von „wunderbahren, unterirdischen Gängen“ spricht. Letztere Schrift von Fladt befindet sich in der Pfälzischen Landesbibliothek in Speyer. Vielleicht ist noch eine weitere über diesen Gegenstand vorhanden, in welcher etwas eindeutigeren Angaben niedergelegt sind. Bestimmte, verfolgenswerte Angaben haben wir bisher noch nicht erhalten können.

Es gibt aber noch weitere Fragen, die sowohl zum Bereich der altgermanischen Kulte gehören, wie in die Zeit des Eindringens orientalischer Sonnenkulte, des Mithrasdienstes und seiner Verdrängung durch die christlichen Kulte und endlich zur Kirchenpolitik gegen die wichtige Stätte des Heidentums am Ringwall.

Ich erwähne hiervon nur die Forschungen über das im 30 jährigen Krieg untergegangene Stüterdorf, 9 km westlich vom Brunholdisstuhl unter dem Stüterberg am Hesnachtal, wozu auch südlich die Bezeichnungen „Stüterkopf“, Stüterdell usw. gehören.

Von der Stüterdell, zwischen dem Drachensfels und Weidenthal gelegen, kommen wir auf die Frankweide, die sich 15 km von Weidenthal südwestlich bis zum Pferdsbrunnen bei Johannis-kreuz erstreckt. Nach Nordwesten wird die Frankweide vom Leinbach begrenzt, über dessen Quellgebiet, 4 km südwestlich von Waldleiningen, ein zweiter Stüterberg sich erhebt, bei welchem ein Stüterhof liegt.

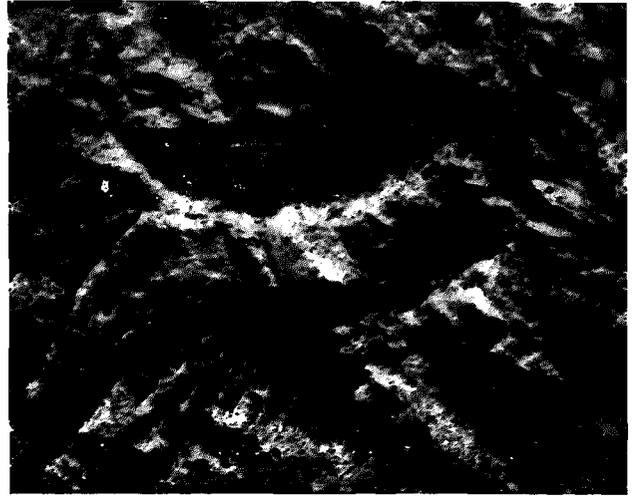


Abb. 37. Hund (?) im Westflügel des Brunholdisstuhls.

Alle diese Bezeichnungen vom Stüterdorf bis zum Stüterhof weisen wohl einheitlich auf dieselbe Sache hin, nämlich auf die Gefilde halbwilder Pferde, (nach Lauterborn²⁵⁾ bedeutet das Wort *stuot* im Althochdeutschen ein halbwildes Pferd), deren Zucht- und Aufsichtsplätze ebenso einheitlich im 14. Jahrhundert in einer Hand vereinigt waren, nämlich im Besitz der Grafen von Leiningen, zu deren ältestem Eigentum die genannten Plätze gehörten.

Ein Gestüte wilder Pferde in jenem Gebiet wird z. B. 1426 erwähnt und 1448²⁵⁾, als es an die Herren des Dürkheimer Tales, die Grafen v. Leiningen, abgetreten wurde. Vor 1426 war das Gestüte im Besitz des Klosters Otterberg. Aber laut neueren Fest-

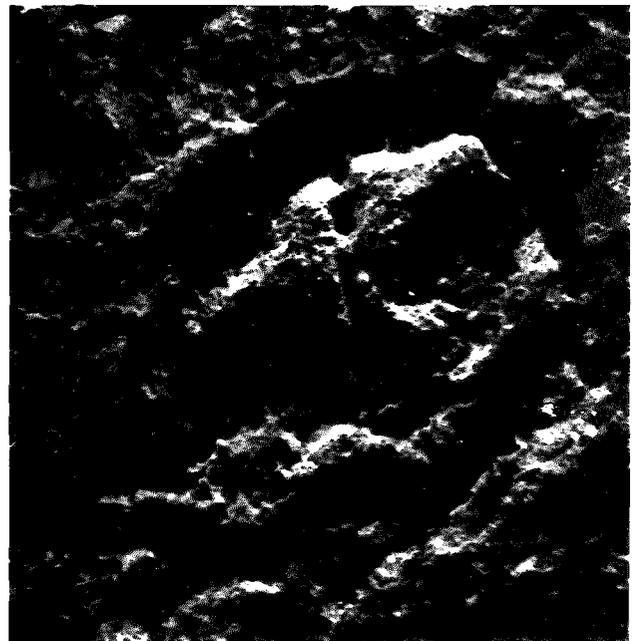


Abb. 38. Rabe mit Schlange. Am Westflügel des Brunholdisstuhls (oben).



Abb. 39. Mannskopf mit Laub der Kschkastanie umgeben, im Südtteil des Chors der Dürkheimer Schloßkirche (12. Jahrh.?)

stellungen²⁶⁾ hatte das Kloster erst im Jahre 1373 aus dem Besitz der Grafen v. Leiningen den Stüterhof erhalten, sodaß auch diese urkundliche Spur auf den gleichen Besitzer zurückgeht. Bei weiteren Nachforschungen ist zu beachten, daß der Stüterhof aus Resten eines vormaligen Dorfes „Hilsberg“ bestand. Das Dorf Hilsberg (Hulsberg) finde ich in Urkunden des Klosters Otterberg³⁰⁾ mit anderen Dörfern 1195 und 1215 verzeichnet. Im Jahre 1266 ist es nur noch ein Hof, für welchen das Kloster sich das Weiderecht in Waldungen von Angrenzern verleihen läßt, nämlich von Theoderich von Dhaun und dessen Neffen Alexander und Wirich, Rittern v. Spiegelberg. Hierbei werden die „equos silvestres“, also „Wald-Pferde“ genannt, und wir können wohl annehmen, daß gegen 1266 in dem nach 1215 eingehenden Dorf Hulsberg aus Beständen der — vermutlich — Leiningischen Wildpferde ein Gestüte vom Kloster Otterberg eingerichtet wurde, wofür in der Folge das Weiderecht in den Waldungen der Angrenzer erworben werden mußte. 1373 ist auch dieser Gestütshof, wie erwähnt, im Besitz der Leiningen; vielleicht lassen sich noch von anderer Seite die näheren Umstände feststellen, wenn erst einmal die Bezeichnung „equi silvestres“ durch diese Veröffentlichung für unsere Urkundenforscher bekannt wurde.

Ein Stüterhaus wird noch im Saalbuch 8 von 1742 bis 1746 genannt im Dürkheimer Gewäldt „solches haben Ihre Gnaden zum jagen und zu den wilden Pferden zu gebrauch“. (Mitteilung von H. Buchert-Grethen, Dez. 1934.) In diesem uralten, längst untergegangenen Gestüte dürfen wir das Gestüte und Auf-



Abb. 40. Frauenkopf, vermutlich Ende des 12. Jahrh. gegenüber dem Kopf Abb. 39. Auf den Schultern anscheinend zwei gefiederte Sonnenbälle, wie sie in einheimischen Wappen bzw. Helmzier der von Wartenberg und v. Sickingen vorkommen, z. B. Grabstein vom Jahr 1471, Dürkheimer Schloßkirche.

zuchtgelände der Kofse für das Ringwallheiligtum erkennen, deren es bei seinen Festen als Opfertiere, oder zum Ziehen kultischer Wagen, Weissagungen usw. nicht ermangeln konnte (Leudt.).

Völlig ungeklärt sind jedoch andere Fragen, wie die Bedeutung des Drachensfelses mit seinen „Drachenkammern“ und die umgestürzten Felsen auf dem Rahnfels.

Ich kann schließlich nur kurz die Frage nach den Ursachen kirchlicher Besignahme der Limburg streifen, deren Platz einst die Stammburg,^{*)} die Lintburg, des salisch-fränkischen Gaugrafen- u. Kaisergeschlechts trug, und deren Preisgabe zwecks Bau eines Klosters auch das letzte Schicksal unseres benachbarten Ringwall-Heiligtums besiegelt zu haben scheint.

Das frühere, ebenfalls noch nicht zu Ende erforschte Schicksal des Heiligtums in der Besatzungszeit der Römer wird noch manche Auslegungen erfahren, aber

*) Die Ausgrabungen auf der Limburg, 1934/35, haben unter Leitung von Dr. Sprater die früheren Vermutungen über die Salierburg bestätigt. Im übrigen schließt Sprater auf eine keltische Ansiedlung auf dem alten Burg-Berge, und zwar im 2. Jahrh. vor Chr., und diese Siedlung sei später nach dem Eindringen der Germanen aufgegeben worden. Besonders beachtenswert ist das Auffinden des urkundlich erwähnten Königinnengrabs, eines mächtigen Steinjarges, der die Gebeine der ersten Gemahlin Kaiser Heinrich III. enthalten soll, die 1038 verstarb; sie war eine Tochter König Knud d. Gr. von Dänemark.

schon im 4. Jahrh. vor Chr. scheinen schwere kriegerische Auseinandersetzungen über unsere mittelhheinische Lande und deren wichtigste astronomische Kultstätte hereingebrochen zu sein. Vielleicht waren es Vorläufer der gewaltigen Gallierzüge, die im Jahre 390 v. Chr. selbst das starke Rom zur Uebergabe zwangen.

Nicht lange vor dieser Zeit ist die Entstehung eines Fürstengrabes anzusetzen, das 1864 auf dem Heidefelde bei Dürkheim geborgen wurde und nun das Bruchstück der vorgeschichtlichen Abteilung des pfälzischen Museums darstellt.⁵⁾ Es enthielt seltene Beigaben und Kultgeräte, die wohl lange vor 400 v. Chr. im Gebrauch standen. Der eigenartige Fund, der noch eingehender wissenschaftlicher Bearbeitung harret, konnte wohl dereinst nur unter hoffnungslos schweren Zeiten vergraben worden sein. Es handelt sich vor allem um einen auf drei Anken stehenden kunstvollen Dreifuß aus Bronze, verziert mit Eichel- und Palmetten, mit einem großen bronzenen Gefäß, Teile einer Bronzekanne usw.*)

Nur einer der priesterlichen Schutzherren unseres Heiligtumes am Ringwall scheint für solchen Fund in Frage zu kommen.

Der Sitz des Geschlechtes dieser obersten Priester muß seit Urzeiten auf der Bergkuppe der nachmaligen Limburg angenommen werden, wo schon für die jüngere Steinzeit Besiedlungsnachweise erkannt wurden.

Der Name Limburg oder Lintburg (Schreibweise im 10. Jahrh.) läßt frühgeschichtliches Germanentum annehmen, denn Lint ist vermutlich ein uraltes Wort für Strahl, und wir könnten uns keinen schöneren Namen für die auf steiler Kuppe liegende Burg eines germanischen Priestergeschlechtes denken, als Strahlburg, die meilenweit gegen Südosten mit ihrem beschützten Heiligtum zu schauen war.

*) Dieser Fund, der etruskischer Herkunft sein soll, spielt auch in Erörterungen über den Anteil der Kelten eine Rolle, den sie vor den Germanen an unserem Heiligtum gehabt hätten. Wie weit aber die Wandlung der Ansichten in der Keltenfrage überhaupt gediehen ist, zeigt wohl am besten die letzte Veröffentlichung von Dr. F. K. Günther³¹⁾. Bei der Beliebtheit der Keltenfrage wird deren weitere Erörterung in Bezug auf unser Heiligtum nicht ausbleiben, was auch wir gewiß begrüßen. Es ist jedoch mit der vorliegenden Veröffentlichung vor allem beabsichtigt, zur Mitarbeit in den weniger beachteten und bisher unbekannteren Forschungsfragen einzuladen, die sich so vielfältig über Ringwall und Bruchstückstuhl einstellten, daß sie von einem Einzelnen innerhalb der nächsten Jahre nicht mehr bewältigt werden können.



Abb. 41. Teufelsstein mit den vorgeschichtlichen (?) Stufen von Norden gesehen.

Die Aufnahmen zu den Abbildungen 1, 2, 4, 11—20, 22, 25, 30, 41 und 44 hat unser Mitglied, Dipl.-Ing. Albert Teuffel gemacht und uns liebenswürdigerweise zur Verfügung gestellt; diejenigen zu den Abbildungen 6—10, 21, 23, 31, 42, 34—38 wurden uns ebenso vom Historischen Museum der Pfalz in Speyer überlassen.

Die Gipsabgüsse der Zeichen auf dem Teufelsstein, von

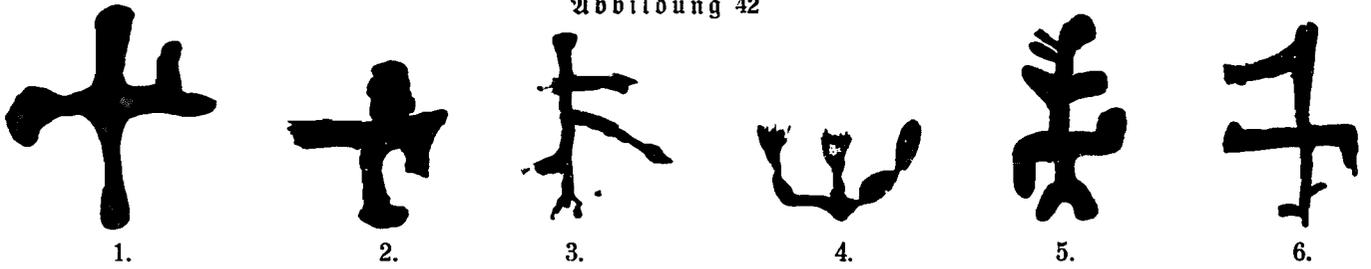
der Dürkheimer Schloßkirche und von der Lindwurmplatte fertigte Studienrat Kurt Pickler, Bad Dürkheim.

Dem Umschlagbild liegt eine Zeichnung von Dr. Gustaf Jacob nach der maßstäblichen Aufnahme von Dipl.-Ing. Teuffel zugrunde.

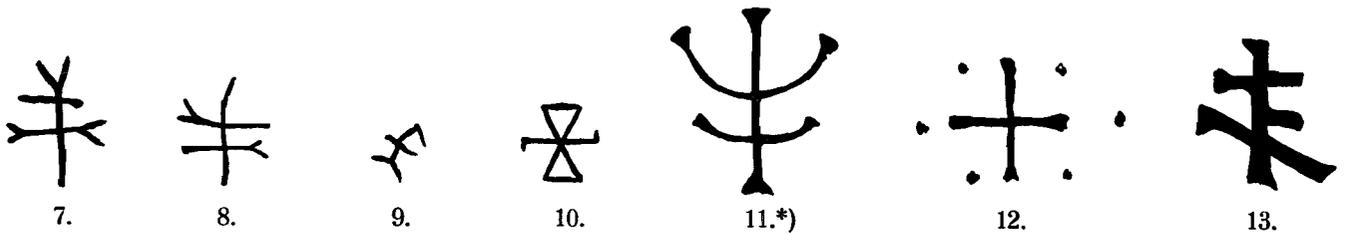
Es sei auch an dieser Stelle allen Beteiligten für die freundliche Unterstützung unserer Arbeit gedankt.

Felszeichen auf dem Teufelsstein in der mutmaßlichen Reihenfolge ihres Alters.

Abbildung 42



1. Auf der Westseite des Teufelssteins, oben, nahe dem sog. „Opferbecken“. Unter Verwendung natürlicher Ausprägungen im Fels eingeschlagen; $\frac{1}{6}$ der natürlichen Größe.
 2. Westseite, links von 1. und 3. T. ähnlich eingeschlagen; $\frac{1}{6}$ der natürlichen Größe.
 3. Rechts neben der oberen Stufe nach Norden gewendet; stark abgetreten; $\frac{1}{6}$ der natürlichen Größe.
 4. Am Südrand des sog. „Opferbeckens“, innen, nach Norden gewendet; $\frac{1}{6}$ der natürlichen Größe.
 5. An der Nordkante, rechts neben der oberen Stufenrille, flach und abgetreten, über 3.; $\frac{1}{6}$ der natürlichen Größe.
 6. Auf der Ostseite des Teufelssteins, Mitte rechts; $\frac{1}{6}$ der natürlichen Größe.
- (Nr. 1.—4. vorgehichtlich? Nr. 5. und 6. mittelalterlich?)

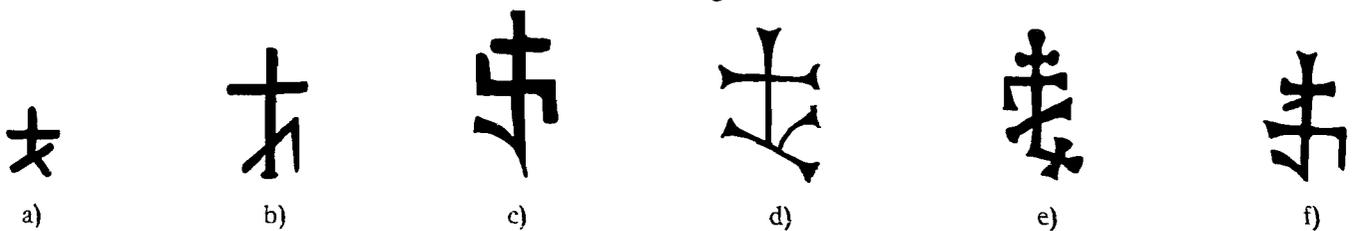


- 7.—10. Ostseite des Teufelssteins; $\frac{1}{4}$ der natürlichen Größe, frühmittelalterlich?
11. Ostseite. Mitte links; $\frac{1}{4}$ der natürlichen Größe, romanisch?
12. Westseite, oben, rechts neben dem Nordrand des „Opferbeckens“; $\frac{1}{4}$ der natürlichen Größe, romanisch?
13. Oberer Teil der Westseite, in älterem Zeichen eingeschlagen; $\frac{1}{4}$ der natürlichen Größe, gotisch?

*) Vgl. das Zeichen in der Jahresmitte des auf frühe Ueberlieferungen zurückgehenden Runstabes der bäuerlichen Zeitrechnung nach Mondgestalten in Altschweden. D. S. Reuter²⁸⁾ S. 464 u. f.

Steinmehzzeichen aus Bad Dürkheim und Umgebung (15. bis 17. Jahrhundert).

Abbildung 43



- a) Steinmehzzeichen aus dem westlichen Südschiff der Schloßkirche „zum Sankt Johann“ in Bad Dürkheim; an einem Kreuzbogen, um 1420?
- b) Ebenda, Schlußstein; gegen 1450? ($\frac{1}{4}$ der natürlichen Größe wie a) und die folgenden.)
- c) Steinmehzzeichen vom Jahre 1517 am Taufstein der Schloßkirche, jetzt im Lapidarium des Museums Bad Dürkheim. Das gleiche Zeichen trägt der Grabstein des Abtes Werner Breder, † 1531, bestattet in der Schloßkirche, und drittens der im 16. Jahrhundert renovierte Ostteil der Linburg-Ruine, vor der Krypta.
- d) Steinmehzzeichen Ende der 1540er Jahre über dem stark abgetretenen Wappenschild des verstümmelten roten Grabsteins eines „zu Dörckheim“ 1547 oder 1548 (?) verstorbenen Mannes. An der Klosterkirche zu Seebach bei Bad Dürkheim.
- e) Aus der Schloßkirche Bad Dürkheim, Grabstein der Anna Koob, geb. Scheidt, aus Landau, † 1597.
- f) Ein zerbrochener Türsturz der zerstörten Michels-Kapelle auf dem Kirchberg oder Märtenberg über Deidesheim trägt zwischen der Jahreszahl 1662 dieses Steinmehzzeichen. Auf der Höhe des Kirchbergs sind die Ruinen einer vorgehichtlichen Kleinstadt, sog. Heidenlöcher bei Deidesheim²⁹⁾, die jedoch nach Leudts Auffassung nur während der milderen Jahreszeit bei Gelegenheit großer, kultischer Versammlungen bezogen waren.

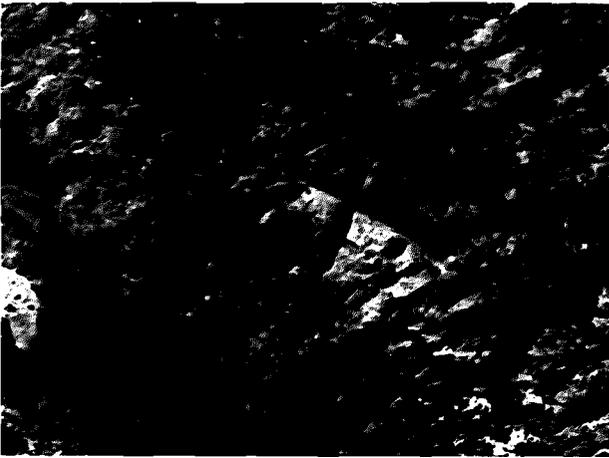


Abb. 44. Felszeichen auf der 2. Südwestwand des Brunhildisstuhls-Ostflügels. (Anklang an Nr. 1 der Felszeichen des Teufelsstein?)

Schriftenverzeichnis.

- 1) Mehliß, Dr. C. Die Ringmauer bei Dürkheim und ihre Umgebung. Studien zur ältesten Geschichte der Rheinlande, 2. Abt. Herausgegeben vom Altertumsverein in Dürkheim, 1876. Leipzig. Verlag Duncker & Humblot.
- 2) Sprater, Dr. Friedrich. Vorgeschichtliche Bergbefestigungen in der Umgebung von Bad Dürkheim. 3 Abbildungen: Ringmauer; Heidenlöcher bei Weidesheim; Brunhildisstuhl, mittelalterlicher Steinbruch. In „Der Pfälzerwald“, 12. Jahrgang, Nr. 6 und 7 1911, geleitet von Dr. Albert Pfeiffer, Speyer.
- 3) Sprater, Dr. Friedrich. Der Brunhildisstuhl ein römischer Steinbruch. Pfälz. Museum. Band XXXIV, 1917.
- 4) Sprater, Dr. Friedrich. Der Brunhildisstuhl bei Bad Dürkheim. Bisherige Ergebnisse der Ausgrabungen 1934. Dürkheimer Tageblatt, 21. Dezember 1934.
- 5) Sprater, Dr. Friedrich. Urgeschichte der Pfalz. 1928. Verlag Pfälz. Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften, Speyer.
- 6) Becker, Dr. Albert. Der Brunhildisstuhl als Kultstätte. Pfälz. Museum. Band XXXIV, 1917.
- 7) Becker, Dr. Albert. Brunhildisstuhl, Ringmauer und Teufelsstein (nach J. D. Fladt, 1751). In: Die Pfalz am Rhein, Nr. 18. Neustadt a. d. H., 15. 9. 1934.
- 8) P. W. L. F. (= Philipp Wilhelm Ludwig Fladt). Antiquitatum chorographicarum Palatinatus ad Rhenum. Der Teufelsstein bei Dürkheim an der Hard. 1760. Frankfurt und Leipzig.
- 9) Leudt, Wilhelm (Besichtigungsvorträge). Nicht Fliehsburg, sondern Heiligtum. Dürkheimer Tageblatt und NSZ. Rheinfront, Neustadt a. d. H., 26. 3. 1934.
- 10) Leudt, Wilhelm. Germanische Heiligtümer, Seite 145 und 146. Verlag E. Diederichs. Jena, 1934.
- 11) Leudt, Wilhelm. Heidenmauer und Brunhildisstuhl als germanisches Heiligtum. In: Die Westmark, Neustadt a. d. H., 1934. Heft 10—11, S. 117—123.
- 12) Pastor, Wilh. Altgermanische Monumentalkunst. Verlag Fr. Eckardt. Leipzig. 1910.
- 13) Krieger, Dr. H. H. Winterjonnwende und Sternkunde der Vorzeit. Leipzig, 1933. Daheim Nr. 13.

- 14) Hecht, Gustav. Kirchenbau und Erdachse. Stuttgart, 1930. Kosmos Heft 6.
- 15) Fehrlé, Prof. Dr. Eugen. Karlsruhe i. B. Der Jahreslauf der deutschen Volksfeste. Lichtbildervortrag am 10. 12. 1933. Mannheimer Altertumsverein.
- 16) Sallaberger, Marian. Sonnenuhren. Verlag Otto Maier. Ravensburg, 1917.
- 17) Saalburgmuseum. Ein neues Hakenkreuz von der Saalburg. Völkischer Beobachter. München, 27. 2. 1934. Ausgabe 58.
- 18) Jung, Prof. Dr. E., Marburg. Germanische Götter und Helden in christlicher Zeit (S. 28—48, 50, 92—103). Verlag J. F. Lehmann. München, 1922.
- 18)a Jung. Ebenda, S. 49.
- 18)b Jung. Ebenda, S. 206, S. 115—124, 147—173.
- 19) Berthold, Georg, Reg.-Rat. Mitteilungen des historischen Vereins der Pfalz. 31. Band, Speyer 1911. Seite 82—89.
- 20) Schumacher, Prof. Dr. K., Mainz, 1906. Die Altertümer unserer heidnischen Vorzeit. Bd. V, Tafel 48, S. 273.
- 20)a Schumacher. Ebenda, Band V, Tafel 43 (Mohnkopfnadel der Früh-Hallstadtzeit).
- 21) Reith, Dr. Entdeckung vorgegeschichtlicher Astronomie am Oberrhein. In Die Westmark, Neustadt a. d. H., 1934. Heft 10—11. Beilage Völkische Wissenschaft.
- 22) Friederich, Dr. ing., Ulm. Die Steinbearbeitung in ihrer Entwicklung vom 11.—18. Jahrh. Verlag Dr. Filser, Augsburg, 1932.
- 23) Christmann, C. Vom Namen des Brunhildisstuhls. Die Pfalz am Rhein. Neustadt a. d. H., 1934. Nr. 18.
- 24) Ang, E. L. Der entschleierte Brunhildisstuhl. Bergwerk, Observatorium und Heiligtum. B. 3. am Mittag. Berlin, 19. 4. 34. Nr. 94.
- 25) Lauterborn, Univ.-Prof. Dr. Robert, Heidelberg. Die „wilden Pferde“ von Kaiserslautern. Mitteilungen d. Bollschia, naturwissenschaftl. Verein der Pfalz. LX. Jahrg., 1903, Nr. 19, S. 63—67. Ebenda S. 49—62 von Prof. L. über den Urwald-Zustand des Pfälzerwaldes bis Anfang des 18. Jahrhunderts, besonders am Hohberg und Stüterkopf.
- 26) Fürstl. Leiningische Generalverwaltung. Archiv Amorbach (Unterfranken) C. Nr. 219, vom 9. 2. 1935.
- 27) Reuter, Otto Siegfried. „Astronomie und Mythologie“. Zur Methodik. Im Mannus 18, 1926, S. 33 f.
- 28) Reuter, Otto Siegfried. „Germanische Himmelskunde“. Verlag J. F. Lehmann, München, 1934. 766 S. 86 Bilder und Karten.
- 29) Franßen, Arendt. Grundfäßliches zur Frage der Erternsteine. In: Germanien, Monatshefte für Vorgeschichte, 1935. Heft 1, Abb. 4. Verlag Köhler, Leipzig.
- 30) Frey, Michael, Pfarrer zu Hagenbühl. Urkundenbuch des Klosters Otterberg (v. 1149—1362). Mainz, 1845. (S. 4. 11 und 115.) Urk. Nr. 154.
- 31) Günther, Prof. Dr. Hans F. K. „Die jungsteinzeitlichen Wurzeln des Germanentums“. Die Rasse, 2. Jahrgang, 1935. Verlag B. G. Teubner, Leipzig.
- 32) Grünwald, Dr. Lukas, Oberstudiendirekt., Speyer. Pfälz. Museum. 1894, S. 43; 1895, S. 4; 1896, S. 2, 11, 17, 27, und Stoll, Dr. Adoif, 1927, Arbeitsgemeinschaft kurpfälzischer Sippenforscher, Heft 2, S. 11, Fußnote 10: Familienanthropologischer Bericht über die Leiningener Gruff in der Schloßkirche zu Bad Dürkheim (resp. deren Sankt-Annen-Kapelle).



Siegel Kaiser Konrads II.

In Verbindung mit Ausgrabungen, die z. Zt. durch die Stadt Bad Dürkheim unter wissenschaftlicher Leitung des Historischen Museums der Pfalz zur Klarstellung der Frage nach der Stammburg des salischen Kaiserhauses auf der Limburg vorgenommen werden, wurde auch innerhalb der Kirchenruine eine Versuchsgabung vorgenommen. Sie galt vor allem der Untersuchung der Frage, wo das Grab der hier 1038 beigesetzten Königin Gunhild, der ersten Gemahlin Heinrichs III., liegt und ob dasselbe noch unberührt erhalten ist. Man ging hierbei von der Annahme aus, daß das Grab an derselben Stelle liegen könne, an der im Speyerer Dom Konrad II. beigesetzt ist. Tatsächlich fanden sich zwischen den vorderen Bierungspfeilern die Fundamente eines Lettners, der das Querhaus vom Mittelschiff trennte, und davor die Fundamente eines Kreuzaltares. Vor diesem in der Mittelachse der Kirche stieß man auf einen anscheinend noch unberührten Steinarg. Seine Lage entspricht genau der

Lage des Sarges Konrads II. im Speyerer Dom, so daß eine große Wahrscheinlichkeit dafür spricht, daß es sich um das gesuchte Grab handelt. Gewißheit kann erst die für eine bessere Jahreszeit vorgesehene Öffnung des Sarges erbringen.

Bei dieser Versuchsgabung ergab sich ein sehr bemerkenswerter Zufallsfund. Unmittelbar vor dem Fundament des Lettners in nächster Nähe des südlichen, vorderen Bierungspfeilers fand sich eine runde Bleiplatte von 7,5/8 cm Durchmesser und 1,2 cm Dicke. Sie zeigt auf der Vorderseite das Bild eines sitzenden Kaisers eingeschnitten und die Umschrift CVNRADVS DEI GRATIA ROMANOR(VM) IMPERATOR AVG. in Spiegelschrift. Es dürfte sich um einen Originalsigelstock handeln, mit dem der Kaiser seine Urkunden siegelte. Ein Abdruck dieses Sigelstockes scheint jedoch nicht mehr erhalten zu sein. In Pojse's Veröffentlichung über die deutschen Kaiserriegel ist wenigstens kein Abdruck des neugefundenen Sigelstockes abgebildet. Fr. Sprater.

Veranstaltungen des Altertumsvereins

Lichtbilder-Vortrag von Universitätsprofessor Dr. Gero Merhart von Bernegg, Marburg: Wie Europa das Eisen fand.

So wenig wir heute das Eisen aus unseren Lebensverhältnissen mehr wegdenken können, in denen es seine allbeherrschende Stellung doch erst im Zeitalter der Maschine bekommen hat, ist doch immer noch nicht mit völliger Sicherheit der Ursprung der Bearbeitung des Metalls festzustellen. Die Frage „Wie Europa das Eisen fand“ suchte Prof. Dr. Gero von Merhart von der Universität Marburg in seinem Vortrage am 26. November 1934 zu klären und kam dabei zu überraschenden Ergebnissen. Einzelfunde und Einzelberichte über merkwürdig frühe Eisensfunde im Süden wie auch in Deutschland scheiden für diese Frage aus, da die chemische Feststellung stärkeren Nickelgehaltes auf Meteoreisen hinweist. Die erste urkund-

liche Erwähnung des Eisens auf einer hethitischen Tontafel von Boghazköi lehrt uns, daß hier im Hethiterreiche im östlichen Kleinasien im 13. Jahrhundert v. Chr. Eisen aus Erz ausgebracht und verarbeitet worden ist. Daß aber von da der Weg des Eisens zuerst nach Italien führte, wie früher Montelius glaubte, widerlegt eine genaue Betrachtung der Fundstätten in Griechenland, wo die mykenische Zeit vor 1200 das Eisen noch wie Gold wertete, in der unmittelbar darauf folgenden Zeit aber mit der neuen Sitte der Leichenverbrennung auch das Eisen in Waffen auftritt. In den Brandschichten dieser Zeit, die sich über die mykenischen Reste legen, kommen aber nördliche Schwertformen vor wie nördliche Fibelformen, zusammen mit der geometrischen Keramik, die sich über die in einer Katastrophe zusammengebrochene mykenische Kultur legt. Ähnlich ist auch das Bild in dem nördlich davon gelegenen Makedonien. Diese Störungsschichten weisen aber auf den starken Druck,

mit dem eine mächtige Bewegung in Südosteuropa von Norden nach Süden zu sich Luft machte. Sie läßt sich nun weit nach Mitteleuropa verfolgen, wo die Ueberlegenheit des Schmiedehandwerks an dem Bronzegefäß, besonders den Tassenformen deutlich erkennbar wird. Von hier stammt sicher auch vieles in den gleichzeitigen Gräbern Italiens. Neben Eiseneinlagen tauchen denn auch vereinzelt eiserne Schwertklingen auf.

Die Verbindung dieser ersten Eisenvorkommen in Mitteleuropa mit dem hethitischen Monopolland in Herstellung und Bearbeitung des Eisens im 13. Jahrhundert wird uns nun aus den Zeitverhältnissen um 1200 verständlich. Ein jäher kultureller Umbruch bezeichnet hier einen wesentlichen Abschnitt der großen indogermanischen Wanderungen. Bis in die geschichtsschreibenden Länder dringen ihre Wellen, ägyptische Nachrichten zeigen, wie furchtbar der Druck dieses Einbruchs der Nordvölker war, und im Hethiterreich bricht die schriftliche Aufzeichnung überhaupt ab. Von den Brandstümpfen an, die in Griechenland und Makedonien die mykenischen Reste zudecken, läßt sich die stürmische Bewegung dieser Zeit bis nach Süddeutschland hinein verfolgen, Frankreich und die spanische Halbinsel sind noch von ihr ergriffen, nur Germanien scheint einigermaßen von dieser Unruhe verschont. Als nun eine Zeit der Ruhe folgte, in der die sogenannte Urnenfelderkultur in Mitteleuropa sich entwickelt, da entstehen überall Eisenkulturen, ohne daß man bis jetzt ihr gegenseitiges Altersverhältnis genauer bestimmen könnte. In den Stürmen, die das Reich der Hethiter zerschlugen, ist ihnen von einem europäischen Volk das Geheimnis der Eisenverarbeitung entrißen worden, wohl von den Phrygern, den Trägern der Buckelurnenkultur, wie Troja zeigt, die am meisten nach Osten in Kleinasien vorgedrungen waren. Sie werden die neue Kunst und das neue Metall dann ihren nächsten Verwandten auf der Balkanhalbinsel, den Illyrern weitergegeben haben. Mit der gewaltigen Ausbreitung dieses Volkstums ist dann in seinem Bereich weit über Mitteleuropa hin die stärkste und lebendigste Eisenkultur entstanden. Reicher Beifall lohnte die eindrucksvollen Ausführungen des Redners. H. G.

Lichtbilder-Vortrag von Ministerialrat Universitäts-Professor Dr. Eugen Fehrle, Karlsruhe: Der Jahreslauf der deutschen Feste.

Eigentümlich genug: um den Winter kreisen die Hauptfeste. Aber nur zu begreiflich: wenn die Natur in Todesstarre versunken, dann gilt es für den Bauern, sie zu überwinden und zu vertreiben. Diese Grundanschauung zieht durch alles Brauchtum, das diese Feste umkleidet, belebt alle uralten Gestalten, aus denen dies noch zu uns spricht. Und wie wunderliches trat da in den Bildern vor uns hin, Tiere und Menschen, in denen vorchristliche Zauberkräfte mit ihrer urwüchsigen Schreckhaftigkeit immer wieder neu ans Licht streben. An den Führer dieser verjunkten germanischen Welt, Wodan erinnert der Schimmelreiter, der zur Weihnachtszeit den Unsegen vertreiben soll, aber auch der reizende Weihnachtsmann oder Nikolaus, deren segenspendender Stecken zur Zuchttrute geworden ist. Uebermenschliche Kräfte allein versprechen die gewünschte Wirkung; sie bannt die Maske an ihren Träger. Was das Christentum zu kurzweiliger Lustbarkeit hat herabsinken lassen, war ehemals religiöser Brauch voll tiefen Sinnes. Lärm und Häßlichkeit muß vor allem dabei sein, daß der Böse verschucht wird. Aber es gilt auch Segen zu bringen. Das tun die wilden Männer mit ihren grünen Bäumen: es ist der Wintermaien mit der nie versiegenden Kraft seiner

immergrünen Zweige. Sie spielt noch im Weihnachtsbaum der aus dem Paradiesbaum hervorgegangen und bis ans Ende des Mittelalters noch ohne Lichter war, und im Sommertagsstecken. Bis in den Sommer hinein ziehen sich diese Bräuche zur Erhaltung des Lebens; der Pfingstmaien ist wohl der bekannteste unter ihnen. Aber auch auf den Erntewagen sorgt der Maien bereits für das nächste Jahr. Der germanische Waffentanz ist verloren gegangen; aber das Scheibenschlagen soll immer noch die Kraft der Sonne herbeiziehen. Ihr Heilszeichen ist das Hakenkreuz mit seiner weiten Verbreitung, das dann, wie Speerspitzen bezeugen, auch zum Kampfzeichen geworden ist. Durch all diese reichhaltige Bilderchar zog der große Gedanke: dem Unsegen wehren und den Segen erhalten oder herbeiführen, der Kampf des heldischen Menschen gegen das Böse zur Erhaltung des Lebens. Unscheinbare und oft nicht mehr verstandene Volksbräuche führen uns tief an die Wurzeln germanischer Denkart und Empfindung. Zu dieser Erkenntnis rüttelten die sorgsam gesammelten und ausgewählten eindrucksvollen Bilder die gespannt lauschenden Zuhörer auf, die mit herzlichem Beifall dankten. H. G.

Familiengeschichtliche Vereinigung.

Lichtbilder-Vortrag von Ministerialrat Siegfried Federle: Familienkunde.

Nach mehrjähriger Unterbrechung hat nun die Familiengeschichtliche Vereinigung ihre Tätigkeit wieder aufgenommen. Zur großen Freude aller Beteiligten hat sich der seitherige Vorsitzende und verdienstvolle Mitbegründer der Vereinigung, Dr. Bernhard Schuh, entschlossen, sein Amt beizubehalten. Auch die meisten Damen und Herren des weiteren Vorstandes haben ihre Mitarbeit wieder zugejagt.

Die Reihe der Veranstaltungen eröffnete Ministerialrat Siegfried Federle mit einem Werbevortrag für die Gesamtheit der Altertumsvereinsmitglieder über „Familienkunde“, der Montag, 28. Januar, im wohlbesetzten Vortragssaal der Kunsthalle stattfand. Der Inhalt des Dargebotenen hielt sich in großen Zügen im Rahmen der gleichlautenden Veröffentlichung des Redners, die im nächsten Heft unter „Bücherbesprechung“ eingehender gewürdigt und behandelt wird. Der schon lange bekannte und beliebte Familienforscher erntete mit seinen lebendig vorgetragenen, interessanten Ausführungen, in die manch ernste, eindringliche Mahnung eingeflochten war, reichen Beifall.

Vortrag von Dr. med. Helmuth Lehmann, Edingen: Sinn und Zweck moderner Familien- und Erbfor-

schung.

Die erste „Zusammenkunft“ innerhalb des eigentlichen Arbeitskreises fand Montag, den 25. Februar, im Hotel National statt. Fabrikant Heinrich Winterwerb begrüßte die Anwesenden als Vorsitzender des Altertumsvereins und gab seiner Freude Ausdruck über die Wiederaufnahme der Arbeit, die heute mit den zielbewußten Forderungen des Dritten Reiches mehr denn je zuverlässige, verantwortungsbewußte Leistungen verlange. Besonders herzliche Worte widmete er dem Leiter der Abteilung, Dr. Bernhard Schuh, und dankte ihm für seine Bereitwilligkeit, sich wieder an die Spitze der Vereinigung zu setzen. Sodann übernahm Dr. Schuh die Leitung des Abends und erteilte das Wort Dr. med. Helmuth Lehmann, Edingen, der etwa folgende Darlegungen aus seiner Tätigkeit als Leiter der Klinischen Außenabteilung der Heidelberger Medizinischen Klinik für Außenpraxis, Familien- und Erbfor-

Familienkunde und Erbforschung sind in dem modernen Staat unentbehrliche Grundlagen. Fast jedes der neuen Gezebe baut mit auf ihnen auf. Die Beurteilung des Erbgutes beim Menschen ist außerordentlich schwierig, da nicht allein der einzelne, seine Familie und seine Sippe untersucht werden muß, sondern auch die historische Situation, die kulturelle und soziale Umwelt mit berücksichtigt werden müssen. Es lassen sich deutliche Beispiele geben für die Uenderung und Auslese durch die Umwelt. Die Familienforschung kann alles erreichbare Material verwenden, während die Erbbiologie sich an den lebenden Menschen halten muß. Die Umschichtung unseres Volkes geschieht durch den verschiedenen Kinderreichtum und kann in 500 Jahren eine vollständige sein. Die Gefahr an der Westfront ist nicht das romanische Franzosentum, im Augenblick auch noch nicht die Einwanderung afrikanischer Völker in Frankreich, sondern die halbe Million Polen, die längs der deutschen Grenze sesshaft zu werden beginnt und den anderen Schenkel einer slavischen Zange bildet. Die Einbürgerung dieser Slaven hat in der letzten Zeit in großem Maßstab in Frankreich begonnen. Die gewaltige Aufgabe der rassenhygienischen Betreuung des Volkes bedarf weiterhin einer intensiven wissenschaftlichen Forschung. In Edingen am Neckar ist in großem Maße eine derartige erbbiologische Gesamtaufnahme der Bevölkerung begonnen worden. Nicht nur medizinisch-biologisch, sondern auch historisch und kulturell wird diese Arbeit durchgeführt. Auch die volkskundlichen und sozialen Anteile werden erfaßt und die geologischen Bedingungen, Vorgeschichte und die ganze lebende Welt mit einbezogen.

Die Aufgabe, die dem neuen Deutschland gestellt ist, ist riesenhaft, und jeder kann im kleinsten Kreise mitbauen an

dem Werk. Es wurde noch nie so tief in das Leben eines Volkes eingegriffen, deshalb muß eine unbestechliche Arbeit geliefert werden. Die Früchte ernten erst Enkel und Urenkel.

Literatur:

Bauer-Fischer-Lenz. Menschliche Erblichkeitslehre. Verlag Lehmann. (Standartwerk.)

Robert Sommer: Familienforschung, Vererbung und Rassenlehre.

Walter Scheidt: Familienbuch, Anleitungen und Vordrucke zur Herstellung einer Familiengeschichte.

Walter Scheidt. Die Lebensgeschichte eines Volkes. Verlag Lehmann.

Walter Scheidt: Familienkunde. Verlag Lehmann.

Wilh. Hufschong: Familienkunde. Reklam. (Sehr anregend.)

v. Eichstedt: Die rassistischen Grundlagen des deutschen Volkstums. Verlag Schaffstein.

Werner Siemens: Anleitung zur Ahnentafelforschung. Verlag Lehmann. (90 Pfennig.)

Graf: Vererbungslehre.

Klenck: Bevölkerungsgenealogie. Verlag Degener, Leipzig. Zeitschrift. Volk und Rasse. Vierteljährlich RM 2,—.

Schriftenreihe des Reichsausschusses für Volksgesundheit. 20 Bfg. Reichsdruckerei.

Es schloß sich sodann eine wirklich rege Diskussion an, in deren Verlauf dankenswerterweise aus dem Kreise der Versammlung eine Anzahl mehr oder minder schwieriger Fragen über das Thema hinaus gestellt wurden, die vom Redner des Abends und vom Vorsitzenden nach Möglichkeit beantwortet wurden.

Zeitschriften- und Bücherschau

R. S. Bader, Die Flurnamen von Gutmadingen (Baar) und E. Huber, Die Flurnamen von Hildmannsfeld (Amt Bühl) (= Badische Flurnamen, herausgegeben von Eugen Fehrle, Band I, Heft 1 und 2). Heidelberg, 1931 und 1932. Carl Winters Universitätsbuchhandlung. 34 bzw. 22 Seiten. Mit je einem Uebersichtsplan der betreffenden Gemarkung.

Die Anzeige der beiden Hefte kann — lediglich aus äußeren Gründen — erst jetzt erfolgen, nachdem bereits die Hefte 3—5 in den Mannheimer Geschichtsblätter 1934, Heft 7—9 und Heft 10—12 besprochen sind. Bader eröffnet mit seinen Gutmadinger Namen die Fehrle'sche Sammlung, gleich ein Musterstück liefernd, nach dem die nachfolgenden Mitarbeiter zu verfahren haben. Der eigentlichen Namenstudie geht eine kurze, ortsgeschichtliche Einführung voran, die, je nachdem die Quellen fließen, bald die, bald jene Seite der Ortsgeschichte mehr hervortreten läßt, die Fluren selbst dabei in geschichtlichen Zusammenhang bringend und kulturell auswertend. Letzteres kann natürlich nur geschehen mit Bezeichnungen, die inhaltlich völlig klar und nicht mehrdeutig sind. Die eigentliche Namenammlung bringt sodann in der ABC-Folge sämtliche amtlichen Formen im Sperrdruck, die heutigen mundartlichen im Schrägdruck, während die urkundlichen Bezeichnungen und dazu gehörigen Bemerkungen namentlich über Bodenbeschaffenheit, Lage, Zugehörigkeit, Veränderung des Besitzverhältnisses, Erlöschensein u. dgl. in sonst üblichem Druck

ausgeführt werden. Alle erreichbaren Quellen, gedruckte, ungedruckte und mündliche sind herangezogen.

Hubers Flurnamenarbeit bewegt sich ganz in vorgezeigtem Geleise. Unter mundartl. bowollgäffel (Nr. 9) und kener (Nr. 47) hätte die Bedeutung der Wörter beigegeben werden sollen.

Die Sammelbände Fehrle's, die sich auf hunderte von badischen Ortschaften erstrecken werden, dürften zu einem wertvollen Kulturwerk auswachsen, dessen Bedeutung für die einzelnen Wissenschaftszweige heute noch gar nicht abzuschätzen ist.

D. Heilig.

Inhalt

Mitteilungen aus dem Altertumsverein — Bilderahnentafel der Kinder von Franz und Clara Thorbecke, geb. Baffermann von Dr. jur. Rudolf Haas — Der Brunholdistuhl am Ringwall über Bad Dürkheim von Dr. med. Adolf Stoll — Siegel Kaiser Konrads II. von Museumsdirektor Dr. Friedrich Sprater — Veranstaltungen des Altertumsvereins und der Familiengeschichtlichen Vereinigung — Zeitschriften- und Bücherschau

Mannheimer Altertumsverein Fernruf 297 17; Postcheckkonto Karlsruhe Nr. 246 07; Bankkonto: Deutsche Bank und Discontogesellschaft.

Abdruck der Kleinen Beiträge mit genauer Quellenangabe gestattet; Abdruck der größeren Aufsätze nur nach Verständigung mit der Schriftleitung der Mannheimer Geschichtsblätter. — Schriftleitungs-Kommission: Prof. Dr. Hermann Gropengießer, Dr. ing. W. B. Hoffmann, Dr. Gustaf Jacob. — Für den sachlichen Inhalt der Beiträge sind die Mitteilenden verantwortlich. — Verlag des Mannheimer Altertumsvereins G. B. — Druck: Schmalz & Lajfinger, Mannheim.

Mannheimer Geschichtsblätter

Monatschrift für die Geschichte,
Alttertums- u. Volkskunde Mannheims u. der Pfalz
Herausgegeben vom Mannheimer Alttertumsverein

Jahrgang XXXVI

April/Juni 1935

Heft 4-6

Mitteilungen aus dem Alttertumsverein

Frau Luise Michel geb. Glaser, Gattin des Geheimrats Dr. Michel, Kirchheimbolanden (Pfalz), hat unserem Verein die „Chronik der reformierten pfälzischen Familie Glaser“ zum Geschenk gemacht, eine durch Inhalt und Ausstattung gleich ausgezeichnete Gabe, über die Näheres in der Bücherschau zu finden ist.

Von Herrn Wilhelm Scipio erhielt der Verein als Geschenk: Fünfzehn Blatt Radierungen: Landschaften, Tiere, Genrezenen von Karl Wilhelm Kolbe (1757—1835); fünfundreißig Blatt Radierungen: Landschaften und Charakterkopfstudien nach Rembrandt von Chr. Ludwig von Hagedorn (1717 bis 1780); zwei wertvolle Globen — Erd- und Himmelsabbild aus dem Jahre 1728 (Nürnberg) — sowie zahlreiches Kartenmaterial, darunter einen handgezeichneten, kolorierten Plan der Belagerung von Mainz 1793, der bisher nicht bekannt war; ferner eine Konstruktionszeichnung von Geschützen, bezeichnet Joh. Georg Luz, Mannheim 1737.

Unser Mitglied Direktor a. D. Fritz Sander schenkte uns die ersten zehn Jahrgänge unserer Mannheimer Geschichtsblätter in Halbfranz gebunden. Es ist uns dies eine besondere willkommene wertvolle Gabe, da viele Hefte dieser ersten Jahrgänge vollständig vergriffen sind. Wir richten daher bei dieser Gelegenheit wieder die Bitte an unsere Mitglieder, alte Jahrgänge, vor allem die ersten, uns zu überlassen, auf keinen Fall, wie dies leider oft geschehen ist, alte Geschichtsblätter zu vernichten.

Für alle diese Geschenke sei auch an dieser Stelle herzlich gedankt.

Im Anschluß an den Vortrag des Herrn Dr. Frischlinger fand am 29. April in der „Harmonie“ die diesjährige Mitgliederversammlung statt. Der Vorsitzende Fabrikant H. Winterwerb gab den Jahresbericht bekannt, der Rechner Dr. Hoffman legte die Jahres-

abrechnung für 1934 vor. Von der Versammlung wurde der Vorsitzende in seinem Amte bestätigt, ebenso die Zuwahl der Herren Dr. med. D. Schuh als Vorsitzender der Familiengeschichtlichen Vereinigung und Professor A. Schachner als Vorsitzender der Ortsgruppe der Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte. Dem Vorstande wurde dann Entlastung erteilt. Aus dem Kreise der Mitglieder wurde vorgeschlagen, die Handwerkerkreise hiesiger Stadt in größerem Umfange für den Verein zu gewinnen, da der Verein, wie seine Sammlungen im Schloßmuseum beweisen, seit seiner Gründung sich um die Geschichte des Mannheimer Handwerks eifrig bemüht hat. Entsprechende Schritte sollen unternommen werden. Außerdem wurde der Wunsch nach weiteren Mitgliederabenden im Winter laut. Nachdem der Vorsitzende mit anfeuernden Worten für eine lebhaftere Mitarbeit an den Zwecken und Aufgaben des Vereins geworben hatte, um auch im neuen Reich seine Stelle fruchtbar ausfüllen zu können, schloß er mit „Heil Hitler“ die anregend verlaufene Sitzung.

Für den 29. Sept. ist ein Ausflug nach Erbach—Steinbach—Michelstadt in Autobussen in Aussicht genommen (Fahrpreis etwa 3 R.).

Als Mitglieder wurden neu aufgenommen:

Deufel, Adam, Hauptlehrer, Collinistraße 18.
Hildebrand, Fr. B., Weinheim, Mühlgasse 12.
Michel, Luise, geb. Glaser, Kirchheimbolanden.
Morkel, J. Fr., Architekt B. D. U., L 11, 19.
Sebening, Professor Dr. Walter, leitender Arzt der Chirurgischen Abteilung, Städt. Krankenhaus.
Stark, Friedrich, Schmiedeobermeister und Handwerkskammerpräsident, S 2, 17.
Vulpus, Roland, Professor, Direktor der Elisabethschule.

Durch Tod verloren wir unsere Mitglieder:

Eggensberger, Karl, Oberzollinspektor, Hilsbach.
Hérens, Heinz Otto, Bankbevollmächtigter.
Peter, Ino, Architekt.
Schäner, Jos., Kommerzienrat, Heidelberg.
Widmann, Heinrich.

Jahresbericht 1934

(76. Vereinsjahr)

Am 2. April 1934 jährte sich zum 75. Mal der Gründungstag des Altertumsvereins. Aus diesem Anlaß fand Sonntag, den 22. April im Musenfaal des Rosengartens eine Morgenfeier statt, an der Oberbürgermeister Kenninger, Ministerialrat Dr. Ujal, im Auftrag des verhinderten Kultusministers, und andere Vertreter staatlicher und städtischer Behörden teilnahmen. Den Mittelpunkt bildete ein begeistert aufgenommenener Vortrag von Dr. Franz Schnabel, Professor an der Techn. Hochschule Karlsruhe über: „Die Stellung der rheinischen Pfalz in der deutschen Geschichte“. (Die vortrefflichen Ausführungen wurden auf vielseitigen Wunsch als Heft 1934, 4—6 mit reichem Bildschmuck in Druck gelegt). Einführende kurze Rückschau haltende Worte sprach der Vorsitz Prof. Dr. Beringer, und das Kergl-Quartett umrahmte die Veranstaltung durch Wiedergabe der Streichquartette D-dur von Cannabich und C-dur von Stamiz. Bei dem gemeinsamen Mittagstisch im Rosengartenrestaurant, an dem etwa 80 Personen teilnahmen, wurden verschiedene Ansprachen gehalten. So überbrachte Ministerialrat Prof. Dr. Ujal als Vertreter des Kultusministers die Glückwünsche des Ministeriums, Professor Dr. Wahle vom Herrn Rektor der Universität Heidelberg, Prof. Dr. Strigel beglückwünschte als Vertreter des 100-jährigen Vereins für Naturkunde den „jüngeren Bruder“ von 75 Jahren u. a. mehr.

Das Jubiläumsjahr bot willkommenen Anlaß, folgende um die Erforschung der Heimatgeschichte besonders verdiente Persönlichkeiten dem Verein noch näher zu verbinden und zwar durch Ernennung zu Ehrenmitgliedern: Prof. Adolf Ristner-Karlsruhe, Prof. Dr. Franz Schnabel-Karlsruhe und zu korrespondierenden Mitgliedern: Ernst Brauch, Lehrer in Hockenheim; Franz Sembler, Hauptlehrer in Mannheim-Feudenheim; Konrad Seel, Baumeister in Ladenburg.

Der Verein hat den Verlust seines Ehrenmitgliedes Prof. Dr. Karl Schumacher, weiland Direktor des römisch-germanischen Zentralmuseums Mainz, und seiner korrespondierenden Mitglieder Universitätsprofessor Dr. Daniel Häberle und Universitätsprofessor Dr. Carl Neumann, beide in Heidelberg zu beklagen.

Zu Beginn des Berichtsjahres war das Amt des ersten Vorsitzers unbefetzt, da Dr. Baffermann, der den Vorsitz im März 1933 übernommen hatte, von seinem Posten zusammen mit anderen Vorstandsmitgliedern zurückgetreten war. Nach verschiedenen vorausgegangenen Beratungen ergab die Wahl am 14. Februar folgende Zusammensetzung des Vorstandes: Vorsitz: Prof. Dr. Jos. Aug. Beringer; 1. Stellv.: Fabrikant Heinrich Winterwerb; 2. Stellv.: Prof. Dr. Hermann Gropengießer; Rechnung: Dr. ing. W. Wilhelm Hoffmann.

Der Vorsitz führte dann die vom Minister des Kultus und Unterrichts und der Kreisleitung der NSDAP. auferlegten Bestimmungen durch, nach denen die nichtarischen Mitglieder dem Verein nicht mehr angehören können.

Prof. Dr. Jos. Aug. Beringer legte aber Ende des Jahres das nur befristet übernommene Amt wieder nieder, das seitdem von Herrn Heinrich Winterwerb verwaltet wird.

Die Geschichtsblätter erschienen im üblichen Umfang, jedoch anstatt wie bisher auf 6—8 Hefte verteilt, nur in vier Hefen. Es konnte dadurch eine große Ersparnis erzielt werden. Das erste Heft war ganz dem kurpfälzischen

Bildhauer Paul Egell gewidmet, das zweite Heft brachte den Vortrag von Prof. Dr. Franz Schnabel über „Die Stellung der rheinischen Pfalz in der deutschen Geschichte“. Das dritte und vierte Heft war wieder aus verschiedenen Aufsätzen unterschiedlichen Inhalts zusammengesetzt.

Auf Ansuchen hat die Stadtverwaltung die Ausgabe von Dauerkarten an die Vereinsmitglieder, mit Einschluß ihrer Familienangehörigen, zum Besuch des Schloßmuseums für 50 Pfennig im Jahre bewilligt.

Folgende Veranstaltungen fanden im Berichtsjahr statt:

Vorträge:

Dr. Fritz König: Die germanischen Heiligtümer der Osnigmark.

Dr. Hans Zeiß: Das Altlußheimer Fürstengrab und das germanische Kunsthandwerk der Völkerwanderungszeit.

Professor Dr. Franz Schnabel: Die Stellung der rheinischen Pfalz in der deutschen Geschichte.

Universitätsprofessor Dr. Gustav Neckel: Staat und Gesellschaft bei den heidnischen Germanen.

Universitätsprofessor Dr. Hans Steinbach: Die Saar im westdeutschen Grenzkampf.

Universitätsprofessor Dr. Gero v. Merhart: Wie Europa das Eisen fand.

Universitätsprofessor Ministerialrat Prof. Dr. Eugen Fehle: Jahreslauf der deutschen Volksfeste.

Auf einem Mitgliederabend im Ballhaus im Juni berichtete Prof. Dr. H. Gropengießer über die bisherigen Ergebnisse der Ausgrabungen des Schloßmuseums bei den Arbeiten für die Reichsautobahn; dabei war eine Auswahl der wichtigsten Funde ausgestellt.

Ausflüge fanden statt: nach dem Brunholdisstuhl bei Dürkheim, nach Mainz, und nach Madenburg-Trifels-Anweiler und nach Dossenheim mit seinen 3 Burgen, eine Besichtigung der Ausgrabungen des karolingischen Dorfes Hermsheim und an 2 Samstagen nachmittags der Ausgrabungen bei der Anlage der Reichsautobahn im Dünengebiet von Seckenheim; eine siedlungsgeschichtliche Wanderung führte nach Oggersheim und Oppau; 2 Führungen in Alt-Mannheim betrafen einmal die Häuser v. Dalberg, Riauxcour-Waldkirch, Castell, Düringer, dann das Palais Bregenheim.

Der Rechner, Dr. ing. W. W. Hoffmann, legte den von den Rechnungsprüfern Carl Heisler und Hubert Kenner durchgesehenen und richtig befundenen Jahresabschluß vor und erhielt von der Mitgliederversammlung Entlastung. Die Einnahmen belaufen sich auf *RM* 10,901.14, die Ausgaben auf *RM* 10,685.25, sodaß sich ein Ueberschuß von *RM* 215.99 ergibt.

Gegen Ende des Jahres wurden noch verschiedene Besprechungen mit dem Ergebnis durchgeführt, daß die Familiengeschichtliche Vereinigung unter ihrem bisherigen Vorsitz, Dr. Bernhard Schuh, mit Beginn des neuen Jahres (1935) ihre auf einige Jahre unterbrochene Tätigkeit wieder aufnimmt.

Ferner schließt sich die Ortsgruppe Mannheim der Vereinigung von Freunden germanischer Vorgeschichte in Detmold unter ihrem hiesigen Leiter Prof. Dr. Alfons Schachner als selbständige Abteilung dem Altertumsverein an.

Dr. Johann Joachim Becher

Volkswirt und Kolonialpolitiker.

Zu seinem 300. Geburtstag am 16. März 1935

Von Albert Barel

Dr. Johann Joachim Becher, ein Sohn der Stadt Speyer, wurde vor 300 Jahren, am 16. März 1635, mitten in den Wirren des 30-jährigen Krieges geboren. Als er aufwuchs, verwüsteten fremde Kriegsvölker Deutschland. Als dann endlich die Friedensglocken läuteten, bemühten sich viele, Berufene und Unberufene, die furchtbaren Folgen des Krieges zu überwinden, — Becher überragt sie alle an Geist, nicht an Erfolg. Er steht uns nahe, weil er in eine Zeit gestellt wurde, die der unsrigen ähnlich war, denn auch wir leiden noch unter den Auswirkungen eines Völkerringens.

Der Vater Bechers war ein protestantischer Prediger in Speyer. Er war vorher in Straßburg Lehrer und Pfarrer gewesen und starb, als sein Sohn acht Jahre alt war. Die Mutter, Anna Margarethe Gauß, war die Tochter eines Speyerer Ratsherrn. Hätte der Vater Leitung und Erziehung des hochbegabten Sohnes in der Hand behalten können, wären diesem sicher viele Schwierigkeiten im Leben erspart geblieben. Die Mutter heiratete wieder, doch der Stiefvater kümmerte sich nicht um die Erziehung der Kinder und vertat das Vermögen der Mutter. Der frühreife Knabe mußte schon mit 13 Jahren Mutter und Geschwister durch Stundengeben ernähren.

Besonders beim Studium des Jünglings wäre die sichere Hand des Vaters notwendig gewesen. Sich selbst überlassen, packte er jedes Gebiet an, das vor ihn kam. Er studierte nach- und nebeneinander, meist ohne Anleitung, Didaktica, Theologie, Mathematik, Medizin, Chemie, Politik und Jura. Auch mit Handwerken, Handwerksgebräuchen und -Privilegien beschäftigte er sich. Er berichtet selber, daß er „viel gelesen, viel gehört, viel erfahren, viel probiert, viel laboriert, viel spekuliert habe und mit gelehrten Leuten umgegangen sei“. Dem entsprechend war auch seine Bildung, — vielseitig, umfangreich, aber ungeordnet und nicht ohne Lücken, — die Bildung eines Autodidakten.

Er hat nicht nur seine Studienjahre in der Heimat zugebracht, er blieb zuerst auch weiterhin in der Nähe. Wir finden ihn, erst 24 Jahre alt, als Leibmedicus des Kurfürsten von Mainz und als Professor der Medizin. Die schöne Tochter des kurmainzischen Hofrates Wilhelm von Hornigk wurde seine Frau. Vielleicht hängt sein Uebertritt zum Katholizismus damit zusammen, denn er sagt selber einmal: „Die schönen Weiber haben den allerstärksten Simson und den allerweisesten Salomon verblendet, warum nicht auch mich?“

Es ist verwunderlich, welche Probleme den Leibmedicus beschäftigten. Er gab 1659 das Lehrbuch einer Weltsprache heraus und fügte gleich ein Nachschlagewerk mit 10 000 Wörtern hinzu, Jahrhunderte vor Volapük und Esperanto. Es ist anzunehmen, daß er schon damals an Handelsverbindungen mit dem Ausland und nach Uebersee dachte, bei denen ein internationales Verständigungsmittel wichtig gewesen wäre.

Es folgte ein anderes Buch, die „Metallurgia“. Wohl stellte er für die Chemie, die bis dahin nur Dienerin der Alchemie und der Arzneikunde gewesen war, wissenschaftliche Grundätze auf, doch hielt er auch noch fest an der alchemistischen Idee, Gold zu machen. Noch stand er unter dem Einfluß der herrschenden Ansicht, daß Gold allein das Maß der Dinge sei. Gold anzuhäufen, große Mengen Gold, — das war das Bestreben der wirtschaftlichen Sachverständigen jener Zeit.

Unversehens ging der Professor der Medizin unter die Mechaniker. Er suchte nach der Lösung eines alten Problems, das perpetuum mobile, die ewig ohne Antrieb laufende Maschine, wollte er erfinden. Es war ihm gewiß keine Spielerei für müßige Stunden, sondern er dachte wohl schon an die Spinnräder und Webstühle in den Werkhäusern, die er damit antreiben wollte. Er war gewiß, die Lösung des Problems gefunden zu haben. Der Kurfürst haute ihm in Mainz einen festen Turm, der das Räderwerk tragen sollte. Ein Schweizer Uhrmacher stellte es nach Bechers Angaben auf. Eine Tages stand der ganze Hof in Erwartung, — die Wundermaschine sollte ihren ewigen Lauf beginnen, aber sie versagte, — sie ging nicht. Es erhob sich Lachen und Spotten, und der kurfürstliche Gönner wendete sich enttäuscht ab. Becher forderte eine Untersuchung, er wollte beweisen, daß der von Neidern bestochene Uhrmacher „eine Metallkugel, die Seele des köstlichen Werkes herausgenommen und damit dieses negligiert und verdorben habe“. Die Untersuchung wurde aber hintertrieben.

Das perpetuum mobile ist ein unlösbares Problem, aber Becher hat sich in Mainz seiner Sache sicher gefühlt, und wir sehen an ihm eine Erscheinung, die oft wiederkehrt: Er erfaßt leidenschaftlich und in genialer Weise eine Aufgabe, — er glaubt, die Lösung in der Hand zu haben, — da greift er zu hoch und verspricht Dinge, die er nicht halten kann. Er enttäuscht die, die an ihn geglaubt haben. Becher aber sieht an allen Enden Neider und böswillige Verderber seines Werkes.



Ein Brustbild Bechers aus dem Jahre 1678.

Tief gekränkt verließ er Mainz. Doch er war schon bekannt geworden, und Karl Ludwig von der Pfalz rief ihn nach Mannheim, dem armen und zerstörten Lande neue Wege zum Aufstieg zu zeigen. Becher erfaßte mit plötzlicher Wendung ein ganz neues Gebiet, auf dem er die größte Bedeutung gewinnen sollte, er wurde Volkswirtschaftler.

Er legt weitreichende Pläne vor, die darauf gerichtet sind, die einheimischen Gewerbe zu beleben, neue einzuführen, den Handel zu regeln. Er will Glashütten bauen, Wollen- und Leineweber will er nach Mannheim rufen, fremde Gerber sollen ihre Kunst verbreiten, Papiermühlen, Schleifereien, Sägereien und Walkmühlen sollen erstehen. Besondere Vorteile erhofft er von der Errichtung einer Seidenmanufaktur. Karl Ludwig stellt schon Land für die Anpflanzung von 20 000 Maulbeerbäumen zur Verfügung.

Es kam nicht zur Ausführung der Pläne, denn Becher verließ die Pfalz. Die Gründe sind nicht klar zu erkennen. Bestimmt waren die Verträge, die ihm angeboten wurden, ungünstig für ihn. Er sollte im wesentlichen das Risiko der Unternehmungen tragen. Vielleicht aber zog ihn auch ein Angebot an,

er unterdessen erhalten hatte. Ferdinand Maria, der bayrische Kurfürst, rief ihn nach München, und Becher verließ sein eigenes Werk in der Pfalz, um einen neuen Wirkungskreis anzutreten. Der ehemalige Hofmedicus und Professor der Medizin, der Philologe, Chemiker, Alchemist und Mechaniker, nunmehr nach dem Vorbild in Mannheim ganz und gar Volkswirtschaftler, reichte in München „merkantilische regula und axiomata“ ein. Denn der Kurfürst hatte ihn wohl zu seinem Hofmedicus ernannt, aber nicht wegen seiner Tränklein und Salben, sondern Becher sollte neue Wege weisen, um das Bayernland aus dem wirtschaftlichen Elend der Nachkriegszeit herauszuführen.

Becher forderte in den eingereichten Schriftstücken die Neuordnung des Münzwesens, die Gründung einer Wechselbank, Proviandhäuser, um den Absatz der landwirtschaftlichen Erzeugnisse zu regeln, Werkhäuser, um das Gewerbe zu heben, Kaufhäuser, um den Handel zu überwachen. Er ringt sich in seinen volkswirtschaftlichen Grundanschauungen zu immer größerer Klarheit durch und prägt leicht faßliche Forderungen: Besser verkaufen als kaufen! — Aus erster, nicht aus fünfter Hand kaufen! — Rohstoffe höher besteuern als Fertigware! — Besser Rohstoffe als Fertigware einführen! — Keine Waren einführen, die im Lande zu haben sind! — Keine Einfuhr, ohne Ausfuhr eines Gegenwertes! — Als Grundlage und Krönung seiner Forderungen stellt er den Satz auf, der heute zur Richtschnur des deutschen Wirtschaftslebens geworden ist: Öffentliches Interesse geht vor Privatinteresse!

Zum ersten Mal stellt er in einem einzigen Satz sein Ziel hin, allerdings in der Sprache seiner Zeit: „Popularität, Nahrung und Gemeinschaft!“ — Oder an anderer Stelle: „Eine volkreiche, nahrhafte Gemein!“

Noch nie hatte jemand mit solcher Klarheit gesagt, was der deutschen Wirtschaft nützt, noch nie hatte es jemand gewagt, den Nutznießern der allgemeinen Notlage rückichtslos die Wahrheit zu sagen: Öffentliches Interesse geht vor Privatinteresse!

Gegner standen auf gegen ihn. Die Kaufleute verdienten an der Einfuhr, Becher aber bekämpfte fremde Waren. Der Adel war um seine Vorrechte besorgt, die Geistlichkeit sah in ihm einen Unruhestifter und predigte sogar wider ihn von der Kanzel herab. Becher wußte wohl, daß die Kaufleute unter sich „eine Kollekte gemacht und ein Stück Geld zusammengelegt hatten, um ihm das Maul zu stopfen“. — Aber er ließ sich nicht beirren.

Doch darf nicht verschwiegen werden, daß es nicht allein kämpferische Rücksichtslosigkeit war, wenn er seine Forderung aufstellte, der wir heute die Form geben: Gemeinnutz geht vor Eigennutz, — sondern seine Feinde hatten Recht, die ihm verletzende Ueberheblichkeit und Starrköpfigkeit vorwarfen. Wir sehen hier die tragische Linie in seinem Leben: Er eilte seiner

Zeit mit seinen Anschauungen und Plänen weit voraus und mußte deshalb mit dem allgemeinen Widerstand menschlicher Trägheit rechnen. Er brachte aber nicht die Eigenschaften mit, die notwendig gewesen wären, diesen zu überwinden, sondern er steigerte ihn durch seine besondere Art aufzutreten zu einem Abwehrkampf, der überall, wohin er auch kam, mit persönlicher Schärfe geführt wurde.

Unermüdllich legte er immer neue Pläne vor: Nach dem Verbot der fremden Waren sollte eine eigne Tuchmacherei, eine eigne Seidenmanufaktur eingerichtet werden. Die Eigenproduktion des Landes sollte möglichst gesteigert werden. Er sah nach Holland, wo die Westindische Handelskompagnie die Produktion so straff organisiert hatte, daß es keine Bettler mehr im Lande gab, wo die Schiffe köstliche Gewürze aus den Kolonien holten, und die Kaufleute die ganze Welt mit eigenen und fremden Waren versorgten, sodaß der kleine Staat der reichste in Europa geworden war. Der Kurfürst schickte den Geschäftigen nach Holland, Verbindungen anzuknüpfen, Kolonien zu erwerben.

Die Holländische Kompagnie bot ein Küstenland an in Nordamerika, mit dem Hauptort Neu-Amsterdam und der vorgelagerten Insel Manhattan, eben das Gebiet, auf dem heute — New-York liegt. Der beste Hafen der Ostküste mit dem günstigsten Hinterland, das große Einfallstor zu dem Norden des neuen Erdteils — eine bayrische Kolonie, — das war das Angebot, das Becher mitbrachte. Ironie der Weltgeschichte! Der bayrische Hof wollte kein Bauernland, sondern eine Tropenkolonie zur Gewinnung hochbezahlter Gewürze. Die Engländer erkannten den Wert des Küstenstreifens besser. Sie nahmen kurze Zeit darauf Neu-Amsterdam samt Hinterland den Holländern mitten im Frieden weg.

Ein anderes Gebiet im tropischen Guayana wurde vorgeschlagen, die Kompagnie wollte die Ueberführung der deutschen Einwanderer, die Beschaffung von Negerklaven und den Schutz zur See übernehmen. Dagegen sollte Bayern die Landtruppen stellen. Doch durfte der Kurfürst die Erzeugnisse nur der Kompagnie verkaufen und keinen eigenen Handel treiben. Der ganze Plan scheiterte an dieser Bedingung.

Bayern versuchte es noch einmal mit England, dann mit Frankreich, um doch noch Kolonien zu erwerben, aber die Besprechungen konnten nicht zum Ziele führen. Nach Bechers eigenem Rezept sollte eine zahlreiche, wohlhabende Bevölkerung erst erreicht werden, diese aber war ja gerade Voraussetzung für eine gesunde Kolonialpolitik. Becher hatte übersehen, daß Bayern nach den furchtbaren Verlusten des Krieges weder das Geld noch die Menschen aufbringen konnte, um seine Kolonialpläne zu verwirklichen.

Die Enttäuschung, die auch hier hinter den hochfliegenden Plänen des genialen Projektentmachers lauerte, wirkte sich aus. Eine Handelskompagnie



Becher in seinem Münchener Laboratorium.

wurde gegründet, aber ohne Becher. Er berichtet, daß die Kaufleute deswegen ein „Jubeljahr“ abgehalten hätten. Mit Vollmachten des Kurfürsten fuhr er nach Wien, um Absatz in den Erblanden des Kaisers zu suchen. Wieder stand Becher an einem Wendepunkt seines Lebens, denn schon nach kurzer Zeit trat er in den Dienst des Kaisers über und wurde kaiserlicher Commerzienrat.

Die Rolle Bechers ist nicht klar, sicher hatte er wieder eine Sache verlassen, und als er für kurze Zeit nach München zurückkehrte, glaubten seine Gegner freie Hand zu haben. Seine Seidenmühle wurde demoliert, er selber bedroht. Die kurfürstliche Kanzlei verlangte von ihm, daß er in München bliebe, bis die Sache mit der österreichischen Kompagnie geklärt sei. Becher schrieb nach Wien, daß man dem Grafen von Fürstenberg „einige Portiones in dieser Kompagnie wie auch dem Herrn Vizekanzler überließe und die Sache dahin disponiere, so wäre alles vergnügt und in Ruh.“ Auf alle Fälle gelang es ihm, sich einen guten Abgang zu sichern. Denn bald darauf amtierte er in Wien, ohne die Verbindung mit München aufgegeben zu haben.

Er legte in Wien dieselben Pläne vor wie in München. Unter seinem Drängen ging es Schlag auf Schlag voran. Das Commercienskollegium, die Handelskompagnie, die Seidenmanufaktur, eines nach dem andern wurde eingerichtet, und es zeigten sich Erfolge, Gewinne wurden eingebracht.

Dieselben Pläne riefen aber auch dieselben Gegner auf. Die Wiener Kaufmannschaft war von München aus unterrichtet, kannte Becher und seine Pläne und bekämpfte ihn mit allen Mitteln. Sogar die Kanzel zogen sie wieder in den Kampf gegen den fremden Eindringling. Sie fanden auch Angriffspunkte, nicht nur bei den alten Fehlern Bechers, sondern auch darin, daß beide Seidenmanufakturen, in München und in Wien, nach kurzer Blüte abfielen. Becher legte wohl die Gründe dar, die diesen Niedergang verursacht hatten, aber er konnte es nicht verhindern, daß Mißtrauen gegen ihn aufstieg. Es hielt ihn niemand, als er Urlaub nahm und nach München ging.

Den Kastlosen hatte die Müdigkeit gepackt. Es lockte ihn, in stiller Klausur der Wissenschaft zu dienen. Es wurde stille um Becher.

In einem Laboratorium in München saß er, forschte, spekulierte und legte bald zwei Bücher vor. „*Physica subterranea*“ und „*Methodus didaktika*“. Er sagte davon: „ — — welche zwei Bücher hoffentlich von gelehrten Leuten mehr werden estimiert werden, als wenn ich zehn Jahre mich zu Wien vergeblich mit Kaufleuten gezankt hätte.“

Er stellte für die Chemie neue wissenschaftliche Grundlinien auf. So lehrte er: „Alle unorganischen Substanzen lassen sich auf einfache erdige Bestandteile zurückführen. Auch Metalle bestehen aus drei Grunderden, und ihre Verschiedenheit ist durch das Mischungsverhältnis bedingt, — man kann auch Gold machen, wenn man nur richtig mischt.“

Becher ahnt in hellheherischer Klarheit die Entwicklung der Technik voraus, die erst zwei Jahrhunderte später ihren Hochflug beginnt. Er berichtet von einem Fernsprecher, mit dem sich zwei Menschen weit über Land unterhalten könnten, während die, die dazwischen sind, nichts hören. Er sieht die Urform der Schallplatte als Spirale in einer Flasche verschlossen¹⁾, — er zergliedert das Problem des Fliegens mit erstaunlicher Klarheit²⁾.

Becher saß still in seiner Verborgenheit, forschte, spintizierte und schrieb gelehrte Bücher. Doch seine Feinde ruhten nicht. Da kam wieder eine plötzliche Wandlung über Becher. Er stieg herauf aus dem Dunkel seiner Klausur und schrieb in kraftvoller Abwehr gegen die, die ihn einen Nichtwisser nannten, sein berühmtes nationalökonomisches Werk: „*Politischer Diskurs von den eigentlichen Ursachen des Auf- und Abnehmens der Städte, Länder und Republiken*.“ Das Buch erschien 1668 in Frankfurt a. M. Es war eine Streitschrift, und der Gereizte schlug hart zu. Die Betroffenen machten Lärm, und der

Diskurs wurde verboten. Erst eine gemilderte Ausgabe von 1673 blieb unbehelligt.

Das stille Forschen war vorbei. Becher griff alte Gedanken wieder auf, — Kolonien, Handelskompagnien! Er geriet an den Grafen Friedrich Casimir von Hanau, der gern Dinge unternahm, die seine Kräfte überstiegen. Die Holländisch-Westindische Kompagnie erbot sich, dem Grafen von Hanau ein Küstenland zwischen Orinoco und Amazonasstrom zu überlassen. Der Graf übernahm die Verpflichtung, das Land innerhalb von 12 Jahren zu kultivieren und an Holland Abgaben zu zahlen. Die Untertanen des Grafen kannten ihren Herrn, sie lachten und erzählten einander, dieser sei nun König von Schlaraffenland geworden. Wohl schrieb Becher: „Wohlhan denn dappfere Teutsche, machet, daß man in der Kartenmapp neben Neu-Spanien, Neu-Frankreich, Neu-England auch das künftige Neu-Teutschland findet.“ Aber der Graf erkannte, daß er sich zuviel zugemutet hatte. Er verlor den Mut, namentlich unter dem Einfluß seiner energischen Gemahlin, und die Hanauische-Indische Kompagnie wurde aufgelöst. Noch nach 100 Jahren spukte dieses Kolonialunternehmen durch die europäischen Kabinette denn der Landgraf von Hessen-Kassel erhob als Rechtsnachfolger der Grafen von Hanau Ansprüche auf bestimmte Gebiete in Südamerika. Die ganze Sache ging dann im Wirbel der napoleonischen Kriege unter. Becher wurde noch zum Geheimen Rat des Grafen von Hanau ernannt und kehrte nach München zurück.

Daß Becher ein schlimmer Atheist wäre und daß er die Hanauische Kunstammer bestohlen hätte, konnte leicht widerlegt werden, daß er sich aber an den Grafen von Hanau gehängt hatte, von dem er nach seiner eigenen Aussage wußte, wie wenig geeignet dieser kleine Potentat für ein so schwieriges und kostspieliges Unternehmen war, muß ihm zum Vorwurf gemacht werden.

Doch schon ging sein Stern wieder auf, der Kaiser berief ihn nach Wien. Noch schärfer und eindringlicher brachte er seine Pläne vor. Er predigte jetzt offen den Staatsabsolutismus, der immer im Recht sei, wenn er drei Dinge im Auge behalte: Eine zahlreiche Bevölkerung, gute Nahrung und rechte Gemeinschaft. Die Grundlage einer gesunden Volkswirtschaft sei ein gesunder Bauernstand. Alle andern, die Handwerker, Kaufleute und Diener an der Gemeinde seien lethhin von dem Bauer abhängig. Deshalb dürften die Handwerker nur Rohstoffe verarbeiten, die die Bauern liefern könnten, und die Kaufleute dürften nichts anders verhandeln. Darum sei eine Ueberwachung und Reglementierung durch den Staat geboten. Doch nicht der Fiskus, das Volkswohl müsse im Vordergrund stehen. Nicht die Anhäufung von Gold sei echter Reichtum eines Staates, sondern eine zahlreiche Bevölkerung, die bei guter Nahrung in rechter Gemeinschaft lebe. Damit hatte Becher selber die alte Ueberschätzung des Goldes überwunden.

Er forderte Handelsverträge, Förderung des Seeweges, Ausbau eines deutschen Kanalnetzes. Er trieb an, was er nur konnte, doch in Wien hatte man viel Zeit. Mit großer Bitterkeit klagte er, daß das Commercialscollegium „ein bloßer Name“ sei, und daß die Mitglieder nur ihre persönlichen Interessen verfolgten. Er schreibt wörtlich: „ — — anstatt daß wir in den Sauffstuben sitzen, einander selbst die Ehr abschneiden und verkleinern, so spazieren die Holländer mit ihren Gedanken in der Stille die ganze Welt durch.“

Aus dieser galligen Stimmung heraus schrieb Becher, der immer ungeschminkt die Wahrheit sagen mußte, sein „Gutachten“ über die Hofkammer. Er durchschaute die Mißwirtschaft des Hofkammerpräsidenten, Grafen von Zinzendorf, und jeder Satz der Schrift erscheint gegen Zinzendorf gerichtet. Becher hatte sich damit einen unverföhnlichen Feind geschaffen!

Ein Herzenswunsch Bechers sollte in Erfüllung gehen, ein Werkhaus sollte gebaut werden. Und Becher baute trotz unzulänglicher Mittel und trotz aller Behinderungen. Er steckte eigenes Geld hinein und scheute auch allerlei Schiebungen nicht, um weiteres Kapital zu erhalten. Das Werkhaus sollte ein „Seminario“ für Handwerker sein, die das, was sie dort gelernt hatten, ins Land hinaustragen sollten.

Es häuften sich Schwierigkeiten über Schwierigkeiten, und überall erkannte Becher die Hand Zinzendorfs. Trotzdem dieser von Uebergriffen Bechers Kenntnis hatte, schloß er doch einen neuen Vertrag mit ihm ab, in dem er allerdings das ganze Unternehmen mit seinem Risiko auf Bechers Schulter legte, um den Zusammenbruch desto gründlicher vorzubereiten und dem Gehäßen die Verantwortung zuzuschieben zu können.

Der Zusammenbruch kam, und Zinzendorf zog die Schlinge zu. Becher mußte fliehen, denn er fürchtete verhaftet zu werden. Er ging nach Holland; Zinzendorf hatte gesiegt.

Jetzt wurde derselbe Becher, der auf jedem Gebiet, das er nur angriff, in genialer Durchdringung der Probleme neue Wege zu weisen mußte, ein Abenteurer. Die Stadt Haarlem suchte ihn zu halten, als er ihr eine von ihm erfundene Windmaschine verkaufte. Im nächsten Jahr wollte er in Amsterdam für die Generalstaaten Gold aus Sand und Silber schmelzen. Er ließ sich ein Privileg für ein neu erfundenes Wasserrad geben, dann brach er plötzlich auf und fuhr nach Mecklenburg, wo ihm schon früher eine Zufluchtsstätte angeboten worden war. Ueberaschend kehrte er zurück und setzte seine alchemischen Versuche fort. Doch Zinzendorfs Macht reichte auch bis Amsterdam, und Becher floh weiter nach England.

Er versank in Armut und Elend. Auch die Nachricht, daß sein Todfeind, der Graf Zinzendorf, gestorben und die Mißwirtschaft aufgedeckt sei, kam zu spät. Becher fand nicht mehr die Kraft, den Kampf

Doct. Joh. Joachim
Becher
Röm. Kay. Maj. Cammer- und
Commerciën-Raths/
Närrische Weißheit

Und
Weise Narrheit:

Oder
**Ein Hundert/ so politische als
Phÿsicalische/ Mechanische und Mer-
cantilische Concepten und Propositionen
Deren etliche gut gethan/ etliche zu
nichts worden/**

**Sampt den Ursachen/ Umständen und Beschrei-
bungen derselben.**

**Ein Tractätlein vor die Liebhaber / sehr curios
und nützlich zu lesen / als worinnen viel nach-
dentliche Sachen enthalten.**

Terentius.

*Incerta hæc si tu postules, ratione certa facere, ni-
hilo plus agas, quam quod des operam,
ut cum ratione infanias.*

**Frankfurt/
In Verlag Johann Peter Zubrods.**

Anno M DC LXXXII

Titelblatt aus dem letzten Werke Bechers, das in seinem Todesjahr 1682 erschien.

von neuem aufzunehmen, es ging dem Ende zu. Noch einmal kam ihm ein Gruß aus der Heimat. Prinz Rupprecht von der Pfalz fand ihn, suchte ihn aus allem Elend herauszureißen und schickte ihn nach Schottland, Bergwerksbetriebe zu studieren. Die Ueberfahrt war stürmisch und dauerte 28 Tage. Becher saß in der dunklen Kajüte und schrieb ein seltsames Buch: „Närrische Weisheit und weise Narrheit“. Mit unerbittlicher Schärfe machte er darin einen dicken Strich unter sein Leben. In bunter Folge ließ er noch einmal an sich vorbeigehen, was er geplant hatte: Die Weltsprache, das perpetuum mobile, die Handelskompagnien, die Kolonialträume, die Verstaatlichung der Post, die Einführung der Kartoffel, seine gesamten volkswirtschaftlichen Pläne, — aber auch die schweren Kämpfe, die er gegen die hatte führen müssen, bei denen der Eigennuß höher stand als der Gemeinnuß, — und er rechnete rücksichtslos mit ihnen ab.

Es ist, als wollte er in seinem grimmigem Spott alle Welt und auch seine Leser noch narren, wenn er erzählt, daß er in Schottland gesehen habe, wie Gänse auf den Bäumen wüchsen. Aber dann kommen wieder seine technischen Phantasien, die erst die neueste Zeit in wunderbarer Weise erfüllt hat.

Ein neuer Plan gewinnt Gestalt. Becher sucht nach einem Ruheplatz. Er will nach Mecklenburg, die Seelenweisheits-Gesellschaft will er dort gründen, die neue Lebensformen suchen und erproben soll, — da macht der Tod allem Projektieren ein Ende.

Er starb 1682 zu London in größter Armut. Seine englischen Freunde begruben ihn in der Kirche zu St. James unter der Kanzel. „Von seinen leiblichen

Kindern ist übrigens nichts als dieses bekannt, als daß er wirklich einige gehabt hat. Vermutlich sind sie bei der großen Armut seiner Familie im Dunklen und Niedrigen untergegangen“, sagt Zincke in der Vorrede zur 5. Auflage des „Politischen Diskurs“ 1757.

Das war das Ende des Dr. Johann Joachim Becher, der ein Genie war und doch Schiffbruch erlitt. Er hatte viele Ziele und verstand es doch nicht, einem einzigen Ziele unbeirrbar nachzugehen. So scheiterte er an der Verständnislosigkeit seiner Zeitgenossen, die ihn nicht verstanden, — er scheiterte aber auch an der eigenen inneren Zersplitterung und an den Klippen und Abgründen, die in seiner Seele lagen.

Anmerkungen:

1) Ich habe zu Nürnberg bey dem berühmten Optico, Frank Gründler / dergleichen gesehen / da der eine ein Instrument zum Reden / der ander ein Instrument zum Hören gehabt / und haben beyde solcher gestalt auff eine ziemliche distanz mit einander reden können / daß dazwischen niemands etwas gehöret. Eben besagter Gründler hat ein Konzept (= Plan) vor / etliche Worte als ein Echo durch eine Spiralklinie in eine Flasche zu verschließen / daß man sie wohl eine Stunde lang über Land tragen könne / und wann man sie eröffnet / die Worte erst gehöret werden; ob er aber dieses Konzept zum Effect gebracht hat / ist mir unwissend /

2) Viel ungläubliche Dinge haben die Menschen bereits erfunden: Eine neue Welt / das Büchsen-Pulver / mit Luft zu schießen / auf und unter dem Wasser zu gehen / Wasser speyen / Feuer käuen / aufm Seil zu tanzen / die Buchdruckerey / die Schnellschreiberey / auf ein Meilwegs miteinander zu reden / und mit einem Worte / viel wunderliche Dinge. Nun ist nichts übrig mehr / als die Kunst zu fliegen / worüber sich viel subtile Köpffe bemühet haben /

Es seynd aber in dem fliegen unterschiedliche Dinge zu consideriren (= erwägen): Erstlich / ob der Mensch den Athem im fliegen werde gebrauchen können. Zwentens / was vor ein Centrum gravitatis (= Schwergewichtspunkt) er halten werde / daß er nicht umstürze. Drittens / ob einige Thiere oder Körper so schwer als ein Mensch von der Luft getragen werden können. Viertens / ob die Nerven des Menschen so stark seyn / daß sie die Bewegung ausstehen können / welche dazu erfordert wird. Endlich ist der Beschluß / meinem Gutachten nach / dieser: daß alles / was fliegen soll / müste eine größere vim elasticam (= Spannkraft) haben / als es wieget: zum Exempel / zehen Pfund Krafft thun / und doch nur ein Pfund wiegen /

Was aber der Jesuitenpater P. Lana in seinem Tractat von einem fliegenden Schiff / und in der Luft zu schwimmen oder fahren meldet / welches geschieht durch Kugeln / welche leichter seynd als die Luft selbst / da möchte ich wohl vom

P. Lana dergleichen Kugel eine sehen / welche nur leer vor sich in die Höhe gienge / wann sie gleich nichts mit sich nähme: Wie unmöglich aber solches seyn könne, beweiset gar wohl der Hr. Boyle durch seine Machinam (= Maschine). Gehört also dieses Jesuiters Luft-Schiff vor allen andern unter die weise Narrheit; Es wäre gleichwohl eine schöne Invention um in den Mond zu fahren /

Zu den Bildern:

Das Brustbild Bechers ist der ersten Biographie Bechers, von Urban Becher, Das Muster eines nützlichen Gelehrten, Nürnberg 1722, entnommen. Das zweite Bild stammt ebendaher. Die geheimnisvollen Beigaben, wie die Orgel, der Zauber Spiegel und das seltsame Tier zu seinen Füßen sind wohl auf Veranlassung Bechers hinzugefügt worden. Die Gelehrten jener Zeit gaben ihren Arbeitsräumen gern das Aussehen von „Hexenküchen“; näheres darüber später.

Schriftenverzeichnis:

- Johann Joachim Becher, Nürriſche Weisheit und weise Narrheit. Frankfurt a. M., 1682.
- Johann Joachim Becher, Politischer Discurs, Frankfurt a. M., 1668 und 1673.
- Urban Becher, Das Muster eines nützlichen Gelehrten, Nürnberg, 1722.
- G. H. Zincke, Leben und Schriften Johann Joachim Bechers, Leipzig, 1745.
- W. Roscher, Geschichte der Nationalökonomie, München, 1874.
- K. v. Erdberg, J. J. Becher, ein Beitrag zur Geschichte der Nationalökonomie, Staatswissenschaftliche Studien VI. Jena, 1896.
- Kurt Haffert, J. J. Becher, ein Vorkämpfer deutscher Kolonialpolitik im 17. Jahrhundert (Koloniales Rundschau, 1918).
- J. F. Smelin, Geschichte der Chemie, Göttingen, 1798.
- Eine Biographie Johann Joachim Bechers von Albert Barel in Frankfurt ist in Vorbereitung.

Der Bronzeschachfund von Wallstadt

Von Wolfgang Kimmig, Freiburg i. Br.

Am 7. April 1934 wurde auf Gemarkung Wallstadt, Amt Mannheim, beim Bau der Reichs-Autobahn, bei km 64,050, 10 m einwärts der Westseite der Strecke ein Bronzeschachfund gehoben, der in das Schloßmuseum Mannheim gelangte. Der Güte von Professor Dr. Gropengießer wurde eine erstmalige ausführliche Würdigung des bedeutsamen Fundes in Jahrgang 19, 1935, Heft 2 der Germania verdankt. Auf ihn geht auch die begrüßenswerte Anregung zurück, den unter der archäologischen Fundmasse der Autobahn wohl hervorstechendsten Fund auch in den Mannheimer Geschichtsblättern zu veröffentlichen. Stand im Mittelpunkt des Germaniaaufsatzes eine genauere Untersuchung der einzelnen Bronzegegenstände im Hinblick auf ihre zeitliche Eingliederung und Verbreitung, ferner eine Aufrollung der nicht uninteressanten chronologischen Probleme, wollen diese Ausführungen versuchen, die sich um den Schachfund gruppierenden allgemein geschichtlichen Zusammenhänge näher zu erläutern.

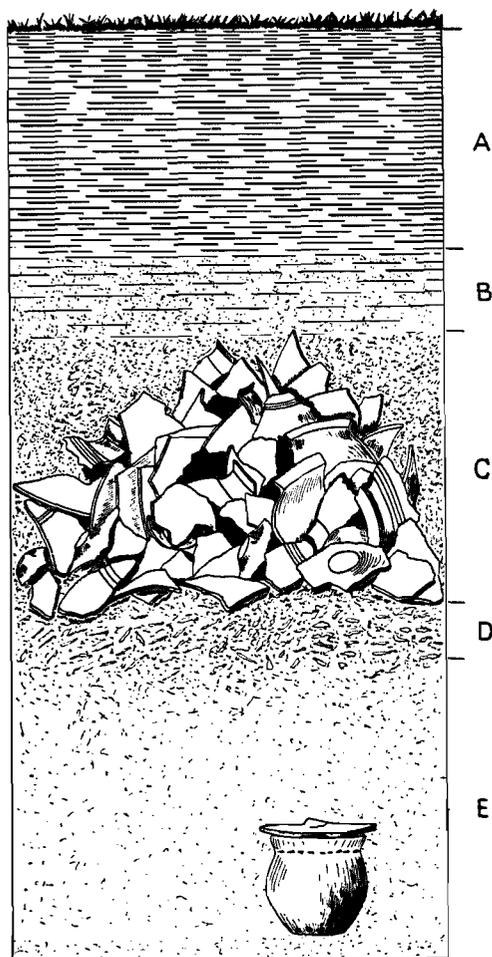


Abb. 1 Schnitt durch die Fundstelle bei Wallstadt. 1:15.

Die Fundumstände, die unter einem ungünstigen Stern standen, konnten dank der Umsicht von Hauptlehrer F. Gember, Feudenheim so geklärt werden, daß sie eine zuverlässige Grundlage für die weitere Bearbeitung boten. Ich stütze mich hierbei ganz auf den sorgfältigen Bericht von F. Gember. In 55 cm Tiefe stießen die Arbeiter im Sand auf große Gefäßscherben (Abb. 1). Die Vermutung, daß es sich um ein Brandgrab handle, — den Anlaß dazu gab die Nähe des an der Fundstelle auslaufenden Ugelberges —, erwies sich als falsch. Die Scherben, die mehreren großen Gefäßen angehörten, waren im Gegensatz zu einem normalen Urnengrab stark zerbrochen und lagen manchmal wie geschichtet nebeneinander. Der die Scherben umgebende Boden war sehr hell; auch fand sich nicht eine Spur von Leichenbrand. Das Scherbennest lag in einer rundlichen Grube von 80 cm Durchmesser und ging 50 cm in die Tiefe. Auffallend war der harte Brand der Scherben und ihre vielfach rissige Oberfläche, die zumindest eine starke Heizwirkung verriet. Unter dem Grubenboden kam eine dünne Verlehmungszone mit Kalksinter, die nach unten in hellen lehmigen Sand überging.

Zwei Tage später fand sich an genau derselben Stelle der Schachfund in dem Tongefäß (Abb. 2). Der Topf war mit einem großen Scherben zugedeckt, der von den Arbeitern zerbrochen wurde. Als Gember erschien, war der Topf schon aus seiner ursprüng-



Abb. 2 Topf, in dem die Bronzesachen lagen. 1:3.



Abb. 3 Bronzegegenstände des Schatzfundes. 2:5.

lichen Lagerung entfernt, umgedreht und die Bronzen herausgeschüttet. Im Sand fand sich jedoch noch der Abdruck der Standfläche, so daß der Topf in diese zurückgestellt werden konnte. Eine sofortige genaue Einmessung ergab dann, daß der Topftrand 32 cm unter die obere Scherbenlagerung zu liegen kam. Eine Verfärbung des Bodens war nicht zu bemerken; dasselbe versicherten die Arbeiter, die ganz zufällig mit dem Spaten an den Topf stießen. Das Gefäß ist teilweise ziegelrot verbrannt, verzogen, die Oberfläche stark rissig und geplagt. Die inliegenden Bronzen haben stumpfgrüne rauhe Patina mit häufigen schwarzen Anrußungen.

Die Zusammengehörigkeit des Schatzfundes mit den schon vorher gefundenen Scherben steht außer Zweifel. Die durch den zeitlichen Unterschied der Auffindung entstandene Unsicherheit wird durch die zuverlässige Einmessung, die auffällige, allen Fundstücken gemeinsame „Brandpatina“ und durch die vorzügliche chronologische Übereinstimmung behoben. Eine Deutung der ungewöhnlichen Fundverhältnisse ist nicht sicher, einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit besitzt die Annahme einer bewußten Verschleierung des kostbaren Bronzeschatzes durch Vortäuschung eines Brandgrabes oder einer harmlosen Abfallgrube. Eine Erklärung der Feuerpuren bleibt ungewiß.

Der Schatz enthielt folgende Stücke:

Griff eines „Möriger“ Schwertes (Abb. 3, 1) nach dem Orte Mörigen in der Westschweiz genannt; Schwert-

spitze, wohl dazugehörig (Abb. 3, 5); 3 oberständige Lappenbeile mit seitlichen Nesen (Abb. 3, 2—4); teilweise zerbrochen (Abb. 3, 6); 1 Lochsichel (Abb. 3, 7); 1 kreisförmiger Anhänger mit Ringgriff (Abb. 4, 7); 2 gegossene Röhren mit „Basenkopf“ (Abb. 4, 9—10); 5 völlig gleiche Ringe mit verstärktem Innenrand (Abb. 4, 1—5); 1 großer Knopf mit Nese (Abb. 4, 6); Bruchstück eines breiten gegossenen Blecharmrings, reich verziert (Abb. 5, 11); Bruchstück eines sogenannten Schwurrings, auf der Außenseite Reste feiner Verzierung (Abb. 5, 9); 5 Armringe mit kleinen Stempelenden und feiner Rippen- und Rillenverzierung (Abbildung 5, 1. 4. 12—14), hohlgegossen mit D-förmigem (Abb. 5, 4. 13. 14), massiv gegossen mit rundlichem bis D-förmigem Querschnitt (Abb. 5, 1. 12); 7 Bruchstücke von massiven Armringen, mit Rippenverzierung (Abbildung 5, 3. 5—7. 10), glatt, rundlich D-förmiger Querschnitt (Abb. 5, 2. 8); 4 Stücke von Bronzeblechbändern, teilweise knäuelartig zusammengerollt (Abbildung 4, 8. 14—16); 3 kleine Fußbrocken (Abb. 4, 11—13).

Derartige Schatz- oder Verwahr Funde häufen sich in Süddeutschland um die Wende des 1. vorchristlichen Jahrtausends. Die Einen rechnen sie zur spätesten Bronzezeit, da der allgemeine Charakter durchaus dieser Periode entspricht. Die Andern stellen sie an den Beginn der Eisen- oder Hallstattzeit, da das neue Metall erstmalig in spärlicher Menge auftritt. Kulturhistorisch gesehen gehört die weitaus größte Menge dieser süddeutschen Verwahr Funde der Urnen-

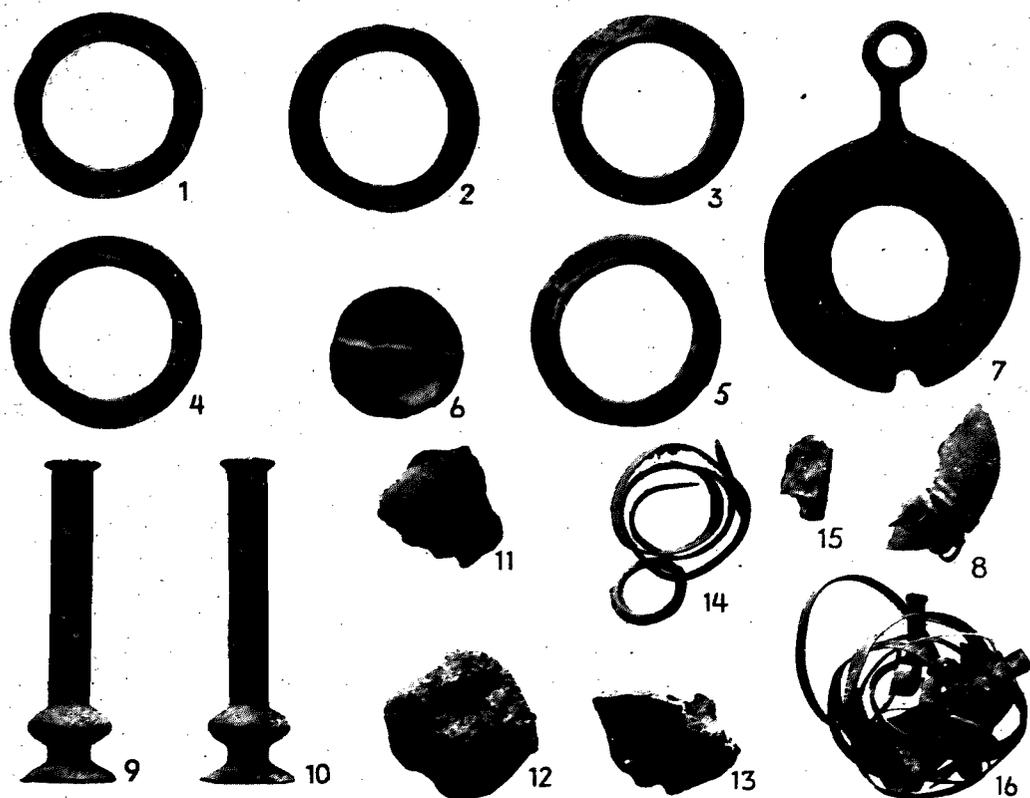


Abb. 4 Bronzesachen des Schatzjundes. 2:5.

felderzeit (Hallstatt A und B) an¹⁾, jener Periode, in der die Toten verbrannt, die Asche in Urnen gesammelt und diese in geschlossenen Urnenfriedhöfen beigesezt werden. Der Charakter dieser Zeit ist in seinem Gesamteindruck (Grabritus, Töpferei, Werkzeuge, Wirtschaft) so völlig neuartig für die süddeutschen Verhältnisse, daß wir unbedingt mit dem Eindringen neuer Völkerschaften zu rechnen haben. Diese Leute überschichten den offensichtlich am Ende seiner Entwicklungsmöglichkeiten stehenden Kreis der reinen Bronzezeit, dessen Kulturhinterlassenschaften vorwiegend aus den großen Hügelgräberzentren von Hagenau und der Schwäbischen Alb, von Oberbayern, Böhmen und Hessen, daneben aber auch aus zahlreichen Flachgräbern stammen, von denen auch im unteren Neckarland manche gefunden sind.

Diese Verschiebungen im süddeutschen Raum, die auch die angrenzenden Gebiete der Schweiz und Nordostfrankreichs in Mitleidenschaft ziehen, stellen jedoch nur den Teilabschnitt, eine Episode einer weitausegreifenden Völkerbewegung dar, die in jener Zeit nicht nur Mitteleuropa, sondern auch das gesamte Mittelmeergebiet in heftigste Erschütterungen versetzt²⁾. Der ungefähre Herd dieses gewaltigen Bebens dürfte etwa an der mittleren Donau, im weitesten Ausstrahlungsgebiet der Lausitzer Kultur, liegen. Diese Völkerwanderung, in zahlreiche Teilbewegungen aufgelöst, umfaßt mehrere Jahrhunderte und kommt erst mit der entwickelten Hallstattkultur zur Ruhe. Im

Mittelmeergebiet, das zu jener Zeit schon ganz im Licht der Geschichte steht, läßt sich eine Anzahl der bedeutsamsten Ereignisse mit jenem sicher von nordwärts der Alpen kommenden Druck in Beziehung bringen. In Aegypten steht im Tempel von Medinet Habu die Siegesinschrift von Ramses III über die anstürmenden Nordvölker. In dieselbe Zeit fällt die Zerstörung des Hettiterreiches im östlichen Kleinasien, in Griechenland liegt überall auf den Siedlungen der kretisch-mykenischen Kultur eine abschließende Zerstörungsschicht. Etwa gleichzeitig wird, wohl ebenfalls vom balkanischen Zentrum aus, Oberitalien besiedelt (Villanovakultur). Als ungefähre Zahl all dieser Ereignisse läßt sich das Jahr 1200 ermitteln. Etwa um 1000 werden die wohl sicher kleinasiatischen Etrusker zum Auswandern gezwungen und besetzten Mittelitalien von der Küste aus. Einer der letzten Abschnitte der allmählich verebbenden Völkerbewegung ist die dorische Wanderung und die damit verbundene Festsetzung des Griechentums.

Im Hinblick auf diese Völkerwanderung, die sich der allgemein bekannten an der Schwelle des frühen Mittelalters durchaus an die Seite stellen läßt, müssen wir die Umwälzungen in Südwestdeutschland betrachten. Lag der Herd des großen Bebens im Osten, so waren auch aus dieser Richtung die ausgelösten Wellen zu erwarten. Zwei große Straßen standen offen, um ungehindert in die fruchtbaren Gefilde des Rheintals zu gelangen. Einmal war dies der

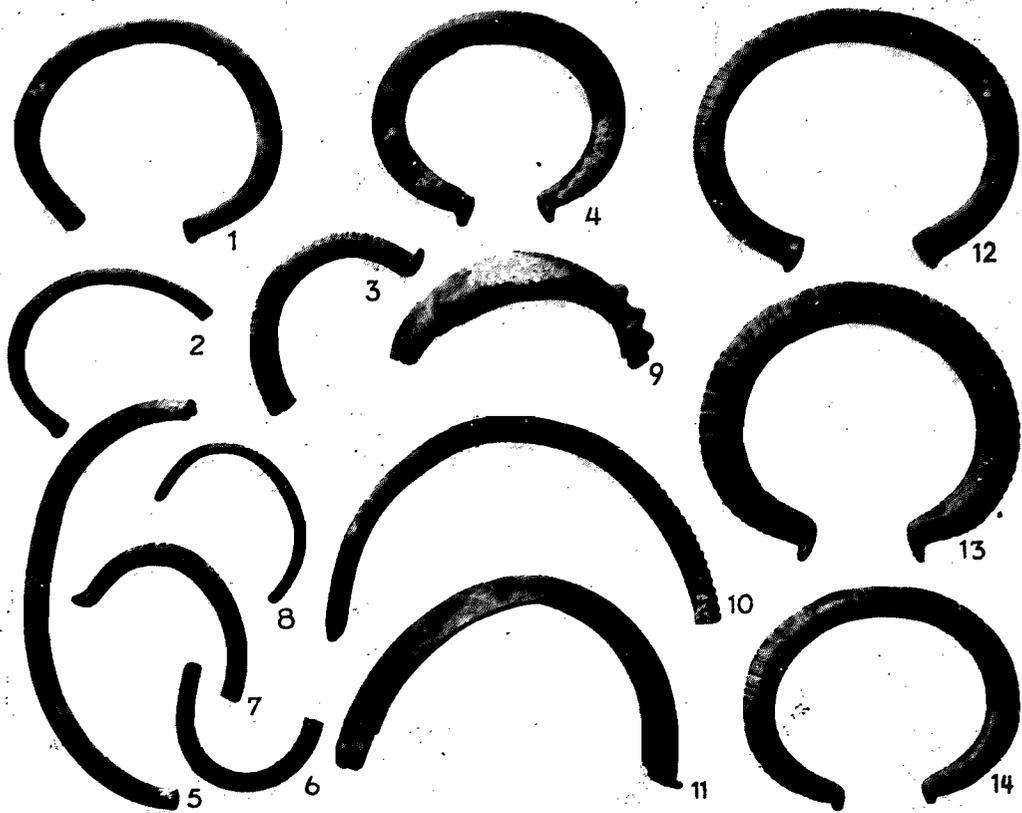


Abb. 5 Bronzesachen des Schatzfundes. 2:5.

Main, der in die reiche Wetterau führte. Auf diesem Weg dringen Elemente ein, die in ziemlich starker Berührung mit der Lausitzer Kultur gestanden haben müssen. Ihre Keramik zeigt scharfkantige Profilierung; breite Riefen, oft quirlandenartig gerafft, schmücken die dunkeltonigen, meist außerordentlich dünnwandigen Beigefäße, die, zusammen mit der Asche des Toten in mächtige Urnen gelegt und mit einer Deckschale oder einer Steinplatte verschlossen wurden. Das Mannheimer Schlossmuseum bewahrt eine Fülle dieser eigenartigen Keramik, die aus den ausgedehnten Urnenfriedhöfen des Neckardeltas wie Friedrichsfeld, Edingen, Seckenheim, Ilvesheim, Ladenburg, Feudenheim, Wallstadt, Käfertal und Straßenheim stammt.

Die andere große Einmarschstraße hat als Hinterland das Gebiet zwischen Donau und Alpenfuß. Sie führt dann durch den Hegau an den Oberrhein und in die Nordschweiz. Auf diesem Weg wandern, wohl in mehreren Etappen, verschiedene Stammesgruppen, von denen eine der letzten die seit der jüngeren Steinzeit verödeten Pfahlbauten neu besiedelt. Von der Schweiz aus dringen diese Leute das Rheintal abwärts nach Norden vor und kommen im Mittelrheingebiet mit der zuerst geschilderten Gruppe in Berührung, was im Verlauf eine starke Mischung zur Folge hat. Zahlreiche Gräber enthalten Formen beider Urnenfeldergruppen. Die Keramik dieser südlichen

Gruppe ist deutlich von der erstgenannten verschieden. Sie fällt besonders durch reiche Strichverzierung auf.

Beide Gruppen saugen ganz offensichtlich die alte eingeseffene Bevölkerung auf, was klar aus der Keramik hervorgeht, die nicht zu verkennende einheimische Züge aufweist. Darüber hinaus sind beide Urnenfeldergruppen aufs engste verwandt, was sich in der völlig gleichartigen Kultur (Wirtschaft, Grabritus) äußert. Ein Beispiel dieses friedlichen Ausgleichs ist beispielsweise die auch in der Mannheimer Gegend mehrmals auftretende Zylinder- oder Kegelhalsurne, die von beiden Gruppen mit Vorliebe als Aschengefäß verwandt wird.

Die Träger der Urnenfelder sind ausgesprochene Ackerbauer. Als solche besiedeln sie mit Vorliebe die fruchtbaren Niederungen. Ein Bild ihres schon recht hochstehenden Ackerbaues gibt z. B. die Wasserburg Buchau³⁾, wo sich Reste von 7 Getreidesorten nachweisen ließen. Daneben wurde Viehzucht getrieben; fast jede Siedlung liefert zahlreiche Knochen von Rind, Schaf, Ziege, Schwein usw. In beschränktem Maße huldigt man auch der Jagd. Daneben blüht die Bronzeindustrie. Die Ausbeutung der ostalpinen Kupferbergwerke lieferte den für die Gewinnung der Bronze unentbehrlichen Rohstoff. Trotz der auch nach der Festlegung der Urnenfeldergruppen offenbar noch immer sehr unruhigen und bewegten Zeit, — geradezu bezeichnend sind für diese Periode befestigte Höhen-

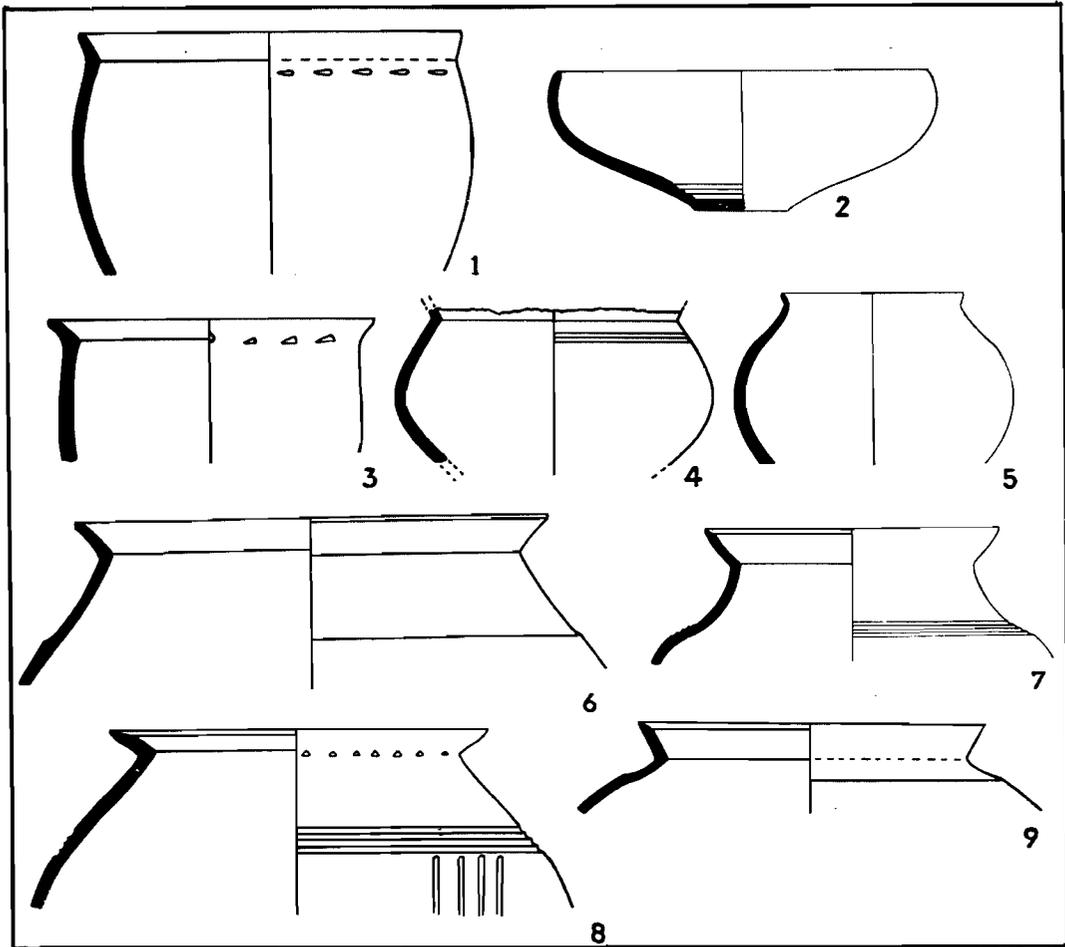


Abb. 6 Profile der Gefäße aus dem Scherbenneft. 1:8.

siedlungen —, blüht ein reger Handel. Zahlreiche, stark benutzte Straßen vermitteln den Verkehr nicht nur im eigenen Lande, sondern auch mit den angrenzenden Nachbarn. Besonders ist es hier der germanische Norden, berühmt durch sein künstlerisch hochstehendes Bronzehandwerk, der in deutlich zu verfolgende Wechselbeziehungen zur Urnenfelderkultur tritt. Germanische Bronzen wandern nach dem Süden, umgekehrt solche der Urnenfelder nach Norden, ein Umstand von größter Bedeutung für den Forscher, dem hierdurch Gelegenheit zu vergleichender Chronologie gegeben wird.

Faßt unsere gesamte Kenntnis der Bronzeindustrie jener Zeit stammt, im Gegensatz zu den sehr metallarmen Gräbern, aus Verwahrfunden von der Art des Wallstaders, die meist in der Nähe größerer Handelsstraßen versteckt wurden. Diese Sitte, vereinzelt schon seit dem frühesten Auftreten der Bronze bekannt, wird in der jüngeren germanischen Bronzezeit wie in der Urnenfelderkultur allgemein üblich. Dieses unvermittelte starke Anwachsen der Versteckfunde wurde ebenfalls als Symptom einer unsicheren Zeit angesehen. Die Art ihrer Zusammensetzung ist sehr verschieden. Meist handelt es sich um unbrauchbares Altmaterial, das wieder eingeschmolzen werden

sollte. Zerbrochene Bronzegegenstände wie Beile, Messer, Ringe, Sicheln und Schwerter, vereint mit Barren, Gußklumpen oder Schmelzkönigen sind die Regel. Nur selten findet sich ein gebrauchsfrisches Stück. Dieser Art gehört unser Wallstadter Verwahrfund an. Eine andere Gruppe vereinigt eine ganze Anzahl neuer meist völlig gleicher Gegenstände, z. B. Bachzimmern⁴⁾, Amt Donaueschingen, (Ringe). Hier dachte man an Weihgaben, die in heiligen Bezirken niedergelegt wurden. Eine dritte Art verlebendigt uns den reisenden Händler mit seinen verschiedenen Waren. Das bekannteste Beispiel hierfür ist der „Musterkoffer“ von Koppenow⁵⁾ in Pommern, eine kleine verschließbare Holzkiste mit zahlreichen gebrauchsfrischen Bronzegegenständen. Endlich sei noch der berühmte Eberswalder⁶⁾ Goldfund genannt, der neben 9 wunderbar erhaltenen goldenen Schalen zahlreiche Bündel Golddraht und einen goldenen Schmelzkönig enthielt. In einem solchen Fall endlich war der Gedanke an einen vergrabenen Hausschatz naheliegend. Aus all dem ergibt sich, daß sich auch heute noch nichts endgültiges über die wahre Bestimmung der Verwahrfunde sagen läßt trotz der großen Fülle an Beispielen. Es bleibt also bis zu einem gewissen Grad jedem einzelnen überlassen, ob

er in dem Wallstadter Verwahrfund ein Händlerversteck oder den wohl verborgenen Hauschat eines einheimischen Bauern sehen will.

Die große Masse dieser urnenfelderzeitlichen Verwahrfunde wurde noch bis vor kurzem als einheitliche Gruppe angesehen⁷⁾. Erst in neuerer Zeit hat Emil Vogt (Schweiz, Landesmuseum Zürich) sie in zwei zeitlich klar zu trennende Stufen untergeteilt⁸⁾, die er den beiden schon früher erkannten stilistischen Gruppen der Urnenfelderkultur, den von Paul Reinecke umrissenen Stufen Hallstatt A und B, gleichsetzte. Diese Gliederung wollen wir uns kurz an einigen bekannten, teilweise sogar im Mannheimer Schlossmuseum befindlichen Verwahrfunden klar machen. Die ältere Gruppe, die der Stufe Hallstatt A angehört, hat einen guten Vertreter in dem seinerzeit vom Mannheimer Altertumsverein geborgenen Verwahrfund aus dem Kastell von Osterburken⁹⁾. In ihm finden sich zwei für die Zeitbestimmung wichtige Formen: Einmal ist es das Bruchstück eines Messers mit einfachem, durchbohrtem Griffdorn, durch den ein Niet gesteckt wurde, zum andern sind es 5 stabrunde offene Armringe mit feiner Zick-Zack- und Grätenverzierung. Besonders ist es das Messer, das in der gleichen Art in zahlreichen Gräbern der Stufe Hallstatt A erscheint. Schwieriger einzureihen sind die anderen Stücke des Fundes wie die Lanzenspitzen, die Spiralen und die Sichel. Die Lanzen sind in ihrer klaren praktischen Form sehr konstant, das gleiche gilt für die Sichel, die sich schon seit der mittleren Bronzezeit finden. Ebenfalls Hallstatt-A-zeitlich ist dann der schöne Verwahrfund von Pfefingen, Q. A. Balingen¹⁰⁾, der neben ähnlichen verzierten Armringen zwei Messer gleichfalls früher Form enthält. Jedoch ist diesmal der Dorn um den Niet herumgelegt. Wichtig ist in diesem Fund dann das mittelständige Lappenbeil und ein aus dem germanischen Norden stammender Bronzekopf, der uns die Möglichkeit einer Gleichsetzung mit der nordischen Bronzezeitstufe IV nach Montelius gibt.

Ganz andere Formen enthält die jüngere Gruppe dieser urnenfelderzeitlichen Verwahrfunde, die der Stufe Hallstatt B gleichgesetzt werden kann. Ihr gehört unser Wallstadter, weiter die aus der nächsten Nachbarschaft stammenden Funde von Dossenheim¹¹⁾ und Weinheim-Nächstenbach¹²⁾ an. War es vorher die mittelständige Lappenart, so tritt jetzt die oberständige oder Pfahlbauart in großer Menge auf. Wiederum finden sich Messer, aber von deutlich anderer Ausprägung. Statt des einfachen glatten Griffdorns erscheint nun regelmäßig ein zylindrisches Zwischenstück, aus dem erst der eigentliche Dorn herauswächst. In Wallstatt wie in Weinheim fanden sich Griffe von sogenannten Mörigerschwertern, die in dem Kreis der Westschweiz und des östlichen Frankreich zuhause sind. In allen drei Funden erscheint wieder die Sichel, die wir oben schon als ungeeignet für eine zeitliche Bestimmung bezeichnet hatten. Aus der Fülle

der Formen seien noch die Ringe genannt. Waren sie früher stabrund, werden sie jetzt meist kantig, häufig auch hohl gegossen; waren sie einst zierlich, so zeigen sie jetzt Neigung zu großen geblähten „barocken“ Formen. Die frühere feine abwechslungsreiche Strichverzierung verschwindet weitgehend und macht durchgehender Kippung Platz. Einzig das breite Blecharmband von Wallstatt zeigt reiche Gravierung, jedoch ist das Muster deutlich von der früheren Art verschieden. Auch in diesen späten Verwahrfunden finden sich gelegentlich nordische Bronzen. So lagen in Weinheim Bruchstücke einer germanischen Plattenfibel, die der Zeitstufe Montelius V angehören.

Niemals kommen die als charakteristisch herausgestellten Bronzegegenstände in ein und demselben Fund vor. Dasselbe bezeugen auch die Gräber, in denen sich die genannten Formen ebenfalls anschließen.

Auffallend ist die Verbreitung dieser Verwahrfunde. Die frühen, die der Stufe Hallstatt A angehören, liegen vorwiegend in östlichen Gebieten (Württemberg, Franken, Oberpfalz). Die späteren, die der Stufe Hallstatt B gleichzusetzen sind, häufen sich in Ostfrankreich und im Rheintal und dringen durch die Wetterau bis in die Kasseler Gegend vor. Sie bezeichnen damit in klarer Weise den Haupthandelsweg der von der Schweiz nach dem germanischen Norden führte. Ohne Zweifel blühte im Gebiet der Westschweiz und Ostfrankreichs zu jener Zeit eine reiche Bronzeindustrie, deren Erzeugnisse weithin verschickt wurden. Umgekehrt wanderten germanische Bronzegeräte nach Süden. Außer den beiden erwähnten nordischen Formen lassen sich noch eine ganze Anzahl solcher nachweisen, erwähnt sei nur noch der Fund eines germanischen Hängebeckens in einem westschweizerischen Pfahlbau. In dieses lebendige Geschehen müssen wir unsern Wallstadter Verwahrfund einreihen. Wie ich in der Germania nachzuweisen versucht habe, handelt es sich fast durchweg um Bronzegeräte aus jenem ostfranzösisch-schweizerischen Kreis. Es sind besonders die feingerippten Armringe mit den kleinen Stempelenden (Abb. 5, 1. 4. 12—14) und die Röhren mit „Basenkopf“ und den feinen Rippenverzierungen (Abb. 4, 9. 10) von bisher unbekannter Verwendung ferner der Ringanhänger mit Ringgriff, der zu dem aus den Pfahlbauten viel bekannten Klapperblechschmuck gehört (Abb. 4, 7).

Als Vogt die eben geschilderte Trennung der Verwahrfunde in zwei Stufen vornahm, ging er von der Voraussetzung aus, daß sich zu jeder Stufe auch eine gleichzeitige Keramik nachweisen lassen müsse. Den Nachweis für die Schweiz führte er selbst, da es ihm gelang, das gewaltige Pfahlbaumaterial in 2 stilistisch verschiedene Stufen aufzuteilen. Ebenfalls zwei gut unterscheidende Stufen erbrachten die Untersuchungen von Kraft¹³⁾ für die Schwäbische Alb. Den endgültigen Beweis für die Richtigkeit der von Vogt

aufgestellten Behauptungen bringt nun der Wallstadter Fund, da die über ihm liegenden Scherben eben jener verschiedentlich festgestellten jüngeren Keramikgruppe angehören (Abb. 6). Die für die Keramik wie für die Verwahrfunde unabhängig voneinander, lediglich auf Grund stilistischer Beobachtungen erarbeitete Aussonderung einer jüngeren Stufe (Hallstadt B), findet hierdurch ihre einwandfreie Bestäti-

gung, da an der „Geschlossenheit“ des Fundes kein Zweifel besteht. So wird der Wallstadter Verwahrfund, der auf Grund seiner Zusammensetzung durchaus nicht zu den reichsten seiner Art gehört, zu einem jener seltenen Festpunkte, auf deren sicherer Grundlage eine verlässliche Chronologie unserer Vorgeschichte aufgebaut werden kann.

Anmerkungen:

¹⁾ Vergl. die noch heute gültige Umschreibung der beiden Stufen von P. Reinecke in: *Altertümer unserer heidnischen Vorzeit*, Bd. V, 235 ff., Tafel 44 und 315 ff., Tafel 55.

²⁾ Die Schilderung der östlichen Umwälzungen geht auf Darstellungen G. v. Merharts, Marburg, zurück (vgl. *Mannheimer Geschichtsblätter* 1935, Sp. 60 f.).

³⁾ H. Reinert, die Wäfferburg Buchau (Führer zur Urgeschichte, Bd. 6).

⁴⁾ G. Behrens, *Bronzezeit Süddeutschlands* (Katalog 6 Röm. Germ. Centralmuseum), 35, Nr. 117; im Museum Donaueschingen.

⁵⁾ D. Kunkel, *Pommersche Urgeschichte in Bildern*, 37, Tafel 26.

⁶⁾ M. Eberts *Reallegikon der Vorgeschichte*, Bd. III, 5, Tafel 4 und 5; R. Schuchhardt: *Alturopa* 1926, Tafel XXXIII; G. Kossinna, *Der germanische Goldreichtum in der Bronzezeit*, Tafel I—XII (Manusbibl. Nr. 12); R. Schuchhardt, *Der Goldfund von Eberswalde*; im *Staatl. Museum für Vorgeschichte* Berlin.

⁷⁾ G. Behrens, *Katalog Bronzezeit*, 61.

⁸⁾ E. Vogt, *Die bronzezeitliche Keramik der Schweiz und ihre Chronologie* (Denkschriften d. Schweiz. Naturforsch. Ges. Zürich, 1930), 28 f.

⁹⁾ R. Schumacher in: *Mannheimer Geschichtsblätter* II, 1901, 158 ff. mit Abb., im *Mannheimer Schloßmuseum*.

¹⁰⁾ G. Behrens, *Katalog Bronzezeit*, 32 ff., Abb. 10; im *Stuttgarter Museum*.

¹¹⁾ E. Wagner, *Fundstätten und Funde im Großherzogtum Baden*, Bd. II, 262, Fig. 223; im *Kurpfälzischen Museum zu Heidelberg*.

¹²⁾ P. H. Stemmermann in: *Bad. Fundber.* III/1, 1933, 1 ff. mit Tafeln; im *Museum Weinheim*.

¹³⁾ G. Kraft in: *Prähist. Zeitschrift* 21/1930, 21 ff.

Abb. 2—5 nach Aufnahme des Schloßmuseums Mannheim (Rosenbusch). Abb. 1, 6. nach Zeichnungen von W. Rimmig.

Für die Ueberlassung der Druckstöcke sei der Römisch-germanischen Kommission des Deutschen Archäologischen Institutes in Frankfurt a. M. aufrichtiger Dank gesagt.

Unsere Leser erhalten hier aus der Feder eines jungen badischen Gelehrten, der sich besonders eingehend mit der Erforschung der frühen Hallstattzeit in Südwestdeutschland befaßt hat, eine Würdigung des bedeutsamsten Fundes, der bei den Erdarbeiten der Reichsautobahn im Mannheimer Bauabschnitt zutage gekommen und fortan eine hervorragende wissenschaftliche Zierde der urgeschichtlichen Sammlungen unseres Schloßmuseums bilden wird. Eine knappe Uebersicht über das bisherige Gesamtergebnis der Autobahnfunde wird in diesen Tagen im nächsten Hefte der „Badischen Fundberichte“ Juli 1935 erscheinen. Diese „Badischen Fundberichte“ werden im Auftrage des Bad. Ministeriums für Kultus und Unterricht von Universitäts-

professor Dr. Georg Kraft, Museum für Urgeschichte an der Universität Freiburg herausgegeben, erscheinen jährlich in 4 reichbebilderten Hefen und bieten eine Uebersicht über die urgeschichtliche Forschungsarbeit im Badischen Lande. Ihr Bezug kostet für Vereinsmitglieder 3 R.M. und sei hiermit unseren Lesern angelegentlich empfohlen.

Wenn erst einmal die Wiederinstandsetzungsarbeiten an den wichtigsten Fundstücken im Museum soweit fortgeschritten sind, daß sich eine bessere Uebersicht gewinnen läßt als sie bisher möglich war, da die Funde und die Arbeiten immer noch andauern, hoffen wir im nächsten Hefte auch der *Geschichtsblätter* in Wort und Bild eine Ueberschau geben zu können.
Die Schriftleitung.

Zum Brezenheim'schen Palais

Mitgeteilt aus dem Gräfl. Oberndorff'schen Archiv in Neckarhausen

von Dr. Lambert Graf von Oberndorff in Wolframshof

Gutachten.

Tit. Herr Direktor von Verschaffelt befehlen nachfolgendes Gutachten abzugeben.

Der platz des ehemals Schlosser Sieberischen Haußes hat 18 Schuh 4 Zoll in der Breite und 100 Schuh 6 Zoll in der Tiefe, die an dem Haus des tit. Rogester befindliche Mauer ist gemeinschaftlich. Der Augenschein derselben ergibt, daß sie nicht auf einmal, sondern stückweis nach und nach aufgeführt und sozusagen zusammen geplacket worden ist. Dieselbe kann aus dieser Ursache und dann deswegen in der folge nicht bestehen, weil alles Gehölz von dem ehemaligen Sieberischen Flügel in dieselbe eingeflicket und aufgelegt gewesen, folglich der jetzt vorgenommenen Einreißung des Sieberischen Flügels mit vielen Oeffnungen durchlochert ist, daß sie dadurch noch baufällig wird, als sie vorhin gewesen. Es fragt sich hierbei also: ob diese in der Folge ohnehin zusammenfallende Mauer belassen und eine ganz neue auf der Seite desselben (sie!) aufgeführt werden, oder selbe zusammen gerissen und wieder neu aufgebauet werden solle? Im ersten Fall müßte für die neu aufzuführende besondere Mauer ein neues Fundament gegraben und dadurch unabwendbar veranlaßt werden, daß die neue Mauer von der alten abweigen würde. Nebst dem aber würde dadurch der halbe Schuhplatz, so dem Sieberischen Hauß an der gemeinschaftlichen Mauer zustehet, gänzlich verloren gehen und durch die neue Mauer abermals ein ganzer Schuh von der breite genommen, hierdurch aber der nur ohnedies 18 Schuh 4 Zoll breite Platz so eng werden, daß weder vor die nötige Stallung, noch den dazu einzurichtenden Hof der erforderliche Platz übrig bleibe, und aus diesen Ursachen kann die Ausführung einer besonderen, neuen Mauer wegen dem hiermit verbundenen Platz Verlust und Nachtheil nach Pflichten nicht angeraten werden. Es ist daher bei vorliegenden Umständen ganz ohnumgänglich nothwendig, daß die vorfindlich-gemeinschaftliche Mauer völlig zusammengerissen und eine neue auf die Art, wie hier herkömmlich, und gemein üblich, nemlich auf gemeinschaftliche Kosten und unter Beitrag des tit. Rogester als Nachbar aufgeführt werde.

Mannheim den 12. July 1786. Joseph Hölzel.

Da an dem vom Mauerermeister Hölzel abgegebenen Gutachten nichts beizutragen oder zu er-

innern finde, so habe ohnmaßgeblich solches hiemit vorlegen, höheren Befehl mir erwartigen, fort mit all ersinnlichem Respekt beharren sollen.

Mannheim den 12. July 1786.

P. de Verschaffelt.

Original Neckarhausen Min. Akten 1786.

Untertänigstes Pro Memoria

Der Hausbau seiner Erzellenz des Titl. Herren Grafen von Brezenheim gegenüber dem Churfürstlichen Pallast in Mannheim wird auf der inneren Seiten verschönert und zur mehrerer Gemächlichkeit in Erweiterung gebracht.

Zu diesem Behuf hat man das nächstliegende unumgänglich erforderliche kleine Haus gekauft, um hinlänglichen Raum zu gewinnen und dem gräflichen Hausbau diejenige Strecke im Hof und sonst zu geben, die Nothwendigkeit und Ebenmaß erfordern.

Eine starke Mauer hündert jenes kleine Haus von dem anstoßenden Haus des Submissfest Unterzeichneten.

Diese Mauer soll niedrigerissen und wirklich nicht nur künftige Woche der Anfang damit gemacht, sondern anebens nach Fundamenten gegraben werden, wie solches die Inlage bewähret, welche der den Bau dirigierende tit. v. Verschaffelt an des unterzogenen Eheconsortin gelangen lassen. Um nun jenen Bau mindest nicht aufzuhalten, ist Subscribierter so willig, als bereit, und hat zur Stelle die Verfügung wirklich getroffen, womit seine Frau und Kinder ihre eigene Wohnung räumen und anderst-wohin in Zinß sich begeben werden. Wäre es damit gethan, so würden derselbe und die Seinigen das Ungemach gerne ertragen. Es ist aber dieses mit so offenbarem Schaden, Kosten und Verlust vergesellschaftet, die wirklich nach Beurtheilung und allenfälligen Taxierung der Sache Verständigen auf mehrere Tausend hinauslaufen dürften.

Erstens ist sein quaestionertes Haus mit Boisseries, Tapeten, Trumeaux, nagelfesten Auszierungen und Gemächlichkeiten so eingerichtet, wie man zu thun pflegt, wenn eine ganze Familie es auf Lebenslang zu benützen gedenket. Welches alles nothwendiger Weise ganz unbrauchbar gemacht und völlig ruiniert wird. Zweitens müssen des Unterscribenen Angehörige in fremden Zins mit Sack und Pack sich begeben, sohin durch neue Einrichtung meubles transport und Hauszins schwere Kosten tragen und

drittens hat derselbe 25 Fuder Wein in seinem Keller beyläufig um 200 fl. jedes Fuder, darunter 15 von dem bekannten guten Jahr 1769 und zwar Umsteiner Gewächs sich befinden, welcher mit beträchtlichen Kosten eingelegten Wein Vorrath nun wieder anderstwohin zumal die große Fässer zu transportieren, die Wein ungemein vertheuern und den größten Schaden bringen würde.

Ihrer Churfürstlichen Durchlaucht weltgepriesene Billigkeits Liebe ist in allen Fällen mildest geneigt, können Ihrer treuesten Unterthanen und Angehörigen mindesten Schaden oder Verkürzung wider die Gebühr zugehen zu lassen.

Subscribierter versiehet dahero sich ehrerbietigt, daß auch ihm in substrato alle Kosten und Schaden nach pflichtmäßig darüber zu verfassender Verzeichniß respee vergütet und ersetzt werden wollen. Hierum bittet derselbe anmit angelegentlich, zumalen er mit vielen Kindern, die zum theil noch nicht versorgt sind, versehen ist. Nachdem aber voraus sich einsehen läßt, daß der Betrag von all solchen Schaden und Kosten ein ansehnliches ausmachen dürfte, So wagt Unterzogener einen unterthänigsten Vorschlag unzielsehlich dadurch jene Kostenvergütung umgangen, jederseits abgeholfen seyn und nirgendwo Schaden oder Verlust überbleiben würden. Das in Frag befangene Haus ist einmal so geartet, daß es zum gräflichen Gebäude seiner Lage nach notwendig als ein Pertinenz, wann nicht jezo, doch gewiß mit der Zeit darzugezogen werden wird und muß. Ansehen, Proportion und Gemächlichkeit fordern es. Wird sich aber je eine mehrfältige Gelegenheit, als die gegenwärtige ist, dazu äußern, Die Kosten Vergütung dürfte über 2000 fl. steigen.

Endesbenannter will sein Haus mit allen Boiserien, Tapeten, und nagelfeste Zubehörungen um 4000 fl. seine Weine um oben bestimmten Preis, wie sie ihm selbst zu stehen gekommen sind, abtreten; Für diese Zahlung bekömmt der gräfliche Fundus die Valuta und erspart die Schadensvergütung damit gänzlich.

Wer siehet bei dem Vorschlag den augenfälligen Nutzen nicht ein? unterthänigst zu Ende gesetzter giebt jedoch keine Mase und überläßt alles der Verehrungswürdigsten höchsten Billigkeits Liebe und Großmuth Seiner Churfürstlichen Durchlaucht lediglich

Unterthänigster
Kogister.

München den 13. Juli (1786)

Unterthänigstes Pro Memoria von Seiten des Churfürstlichen Kammerdieners Rogister dessen Behausung in Mannheim betreffend.

Original Neckarhausen Min. Akten 1786.

Schreiben der Frau Rogister an den Minister Oberndorff undatiert (ca. 13. Juli 1786?):

Ich finde mich abermahl genöthiget, Euer Exzellenz um gnadt und protection anzuflehen. In dem mich der Gräflich Brezgenheimsche bau in die größte Verlegenheit — aus meinem Haus zu ziehen nöthigt — undt also in große Unkosten versetzt.

Ich hoffe so wohl Herr von Werschaftel (sie!), als auch die bau comision werden Euer Exzellenz meine betrangte Lage berichtet undt die ohn Möglichkeit wohnen zu bleiben einsehen machen; in dem Meine armige Haabschaft theils zu grunde gerichtet, und zum theil preis gegeben würde. Es ergeht an Euer Exzellenz meine unterthänigste bitte, entweder mein Haus zu diesem bau zu kaufen, oder uns einweilen eine Wohnung zu bestimmen, wo ich die Herstellung meines Hütchens, in welchem ich vollkommene Bequemlichkeit und raum habe, hergestellt sein (sie!). Auf dero großmütiges Wohlwollen undt meiner familie so mannigfaltig erzeigten gnaden mich tröstend, Ersterbe in tiefster Ehrfurcht

Euer Exzellenz
unterthänigste Dienerin
M. A. Rogister.

Original Neckarhausen Min. Akten 1786.

Minister Oberndorff an Bieregg d. d. 21. Juli 1786.

In Gemächheit Hochdero vorderen Erlasses vom 14. dieses habe ich in Belang des von tit. Herrn Rogister zum Ankauf angetragenen Hauses und darin befindlicher Weine annoch nachzutragen, daß wegen erstbesagter Behausung ich zwar vor einigen Tagen Sr. Churfl. Drkt. meine ohnzielsehliche unterthänigste Meinung geäußert habe. Da ich aber die gnädigste Meinung entnommen, dieses Haus für die geforderten 4000 fl. eher zu erkaufen, als dem tit. Rogister die angebehrte Entschädigung zukommen zu lassen, so habe mich desfalls mit tit. von Werschaftel benommenen, welcher des dafürhaltens ist, der Platz eröffneten Hauses nebst dem daran stoßenden, allschon erkauften Schlosser Sieberischen Haus theils zu Erweiterung der Stallung und Hofes, theils zum Gebrauch einer Einfahrt zu verwenden, maßen es allzu kostspielig werden dürfte, wann diese zwei Häuser zweistöckig aufgeführt werden sollten, wozumahlen man in dem großen Haus an den erforderlichen Zimmer und sonstigen Gemächern keinen Mangel hat. Bey diesen Umständen also und wenn Höchstgedachte Sr. Churfl. Drkt. diese weitere acquisition zu machen gnädigst gewillt sind, ist ohnumgänglich erforderlich, daß tit. Rogister jemand dafür bevollmächtigte, welcher in seinem Namen den Kauf bei hiesigem Stadtrath förmlich anzeige und demnächst den Kaufbrief unterzeichne, was Endes also demselben die erforderliche Eröffnung und Weisung zu geben bitte. So viel aber

dessen zum Verkauf ebenmäßig angebotene Weine und Fässer anlangt, habe ich solche durch dahiesigen Küfer Mayer nach befolgender Anlag abschätzen lassen, welche einen Betrag von 5000 fl. ausmachen. Obschon ich nun die Erwerbung dieser Weine bey ohnehin starcker Anzahl dergleichen, so in dem Gräflich von Brezenheimischen Keller lagern, weiter nicht nötig finde, indem ich bis daher lauter junge Weine angekauft, welche nicht nur mit der Zeit ihren sicheren Werth erhalten, sondern auch nach Verlauf einiger Jahre zum selbstigen Gebrauch des H. Graf trunkbar werden, so wird es jedoch in höchster Willkür beruhen, ob nicht diese anerkauft werden sollen, worüber zu Besorgung des weiteren die gnädigste Entschließung erwarte.

Conzept Neckarhausen Min. Akten 1786.

Schreiben des Ministers Oberndorff an Kurfürst Karl Theodor d. d. 15. Juli 1786:

Bey dem gegenwärtig vorgenommen werdenden Gräflich von Brezenheimischen Haus Bau und zwar aus Veranlaß, daß die zwischen dem erkauften Schlosser Sieber und tit. Rogisterischen Haus befindliche gemeinschaftliche Mauer aufgeführt werden muß, äußert sich der Umstand, daß nach bey verwahrem Parere des Maurermeisters, wobei tit. von Verschaffelt nichts zu erinnern gefunden, diese

Mauer vollkommen zusammengerissen und eine neue hergestellt werden müsse. Gegen dieses Vorhaben beschwert sich aber Madame Rogister und bittet in der Nebenlage, damit entweder ihr Haus zu diesem Bau erkaufet oder ihr einweilen bis dahin die befragte Mauer hergestellt seyn wird, eine Wohnung bestimmt werden mögte. Wie nun zwar das Haus des tit. Rogister zu dem Gräflich von Brezenheimischen Gebäu zu acquirieren von keiner absoluten Nothwendigkeit ist, inzwischen aber es gleichwohlen nach dem hiesigen Herkommen bestehet und eingeführet ist, daß unter gemeinschaftlichem Kostenbeitrag des Nachbars diese Mauer aufgeführt werden muß, der tit. von Verschaffelt sohin bei dem von seithen des tit. Rogister erregt werdenden Widerspruch mit seinem Bauwesen nicht fürfahren kann, so wird es auf Euer Churfl. Ort. höchster Entschließung beruhen, ob bey etwa nicht gnädigst beliebt werdender acquirirung des tit. Rogisterischen Hauses wenigstens die Madame Rogister von den wegen besagter Mauer Ausführung sich ergebenden Kosten Vorwand in höchsten Gnaden verschonet und derselben für das bis zu wieder Aufbaung erstbesagter Mauer notwendig anderwärts zu miethende Quartier einige Vergütung werden soll. Worüber also der gnädigsten Willensmeinung unterthänigst entgegensehe.

Conzept Neckarhausen Min. Akten 1786.

Rurpfälzisches

Mitgeteilt aus dem Gräfl. Oberndorffschen Archiv in Neckarhausen

von Dr. Lambert Graf von Oberndorff in Wolframshof

Brief eines unglücklichen Vaters an den Minister Oberndorff d. d. 6. Sept. 1786:

Hochwohlgebohrener Freiherr, gnädiger Herr! Bey dem dieses frühjahr beschehenen Vorfal, daß meine Stieftochter Maria Anna von Pfeuffer wegen der derselben von dem Auditor des Löblich Prinz Wilhelmischen Infanterie Regiments Leger dahier abdringen wollender Heurath sich, wie solches Euer Hochfrenherrlichen Erzellenz wehmütigst und fußfälligst vorzutragen ich die Gnade gehabt, von ihren Eltern beseithigt undt zu tit. Bodenins geflüchtet haben. Hochdieselbe mir bey Hochdero damals vorgehabten reiß nach München gnädig erlaubet, eine desfallige Vorstellung wegen Versezung des gedachten tit. Legers zu einem andern in der hiesigen Pfalz nicht garnisonierenden Regiment nachsenden zu dürfen. Ich habe um nicht den äußersten Schritt gegen besagten tit. Leger zu wagen, meine Tochter damahl gleich in das Nonnenkloster nach Heidelberg

gethan und über ein halbes Jahr kostspielig unterhalten müssen. Dieselbe hat auch mittler Zeit durch vernünftige Ueberlegung ihres gethanen Schritts die Augen eröffnet und ihren Fehltritt anerkannt undt ohne von andern Einsprech- oder Ermahnungen erhalten zu haben, ohne von ihren Eltern durch Vorstellungen dazu gebracht worden zu seyn, aus eigenem Antrieb das ihr durch die vorgehabte Heurath obgeschwebte Unglück uns vorgestellt undt ihren Abscheu davor zu erkennen gegeben, worauf ich besonders in Rücksicht des allzu großen Kosten Verwandts für derselben Unterhaltung mich entschlossen, selbige wieder nach Hauß zu nehmen undt da fande ich diese meine Stief Tochter zu meinem großen Trost ganz umgewendet. Sie sahe eröffneten Leger nicht mehr an undt gabe ihm dardurch die Aenderung ihres Sinnes ganz deutlich zu erkennen, ja sogar die Geschwisterige des Auditore riethen ihm von seinem gegen den Willen deren Eltern gericht-

teten Vorhaben abzugehen. Er ruhete auch hierauf einige Wochen, nachhero aber fingen die Nachstellungen von Neuem an und er suchte durch seine Rundschafter, auch sogar in Kirchen, selbige wieder aufs Neue in die Schlinge zu bekommen, da aber die Gelegenheit hierzu keinen schicklichen Raum gestattete, so steckte derselbe sich hinter Andere uns als gute Freund heimsuchende Leuthe, von welchen man nicht glauben sollte, daß solche als Unterhändlerinnen und Briefträgern sich gebrauchen laßen undt durch geheimen Briefwechsel brachte er es auch dahin, daß derselbe unter Vorspiegelung der von Churfürstlicher Regierung zu erwirkenden Supplirung des elterlichen Consenses zu dieser nachtheiligen Heurath undt Verbringung Solcher in ein anderes Hauß fast überredet hätte, wann selbige nicht jenes verabscheut, daß dieses, wie selbige uns selbst einbekannt auf eine Art der Entführung zu bewirken gewesen wäre. Durch welche neueren Vorfall wir um denen weitem vielleicht mit böshafthen Anschlägen verknüpften Angriffen vorzubeugen, selbige anwieder in das nehmliche Closter verbracht haben. Wir sehen uns dahero nach aufhabenden Elterlichen Pflichten vermüßiget, in dieser Sach die höchste Hülfe anzusehen. Die von Euer Hoch Freyherrlichen Erzellenz bey dem ersten Aufdritt mir gnädig gegebene Erlaubnis, Hochdieselbe mit einer Vorstellung diesfalls beschwehren zu dörfen, macht mich so beherzt, unterthänig und angelegentlichst zu bitten, (daß) Hochdieselbe gnädig belieben wollen, das von meiner Ehefrau an Hochdieselbe hier angeschlossene unterthänige Gesuch bey Hochdero der-

mahligen Anwesenheit an dem Churfürstlichen Hoflager zu München durch Hochdero allvermögendes Vorwort zu unterstützen, undt zum Trost eines 20jährigen Dieners jenes höchster orthen zu bewirken, daß dem mehr besagten tit. Leger die Heurathserlaubnis abgeschlagen und derselbe zu einem andern in der hiesigen Pfalz nicht garnisonierenden Regiment um da ehender übersezet werden möge, als allerdings nichts anderes zu vermuthen ist, als daß mehr besagter tit. Leger auch bey ver-sagter Heuraths Erlaubnis seine Zuflucht zu böshafthen Mitteln nehmen undt mit behülff seiner ebenso übel denkender Spiesgesellen seinen Zweck zu erreichen, so forth meine Stieftochter in Unglück zu bringen trachten werde.

Das von Euerer Hoch Freyherrlichen Erzellenz mir behero bezeigte, gnädige Wohlwollen laßet mich unterthänigst hoffen, durch hochdero Hülfe in dieser mir und meiner Frau so nahe gehenden sach Unterstützung undt häusliche Ruhe zu erhalten, forth meiner Tochter das ganz offenbar bevorstehende Unglück abzuwenden. In wessen sehnsuchtsvoller Erwartung mit unterthänigstem Respect zu beharren die Gnade hab.

Mannheim den 6ten Septbris 1786.

Euer Hochfreherrlicher Erzellenz
Unterthänigst gehorsamster Diener
Weiß M. pria.

Original Neckarhausen Min. Akten 1786.

Veranstaltungen des Altertumsvereins

Vortrag Prof. Dr. Hermann Gropengießer:
Die Ausgrabungen in Hermsheim.

Vor einer zahlreichen Zuhörerschaft sprach Montag, den 21. Januar 1935 Prof. Dr. Gropengießer, der Leiter der archäologischen Abteilung des Städt. Schlossmuseums, über die Ausgrabungen in der Wüstung Hermsheim zwischen Seckenheim und Neckarau. Ueber die Ausgrabungen und ihre Einzelfunde ist in Kürze schon berichtet worden. (Mannheimer Geschichtsblätter Jahrgang 1934, Heft 1/3, Spalte 55). Inzwischen haben die weiteren Untersuchungen neue Erkenntnisse ergeben. Der Redner verstand es, an Hand ausgezeichnete Lichtbilder das Bild dieser in ihrer Einfachheit besonders bezeichnenden Dorfsiedlung aus der karolingischen und ottonischen Zeit ungemein lebendig werden zu lassen, aufgrund der Forschungsergebnisse, die monatelange, emsige Spatenarbeit erschlossen haben. Besonders aufschlußreich war es, als die Probleme in größere Zusammenhänge gerückt wurden und der Redner auf die Datierung der Ansiedlung zu sprechen kam, die auf den zahlreichen Scherbenfunden beruht. Eine zeitliche Ansetzung aufgrund gleichartiger Fundstücke an der Galluskirche in Ladenburg führt in die Zeit vor 1000 v. Chr.;

sie wird noch um reichlich hundert Jahre zurückgeschoben durch ähnliche Funde in Nordostfrankreich und Holland bis ins 9. Jahrhundert und die Bürebergfunde bei Friglar bezeugen diese Topfware schon für das 8. Jahrhundert. Damit ist dann der deutliche Anschluß nach rückwärts an die merovingische Zeit gegeben, wozu wieder das Vorkommen solcher Stücke im westlichen Teile der Ansiedlung stimmt. Das reiche Vorkommen dieser Topfware, die zumeist Einfuhrgut aus der Eifel und der Kölner Gegend ist, erklärt sich durch die Kreuzung der großen Nord-Südwasserstraße des Rheins mit der Ueberlandfernstraße Paris — Worms — Konstantinopel, die gerade über dem unteren Neckarland liegt und in Ladenburg als dem Endpunkt der Schifffahrt vom Rheine her einen Umschlagsplatz schuf, dessen Zolleinnahmen in die königliche Kasse flossen, bis Otto I. sie der immer stärker werdenden Begehrlichkeit des Bistums Worms darnach durch Schenkung überließ. Auch Scherben können einmal eine Kaiserurkunde erklären.

Der Vereinsführer, Heinrich Winterwerb, dankte dem Redner für seine vortrefflichen Ausführungen und sprach die Hoffnung aus, die aufschlußreichen Untersuchungen mögen alsbald in größerem Rahmen veröffentlicht werden.

Vortrag von Hans Christoph Schöll, Heidelberg: 3 Sagen von Dossenheim.

Am Montag, den 18. Februar fand eine gut besuchte Mitgliederversammlung im Ballhaus statt. Anheimelnde Märchen- und Sagenluft lag über dem Abend, an dem Hans Christoph Schöll, Heidelberg, über „3 Sagen von Dossenheim“ berichtete. Die Ausgrabungen der 3 Burgen oberhalb des Dorfes hatten ihm die Veranlassung gegeben, alten Volksüberlieferungen nachzuspüren. Er hatte dazu aber noch ihren tieferen Sinn zu ergründen versucht und manches Licht fiel in alte Glaubensvorstellungen der Völker, um von da wieder Dossenheimer Volksgut aufzuklären. Der „Dreibel-nige Hase“, der sich von Zeit zu Zeit immer wieder blicken läßt, führte zur allgemeinen Stellung des Tieres im Volks-glauben; im „Kettenkalb“ sieht er die Verballhornung eines ganz anders gearteten Motivs, bei der „weißen Frau“ kam er auf die eigenartige Stellung im germanischen Volks-glauben zu sprechen, die in den Gestalten der drei Schicksals-frauen noch lange in den verschiedensten Gegenden Deutsch-land eine Rolle spielte. Wir hoffen, später ausführlicher auf diesen heimatlichen Stoff zurückkommen zu können. Am Abend meldete sich noch mancher zum Wort und trug sein Teil zu einer regen Aussprache bei.

Vortrag von Universitätsprofessor Dr. J. Ahl- haus, Mannheim-Würzburg: Die Herrscher- weihe im Mittelalter.

Vor einer erfreulich großen Zuschauerschaft sprach am 18. März Universitätsprofessor Dr. J. Ahlhaus, Mann-heim-Würzburg über die Herrscherweihe im deut-schen Mittelalter. Form und Wesen der Königsweihe ergeben neue Grundlagen für die Beurteilung des Verhält-nisses von Staat und Kirche im Mittelalter, die Frage der Verankerung der Stellung des deutschen Königs als Priester-könig im germanischen Volksbewußtsein rührt an die weitere der Bereitschaft der germanischen Völker zur Aufnahme des Christentums.

Die Erneuerung der von den Karolingern geübten geist-lichen Königsweihe 962 zusammen mit der des Kaiser-tums betonte die Vorstellung vom religiösen Beruf des Herr-schertums. Bischofs- und Königsweihe wie Papst- und Kaiser-weihe stimmten überein. Nach der Ueberlieferung der Krö-nungsvorgänge in Aachen vollzog sich die Feier in 4 Ab-schnitten: 1. Dem liturgischen Empfang, der den König im Lai-engewand zum Marienaltar des Münsters geleitet, wo der König seine christliche Haltung bekundet und die Gemeinde mit dem Klerus der Einsetzung des Königs in sein geistliches und weltliches Amt zustimmt. 2. Der Salbung, die nach alt-testamentlichem Vorbild zuerst bei Westgoten und Angel-sachsen geübt wurde und durch die der Herrscher in den geist-lichen Stand aufgenommen und als geistlicher Würdenträger feierlich eingekleidet wurde. 3. Der Uebergabe der Herrscher-Abzeichen, die die Ausübung der weltlichen Macht und die Verteidigung der Kirche gegen ihre Widersacher versinnbild-lichen. 4. Der Thronsetzung im ersten Stockwerk der Aachener Rundkirche. Das Festmahl in der Kaiserpfalz und Volksbe-lustigungen schlossen sich an.

Die Kaiserweihe in Rom vollzog sich in 5 Abschnitten. Auf den feierlichen Einzug des Herrschers und seiner Ge-mahlin in die ewige Stadt folgte der Empfang durch den Papst an der Freitreppe zum Vorhof von St. Peter, wo der Krönungsseid geleistet wurde mit nachfolgendem Segen des Papstes. Nach dem Glaubensbekenntnis des Herrschers an der silbernen Pforte wird der Kaiser vom Papst in der

Sakristei zum Kleriker ohne Weihegrad gemacht. Die Sal-bung erfolgt am Grabaltar des hl. Petrus, dann die Ueber-gabe der Krönungsabzeichen am Altar des hl. Mauritius, beides eingeschoben zwischen Kyrie und Gloria der Krö-nungsmesse, die dann zu Ende geht. Der feierliche Zug zum Lateranpalast und das Festmahl beschließen dann die Krö-nungsfeierlichkeiten.

Die Neuordnung der Feierlichkeiten von 1209 spiegelt deut-lich den durch den Investiturstreit gekennzeichneten Machtkampf zwischen Papsttum und Kaisertum wider. Die Kaiser-weihe wird vor die Messe gestellt, der Ring, das Abzeichen der Befehlsgewalt, fehlt bei der Uebergabe der Insignien. Der Kaiser erscheint gleich im Krönungsgewande, die Sal-bung, früher das Hauptstück, wird jetzt an dem Nebenaltar des hl. Mauritius vollzogen, während die Uebergabe der In-signien am Hauptaltar stattfindet. Die Kirche hat die Gleich-stellung mit dem König abgelehnt. Die Kaiserweihe wird laßfert.

Das anschauliche Bild des Krönungszeremoniells in Aachen und Rom vertiefte und erweiterte sich, als im Lichtbild das Aachener Münster mit dem Thronstuhl und die mittelalter-liche Peterskirche mit der Freitreppe und dem großen Vorhof erschien und als der Redner mit kurzen Erläuterungen die Reichskleinodien vor den Augen der Zuhörer vorüber-ziehen ließ. Zuerst die Aachener Stücke, dann die 34 Nürn-berger Herrlichkeiten: die Krönungsgewänder mit ihrem geist-lichen Zuschnitt aus der kgl. normannischen Werkstatt in Pa-lermo, die durch Heinrich VI. zu deutschen Kaiserkrönungs-gewändern wurden, die deutsche Kaiserkrone, die durch Kon-rad II. aus der burgundischen Königskrone umgebildet wurde, das sog. Schwert Karls d. Gr., das Heinrich VI. bei seiner Heirat mit Konstanze in Mailand 1185 übergeben wurde und mit dem er die Kirche verteidigen sollte, während das sog. Mauritiuschwert dem Kaiser im Krönungzuge vorange-tragen wurde, dann die heilige Lanze, die Heinrich I. 926 von Rudolf I. von Burgund als Symbol der Abhängigkeit Burgunds vom Reich erhielt und die als Reichswahrzeichen die Erinnerung an das germanische Königszeichen ebenso wie an die legendäre Lanze der Passion und des Grals wach-ruft.

Die äußere Geschichte des Reichskronschages führte in die engere Heimat auf den Trifels, seiner ersten Aufbe-wahrungsstätte, von wo er über Prag und Nürnberg schließ-lich in Wien seine Zuflucht fand. Die Kraft mittelalter-licher Symbolik wie die Stellung des deutschen Herrschers als Priesterkönig, vielfältig von Legenden umrankt, führten die großen Wendepunkte deutscher Reichsgeschichte eindring-lich zu Gemüte, Klarheit und wissenschaftliche Tiefe des Vor-trags schufen ein starkes Erlebnis deutscher Kaiserherrlich-keit, die so eng vom Kirchlichen umfassen war. U. C.

Lichtbildervortrag: Die Landschaften von Steinach von Lehramtsassessor Dr. Robert Trsch- linger.

Aufgrund seiner neuen Urkundenforschungen konnte der Redner die allgemeine Meinung, daß das Geschlecht seinen Namen vom Kaiser erhalten habe, weil seine Mitglieder als Raubritter dem Lande Schaden gebracht hätten, entkräften. Er entwarf eine anschauliche Geschichte des Geschlechts, das mit dem Minnesänger Bligger II. einen bedeutenden Dich-ter zu den seinen zählte, später Kurpfalz in manchen Gene-rationen diente und kurz nach dem Dreißigjährigen Kriege erlosch. Schöne eigene Aufnahmen stellten diese Ritter in ihre Landschaft, die ihren Burgen ja ein gut Teil der Ro-mantik des Neckartals verdankt. Ausführlicheres soll später

in diesen Blättern erscheinen. Einstweilen sei noch auf die beiden Aufsätze in der Zeitschrift für Geschichte des Oberheims, Bd. 47, Heft 3 und 4, verwiesen.

Ausflug nach Bad Dürkheim am 19. Mai 1935.

Trotz des zweifelhaften Wetters hatte sich schon vormittags auf der Limburg eine stattliche Teilnehmerzahl eingefunden. Museumsdirektor Dr. Sprater übernahm hier die Führung und berichtete zunächst angesichts der offenliegenden Mauerreste von der Ausgrabung der alten Salierburg im vergangenen Winter. Mehrere Gebäude konnten festgestellt werden, die die Verwendung von Lehm an Stelle von Mörtel an den Mauern und die Auffindung eines karolingischen Eisenschlüssels als Reste einer karolingischen Pfalz erweisen; auch Reste der Umfassungsmauer stehen noch am Südrand. Vorgeschichtliche Scherben bis zur Zeitwende weisen auf ununterbrochene Besiedelung, innerhalb der der vermutliche Zusammenhang mit dem 1864 entdeckten keltischen Fürstengrab einen Höhepunkt für die Frühlatènezeit bedeutet, während spätrömische Brandgräber unterhalb des steilen Südrandes vielleicht eine militärische Bedeutung für das 4. Jahrh. n. Chr. erweisen. Auch in der Zeit der ersten Einwanderung der Germanen in der Pfalz hat wohl der Felsrücken eine Rolle gespielt. In der alten Säulenbasilika erzählte dann noch Dr. Sprater von der Auffindung des Steinjarkophags der Kaiserin Gunhild, der ja leider schon in früherer Zeit geplündert worden war, vor dem Altar und konnte noch das Bleisiegel Konrads II. in Abguß und Ausguß zeigen, ein höchst bedeutungsvolles Fundstück, das bei der Aufdeckung der Letzterreste zutage kam.

Nachmittags begann am Brunholdisstuhl nach Begrüßungsworten des Vereinsvorsitzers Winterwerb Dr. Sprater mit seinem Bericht über die Grabungen, die nunmehr nach Versuchen in den Jahren 1884 und 1917 zu einem gewissen Abschluß gekommen sind. Die Steinbruchtechnik und Auffindung von Werkzeugen zusammen mit den römischen Inschriften der 22. Legion lassen ohne Zweifel die ganze An-

lage als römischen Steinbruch erscheinen. Die Felsbilder, teils Symbole wie Sonnenradstäbe, Runenzeichen und Hakenkreuz sind sicher von religiöser Bedeutung. Gegenüber der Annahme eines einheimischen Sonnenkultes vor Anlage des römischen Steinbruchs betonte Dr. Sprater die Erklärung, daß römische Soldaten, die Germanen waren, die Zeichen hier einmeißelten als Erinnerung an Feste der Bevölkerung, die sie oben auf der Höhe der Bergnaase miterlebt hatten. Dr. U. Stoll-Bad Dürkheim wies dann auf die Ortungszusammenhänge des ganzen Ringwallgebietes hin, dessen Ostpunkt der Brunholdisstuhl darstelle, und besprach einzelne Felsbilder.

Den Schluß der Führung bildete der Vortrag Direktor Leudts, Detmold, am Ringwall oben. Er betonte die eigene Kultur der Germanen, wie sie besonders im Norden sich zeige, und die es jetzt erst recht herauszuarbeiten gelte. Der Brunholdisstuhl sei wohl zweifellos ein römischer Steinbruch. Dagegen sei die Frage zu stellen, ob nicht der oberste Teil einst anderen Zwecken diene, vielleicht eine Kulthöhle barg in Verbindung mit der Heidenmauer. Ihre Erklärung als „Fliehburg“ sei wohl zu bestreiten. Vielmehr deuteten ähnliche Anlagen in Norddeutschland auf das Vorhandensein großer Stammesheligtümer mit Ahnengräbern hin, angelegt an astronomisch wichtigen Punkten. Darum werde es sich auch bei der „Heidenmauer“ handeln. Um das zu erweisen, seien hier aber größere Grabungen notwendig. Direktor Leudts Schlußworte, daß wir erst am Anfang der Entschleierung unserer germanischen Vorzeit ständen, daß aber diese Aufgabe eine vaterländische Pflicht sei, die die Liebe zur heimatischen Scholle leiten müsse, fanden den lebhaften Beifall der zahlreichen Zuhörer, deren Dank an die drei Herren der Vorführung in markigen Worten zum Ausdruck brachte. Ein kleiner Kreis betrachtete sich später noch mit Baumeister Seel, Ladenburg, eingehend die römischen Steinbruchwände und konnte von fachmännischer Seite noch manchen technischen Aufschluß hören.

R. Gr.

Zeitschriften- und Bücherschau

Familiengeschichte der Krez, Grez, Kräk, Gräk und verwandte Linien. Der kurze Titel heißt „Krezbuch“, zugleich Beitrag zu einer badischen Mühlen-geschichte, und ist bearbeitet worden von Postinspektor Julius Grez in Karlsruhe; im Selbstverlag herausgegeben.

Im Vorwort schildert der Verfasser den Werdegang seiner Forschung und das Anwachsen des Materials. Durch die starke Verbreitung der Vorfahren auf badischen Mühlen hat die Forschung immer mehr an Wert und Interesse gewonnen. Das Buch sollte hauptsächlich eine Darstellung des bisher erforschten Materials sein, andererseits aber auch andere Forscher dazu anregen, die Forschung der eigenen Linie weiter zu führen.

Wenn der Name auch über ganz Baden, die Pfalz, ganz Deutschland und im Ausland verbreitet ist, so werden hier in erster Linie die badischen und pfälzischen Linien behandelt.

Der Familienname soll von dem Lateinischen „Pankratius“ d. h. Alleinherrscher abgeleitet sein, von dem die Vorfahren mit der Zeit wegfielen, sodaß nur noch Kratius (Kraz-ius) übrig blieb. Nach dem sprachlichen Lautgesetz wird

aber a zu e, sodaß der Name Krez entstanden ist. Vielleicht haben sich Vorfahren in Verehrung des Heiligen Pankratius so genannt, was leicht sein könnte, da sie aus dem Osten eingewandert sind, wo der Heilige viel verehrt wird. Die Stadt Graz in Steiermark hieß früher Gräk, woher möglicherweise die Familie kommen könnte, was sich mit der Familientradition decken würde. Tatsächlich ist der Name dort im 12. Jahrhundert in den Herren von Grez anzutreffen. Der urkundlich älteste ermittelte Vorfahre erscheint 1493 in Weingarten (Baden). Als Dombaumeister von Freiburg, Einsiedeln und Mailand erscheint Hanns von Gräk, erstmals 1471. Die Schreibweise des Familiennamens war im Laufe der Zeit verschieden, besonders in Urkunden kommen verschiedene Arten vor. Vielfach steht der Name auch in Ortsbezeichnungen.

Wappen sind in den verschiedensten Wappenbüchern mehrere angegeben. Es ist aber fraglich, ob die Vorfahren ein solches geführt haben. Ein Siegel aber wurde einwandfrei benutzt: auf einem Erbbestandsbrief von 1703 im Karlsruher Generallandesarchiv ist ein Siegel mit dem Zeichen der Müllerzunft, einem Mühlrad, zwei stehenden Löwen und einer Krone aufgedrückt.

Die ältesten Kreegen sind, wie oben angedeutet, in Weingarten ermittelt. Es folgt die Beschreibung der Kreege des 17. Jahrh. und die einzelnen Linien, die davon abgezweigt sind: es sind deren ein Duzend. Leider ist die Linie des aus Landau stammenden Konrad Kreeg, des bedeutendsten deutsch-amerikanischen Dichters nur bis 1770 erforscht worden. Dann folgen noch 8 Gruppen von ausbaufähigen Kreegenfunden, worunter sich auch eine aus Schaidt stammende befindet und weiter eine Reihe von Gelegenheitsfunden. Den im Weltkrieg Gefallenen Kreeg-Angehörigen ist eine Ehrentafel gewidmet. Ein Bericht schildert den 1. Familientag 1932 in Mühlhausen bei Wiesloch. Der 2. fand inzwischen 1933 in Untergrombach, der 3. in Töhligen 1934 statt.

Ueber viele Seiten des Buches erstrecken sich die Angaben von den Familien der einzelnen Linien, eine überaus fleißig zusammengestellte Arbeit.

Die Statistischen Angaben bringen das Verzeichnis der von Kreeg — Greeg, auch in weiblicher Linie betriebenen Mühlen, wie auch die angeheirateten Müllerfamilien. Die allgemeine Statistik erstreckt sich auf Familienzahl, Kinderzahl, Zwillinge, die durchschnittliche Kinderzahl, Lebens- und Heiratsalter, dann die 70- bis 80-jährigen, sowie die 80- bis 90-jährigen und das höchste Alter der einzelnen Linien, woran sich auch eine Berufsstatistik anschließt.

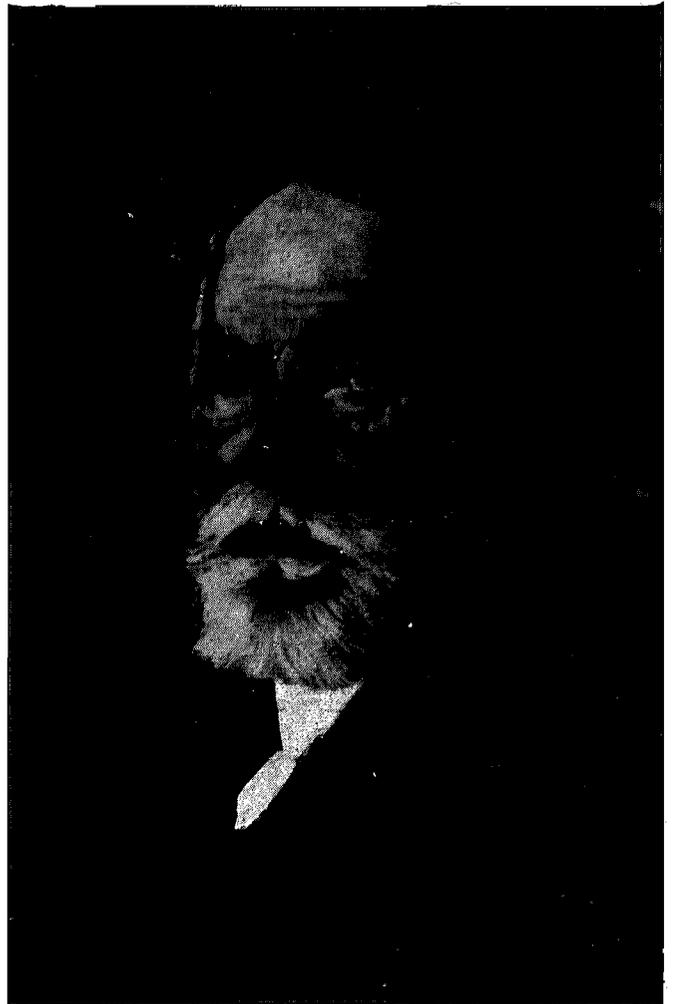
Urkundliche Quellen aller Art sind gewissenhaft angegeben. Vor- und Zunamen, sowie Ortsregister sind erfreulicherweise umfangreich beigegeben. 17 Stammtafeln illustrieren die einzelnen Linien. Den Schluß dieses mit großer Liebe geschaffenen Werkes bildet die Ahnentafel des Verfassers.

Franz Weckesser.

Rudolf Michel, Chronik der reformierten pfälzischen Familie Glaser. Frankfurt am Main, 1934. Stammtafel und Ahnentafel.

Als ihren Ahnherrn betrachtet die Familie Glaser den „Hanns Glaser, okenrats Cleggens Sone“, von dem das Gerichtsbuch der damals kurpfälzischen Stadt Meisenheim am Aschermittwoch 1503 eine ihm und seiner Ehefrau „Margret Danfels Tochter“ zugefallene Erbschaft bezeugt. Seit Hanns Glaser zählt man 14 Generationen bis zu seinen jüngsten Nachkommen. Meisenheim, Kusel, Zweibrücken, Grünstadt, Wachenheim, Kirchheimbolanden waren die Orte, in denen die Familie im Laufe der Zeiten festen Fuß faßte. Trotz aller Drangsale, welche die gesegneten Pfälzer Lande in diesen kriegerischen Jahrhunderten zu erdulden hatten, kann die Geschlechterfolge von jenem Hanns Glaser bis zu den Lebigen lückenlos nachgewiesen und aufgezeichnet werden. Seine erste Eintragung im Meisenheimer Gerichtsbuch ist übrigens ein beachtlicher Beleg für die Entstehung unserer bürgerlichen Namen; denn des Hanns Glaser Vater trug noch nicht den vom Beruf des Sohnes hergeleiteten Namen, sondern wurde Cleggens (Gläuschen) okenrat genannt, letzteres wahrscheinlich nach dem nicht mehr zu ermittelnden Ort seiner Herkunft.

Vielfache Beziehungen verbinden die Familie Glaser mit Mannheim. Zwei Söhne des Rathsverwandten Johann Daniel Glaser in Wachenheim ließen sich in Mannheim nieder. Der Hofgerichtsadvokat Johann Simon Glaser starb 1797 daselbst; keines seiner 8 Kinder hat ihn überlebt. Sein jüngerer Bruder Johann Georg Glaser war in Mannheim Registrator der kurpfälzischen Chaussee-Ober-Intendance. Er erwarb die Pulverfabrik auf der Mühlaus, die bei der Beschießung Mannheims im Jahre 1795 in Flammen aufging. Die 12 Kinder des Johann Georg Glaser sind alle auf der Mühlaus geboren. Von den 7 überlebenden haben verschiedene



Geh. Hofrat Dr. phil. Dr. ing. e. h. Carl Glaser.

in Mannheim geheiratet. Fortgesetzt hat den Stamm schließlich nur Carl Ludwig Glaser, der als kgl. bayer. Rentamtmann 1850 in Würzburg starb. Er war der Großvater des in Kirchheimbolanden am 27. Juni 1841 geborenen Carl Andreas Glaser, der heute im vollendeten 94. Jahre in Heidelberg als Geheimer Hofrat, Dr. phil., Dr. ing. e. h. lebt, und als Chemiker und Direktor der Badischen Anilin- und Soda-Fabrik von 1879 bis 1895 in Mannheim wohnte. Manche der älteren Mitglieder des Vereins werden sich noch des stattlichen Hauses erinnern, das Dr. Carl Glaser im Jahre 1884 neben dem Europäischen Hof, heute Parkring Nr. 23/25, erbauen ließ.

Der Haupttitel der Glaser'schen Chronik lautet: „Die Vorfahren und Nachkommen des Carl Andreas Glaser“. Die von Rudolf Michel, Frankfurt a. M., zusammen mit dem Frankfurter Genealogen Dr. Schaack verfaßte Schrift gewann aber durch mühsame und erfolgreiche Forschungen so reichen Inhalt, daß der hier an die Spitze gestellte Untertitel „Chronik der Familie Glaser“ mehr berechtigt erscheint.

H. W.

Heidelberger Abhandlungen zur mittleren und neueren Geschichte. Herausgegeben von Karl Hampe und Willy Andreas. Heft 67. 1934. Hans Gerspacher, Die badische Politik im Siebenjährigen Kriege. Carl Winters Universitäts-Buchhandlung.

Die Arbeit möchte einen Beitrag zur Geschichte des Siebenjährigen Krieges liefern. Sie beruht ausschließlich auf ungedrucktem Aktenmaterial des bad. Generallandesarchives zu Karlsruhe und des preuß. Geh. Staatsarchives zu Berlin-Dahlem. Ausgehend von einer Untersuchung der charaktervollen Reichspolitik des Markgrafen zeigt der Verfasser, daß Karl Friedrich damals eigenste politische Wege zu gehen versuchte und politische Gedanken verfolgte, die sich entscheidend abhoben von den Methoden kleinstaatlicher Arrondierungspolitik. Mitten in dem Strudel, in den die kleineren Staaten gerissen wurden, erstrebte Karl Friedrich zunächst eine Politik des passiven Widerstandes gegenüber Preußens Unionsansuchen und den Mahnungen Frankreichs. Dann aber sah er sich schon in der Rolle eines Verbündeten von Preußen—England und erhoffte eine erhebliche Vergrößerung seines Landes. Die diplomatische Sendung des Frh. Wilhelm v. Edelsheim nach Gotha, Leipzig und London (1760) erfährt in diesem Zusammenhang eine entsprechende Würdigung. Die große Belastung des bad. Landes in Form von Requisitionen und Einquartierungen durch das Reich und Frankreich waren wohl die Folge einer nicht gelückten antikaiserlichen Politik. Nach der einen Seite Lasten und Schulden, auf der anderen Seite ein militärisches Ansehen, wie es nur die kleinsten Reichsstände hatten, war so das Ergebnis der bad. Politik im Siebenjährigen Kriege. Der Sinn der Pläne Karl Friedrichs war aber schon damals die Schaffung eines lebensvollen oberdeutschen Staates, den allerdings erst die Zeit Napoleons dem greisen Herrscher schenken sollte.

K. Gr.

Heidelberger Maler der Romantik von Karl Lohmeyer. Heidelberg 1935. Carl Winters Universitätsbuchhandlung. *R.M.* 25,—.

Während in den letzten 25 Jahren in der „Kunststadt Carl Theodors“, Mannheim, die Schlachten um die „Moderne“ in der Kunst gekämpft und verloren wurden, ist in der alten Hauptstadt der Kurpfalz, Heidelberg, in sorgfältig vorbereiteten und bis in die Wurzeln des künstlerischen Geschehens zurückgreifenden Ausstellungen des rührigen, im Strudel des Kunstgeschehens aber vorsichtig zurückhaltenden Direktors Karl Lohmeyer zu Heidelberg der Grund zu der nunmehr erschienenen Darstellung der „Heidelberger Maler der Romantik“ gelegt und zu prachtvoller und klargestalteter, ihr Leben wieder erweckender Form gebracht worden. In 19 Kapiteln, eingeleitet und beschloffen vom Erzpoeten der deutschen Romantik Eichendorff, wird Grundlage, Werden, Hochblüte, Vergehen und Ausklang der romantischen Malerei in allen ihren Verwurzelungen zu geistigen und sinnenfälligen Beziehungen geschildert. Vielleicht wird dem Laien in der Malerei durch das Ausgraben der feinsten Wurzeln und Verzweigungen etwas viel zugemutet; aber die 338 Textabbildungen mit 15 Tafeln (worunter 13 farbige) breiten eine Galerie von Werken aus, die über Jahrhunderte gehen, um in der „Romantik“ ihren Gipfelpunkt zu erreichen. Sie machen diese Zeit anschaulich. Ausgehend von den frühen Malern und Stechern schwingt die Linie über die Kobell zu den „Schweizern“ in Heidelberg und gelangt über die Bedeutendsten und Universitätszeichenmeister zum Entdecker der schlichten deutschen Landschaft Isjel, dem Lehrer des großen romantischen Dreigestirns der Fohr, Kottmann und Fries, zu dem Walter der Romantik Graimberg und seinem Kreis und zu den Nazarenern auf Stift Neuburg und deren Klassikern in der Nachfolge, in der Familie Schmitt und den Landschaftern der Nachromantik und Nachklassik, — ein Bild von überwältigender Wucht und Größe, trotz gelegentlicher Uebersteigerungen in der Ergründung und Verfolgung der Linien und Wege, wie sie einem ganz in seinen Stoff versunkenen, aber ihn königlich

beherrschenden Darsteller unterlaufen können. Hier ist in Wort und Bild ein muster- und meisterhaftes Werk der geistigen und malerischen Pfalz geschaffen, wie es keine deutsche Landschaft in ähnlicher Gediegenheit und Vortrefflichkeit aufzuweisen hat. Die Ausstattung des Buches ist musterhaft und herrlich.

J. U. B.

Willy Andreas, Kämpfe um Volk und Reich. Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart-Berlin 1934.

Der Heidelberger Historiker gibt hier eine Sammlung Reden und Aufsätze heraus, die zwar aus mannigfachen Forschungskreisen hervorgegangen und sehr verschiedenen Anlässen entsprungen sind, aber alle um ein Problem kreisen; den Kampf um Einheit und Gestalt des Reiches im 19. und 20. Jahrhundert. Während die 2 einleitenden Aufsätze sich noch um das klassische Weimar bewegen (Preußen und Reich in Carl Augusts Geschichte und Johannes von Müller in Weimar), behandelt die Gedächtnisrede auf Steins Vermächtnis an Staat und Nation die für Gesamt-Deutschland so wichtige Entscheidung Steins. „Peter von Meyendorff“, der deutsche Edelmann aus Baltland, Botschafter in Stuttgart und Berlin wird ebenso lebendig wie „Franz von Roggenbach“, der badische Staatsmann der Reichsgründungsjahre. Mit „Riderlen-Wächter“ erfährt die deutsche Politik der Vorkriegszeit eine scharfe Kritik. Damit schließt die Reihe der behandelten Persönlichkeiten. Die folgenden Aufsätze setzen sich mit großen Fragen der gesamtdeutschen Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts auseinander. „Rheinland, Preußen und Deutschland von den Befreiungskriegen bis zur Gegenwart“ klärt große deutsche Entwicklungen und gibt Waffen zum Abwehrkampf gegen westliche Anreizungsgelüste. Die Heidelberger Rede zur „Räumung der besetzten Gebiete“ enthält wertvolle Gedanken über die deutsche Kultur dieser Lande. Auch die viel beachtete Abhandlung „Wandlungen des großdeutschen Gedankens“ reiht sich in diesen Zusammenhang und führt vor allem vortrefflich ein in die schwierigen Kämpfe um Volk und Reich in den 48er Jahren. Den Beschluß bildet „Oesterreich und der Anschluß“, wiederum eine Heidelberger Rede, die den Stand dieser Frage im Jahre 1927 von geschichtlicher Warte aus beleuchtet. Deutsche Männer und deutsche Schicksale schreiten so am Leser vorüber, dargestellt in der meisterhaften Art des Verfassers, lebendig und anschaulich, ruhig und vorurteilsfrei und doch voll inniger Anteilnahme am Schicksal von Volk und Reich, das der Verfasser damals noch in gefährlicher Lage und in unsicheren Händen sieht.

R. G.

Herta Mittelberger, Johann Christian Freiherr von Hofenfels 1744—1787. Münchener Historische Abhandlungen, Erste Reihe: Allgemeine und politische Geschichte. Herausgegeben von H. Günter, A. O. Meyer und R. U. v. Müller. 8. Heft. IV, 205 S. München 1934, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung. *R.M.* 8.—.

In einer Zeit, die, ohne die Pflege des innerdeutschen, so verschieden gearteten Volkstums etwa zu vergessen, über Stammesgefüge und verhängnisshwere Binnengrenzen hinweg ein großes, gefestigtes deutsches Staatsgebäude zu errichten strebt, mutet der Kampf um die bayerische Eigenstaatlichkeit nur um so mehr wie ein längst überholtes Stück deutscher Geschichte an. Und doch darf man des Mannes, der seine Zeit mit bestimmte, auch heute noch in allen Ehren denken, darf an seine Bedeutung für Heimat und Vaterland, an seine charakterliche Stärke, seine glänzende diplomatische Befähigung, seine klug geführten Verhandlungen mit den

maßgebenden Männern der Zeit, vorab Friedrich dem Großen, dessen Anerkennung er fand, erinnern und damit ein gewichtiges Stück pfälzischer, bayerischer und deutscher Vergangenheit wieder heraufbeschwören.

Das geschieht in der eben erschienenen vorzüglichsten Arbeit über den Zweibrücker Außenminister des sterbenden Westrichherzogtums, Johann Christian Freiherrn von Hofenfels (1744—1787), dem Herta Mittelberger in ihrer Münchner Doktorschrift die längst vermischte eingehende Darstellung seines Lebens und Wirkens geschenkt hat. Einer verhältnismäßig stillen Zeit geschichtlichen Geschehens zugehörig, den Zeitläuften zwischen Friedrichs des Großen ruhmvoller Kriegsführung und den Tagen der Französischen Revolution, stand Hofenfels mitteninne in dem zähen Ringen zwischen Preußen und Oesterreich um die Vormachtstellung in Deutschland, hingedrängt auf Friedrichs Seite durch die geschickt vertretenen Interessen seines zweibrückisch-wittelsbachischen Fürstenhauses, das mit dem Kampf um sein erwartetes bayerisches Erbe, das Land des Mannheim-Münchener Veters Karl Theodor, zu dessen und Josephs II. Gegner wurde und so wieder zum Weggenossen der Habsburg feindlichen Politik des Großen Preußenkönigs. Indem aber Friedrich der Große seine eigene, im Reich errungene Stellung zäh verteidigte, wurde er auch zum Ketter der Eigenstaatlichkeit Bayerns, zum Freund der Zweibrücker Linie des Wittelsbacher Hauses, die unter Führung Hofenfels den österreichischen, gegen das benachbarte Bayern gerichteten Ausdehnungsgelüsten siegreich entgegentrat. Der Fürstentum zwar, den Friedrich der Große unter der besonderen Mitwirkung Hofenfels 1785 schuf und der schon eine erste Lösung der Deutschen Frage andeutete, konnte ohne Bayern nie entscheidende Bedeutung erlangen. Aber der Mann, der diesen ersten Einigungsversuch in Deutschland mit bestimmter, vermochte, nach dem Wort eines namhaften Zeitgenossen, so viel in Berlin auszurichten wie kein anderer, und dabei war ausdrücklich „der alte König nicht ausgenommen“.

U. B.

Führer durch die Kunstsammlungen der Stadt Königsberg (Preußen). Teil I, 120 S., 24 Bildtafeln. Teil II, 137 S., 48 Bildtafeln. 8°. Preis: RM 3,—.

Im Auftrag des Oberbürgermeisters der Stadt Königsberg hat Museumsdirektor Dr. Alfred Rohde einen Führer durch die dortigen Kunstsammlungen herausgegeben. Dem ersten, bereits 1931 erschienenen Teil, der über die künstlerisch-kulturelle Abteilung der Schausammlungen unterrichtet, ist 1934 als zweiter Teil der sorgfältig bearbeitete Gemäldekatalog gefolgt. Beide Teile sind nun zu einem schmucken Bande vereinigt.

Der Verfasser hat in klarer Uebersichtlichkeit den einzelnen Sachbeschreibungen kurze kultur-, kunstgeschichtliche und werktechnische Bemerkungen vorangestellt, die den Besucher in trefflicher Weise in die vielfältige Materie einführen. In der Bearbeitung des Gemäldekatalogs standen Dr. Rohde bewährte Kenner in Dr. von Lork-Königsberg und Dr. Deutsch-Berlin zur Seite. Von Kleinigkeiten abgesehen, (der Hauptmodelleur der Frankenthaler Porzellanmanufaktur ist

nicht Simon Feilner, der nur eine ganz untergeordnete Rolle spielt, sondern neben Lanz, den beiden Lück und Melchior vor allem seit 1762 Franz Conrad Linck. S. 711) darf der handliche Führer für sich in Anspruch nehmen, daß er exakte Wissenschaftlichkeit mit einer angenehmen Form der Darstellung verknüpft.

G. J.

Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde. 7. Jahrgang. Heft 1. Verlag Konkordia A.-G., Bühl (Baden).

Die erst verspätet erscheinende Zeitschrift entschädigt durch einen ausgezeichneten Inhalt. Der Schriftleiter, Ministerialrat Prof. Dr. Eugen Fehrle und Prof. Dr. Julius Schwietering, Frankfurt a. M. sagen Grundsätzliches über die Volkskunde im neuen Staat. Ernst Fehrle bringt originelle Gedanken zur Volkskunst. Vier Aufsätze: Eugen Fehrle (Bäuerlicher Sinn für Ordnung und Gerechtigkeit), Gropengießer (Ein alter Holzpflug aus Feudenheim), D. A. Müller über Flurnamen und Ferd. Herrmann (Ein glückbringender und übelabwehrender Sattelaufsatz) kreisen um den Mittelpunkt: Bauerntum. Hünnerkopf unterzieht im „Jungfernkuß“ die eiserne Jungfrau kritischen Betrachtungen, während Freiherr von Künzberg Probleme der rechtlichen Volkskunde und Wolfram Fragen zur musikalischen Volkskunde behandelt. Ein Hinweis auf Dithmar Meisingers 60. Geburtstag und gehaltvolle Buchbesprechungen beschließen das wertvolle Heft.

R. G.

Zur Ahnentafel in Heft 1—3.

Die im vorigen Hefte wiedergegebene Bilderahnentafel der Nachkommen von Frz. Thorbecke (und Thorbecke, geb. Wassermann) ist in der Foto-Werkstätte Philipp Schwab, Mannheim, Kl. Merzstr. 7, hergestellt worden.

Inhalt

Mitteilungen aus dem Altertumsverein — Jahresbericht — Johann Joachim Becher, Volkswirt und Kolonialpionier, zu seinem 300. Geburtstag am 16. März 1935 von Albert Barel, Frankfurt a. M. — Die Bronzefunde von Wallstadt von Wolfgang Kimmig, Freiburg i. Br. — Zum Brezenheimischen Palais, Kurpfälzisches, mitgeteilt aus dem Gräfl. Oberndorffschen Archiv in Neckarhausen von Dr. Lambert Graf von Oberndorff in Wolframshof — Veranstaltungen des Altertumsvereins — Zeitschriften- und Bücherschau.

Mannheimer Altertumsverein Fernruf 297 17; Postcheckkonto Karlsruhe Nr. 246 07; Bankkonto: Deutsche Bank und Discontogesellschaft.

Mannheimer Geschichtsblätter

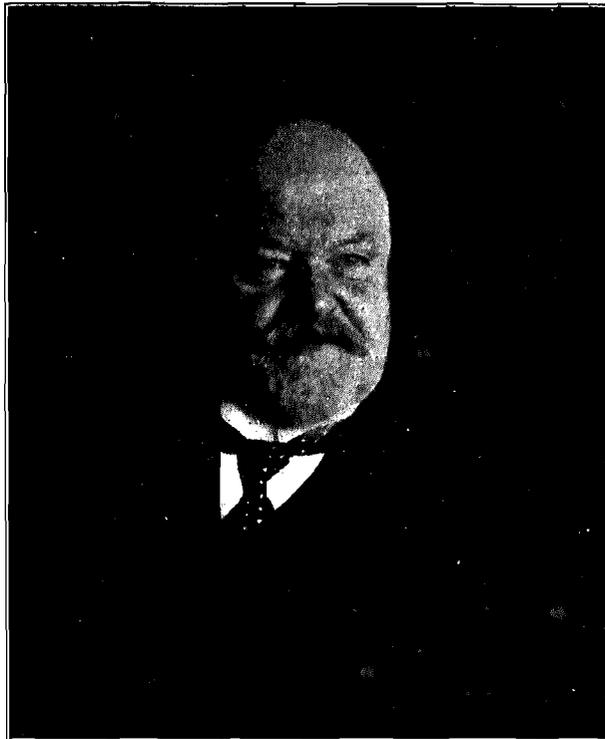
Monatschrift für die Geschichte,
Alttertums- u. Volkskunde Mannheims u. der Pfalz
herausgegeben vom Mannheimer Alttertumsverein

Jahrgang XXXVI

Juli/September 1935

Heft 7-9

Seinem Ehrenvorsitzenden, Geheimen Hofrat Wilhelm Caspari, überreicht der Mannheimer Alttertumsverein zu seinem 80. Geburtstage am 26. September den Strauß von Aufsätzen, die ihm Freunde, frühere Schüler und Amtsgenossen gewidmet haben, als festliche Gabe. Ihr Inhalt kreist um die Stadt, der sein Wirken über ein halbes Jahrhundert lang gegolten hat und der noch jetzt seine Liebe gilt. Hier



hat er durch seinen Beruf als Lehrer und dann Leiter des Karl-Friedrich-Gymnasiums einen gewichtigen Teil des Lebens und des Geistes dieser Stadt immer wieder neu mit formen helfen. Hier hat seine aufrechte Persönlichkeit mit dem gewinnenden Wesen durch den Alttertumsverein den Sinn für Geschichte und Vergangenheit von Stadt und Volk in die Kreise der Bürgerschaft mit hineingetragen und ihm

jene sittliche Kraft gegeben, die allein die Herzen zwingt und in die Tiefe wirkt. Im Verein ist er erfolgreicher Mitarbeiter und dann Führer gewesen, und gerade die wissenschaftlichen Aufgaben haben in ihm einen tatkräftigen, verständnisvollen Förderer gefunden. In die Ruhe des Lebensabends strahlt ihm nun aus unzähligen Herzen der aufrichtige Dank entgegen für die reichen Gaben, die er uns nimmer müde gespendet. Möge er, von Gattin, Kindern und Enkeln behütet und umjubelt, die beglückende Fügung genießen, diesen Dank in voller lebendiger Frische, wie wir sie als Kinder bei ihm gekannt, entgegen nehmen zu dürfen; möge seine erprobte Lebenskunst ihm diese Frische noch für lange Jahre bewahren! Dankbarkeit und Treue, Freude und Stolz geleiten den Jubilar in sein neuntes Jahrzehnt!

Von der Reichsgründung bis zum Weltkrieg

Eine Anregung und ein Vorschlag - Von Franz Schnabel

Es ist an der Zeit, daß die Geschichte der Handels- und Industriestadt Mannheim erforscht und dargestellt werde. Die Beschäftigung mit der heimischen Vergangenheit hat in unserer Vaterstadt begonnen, als hier in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts die von Kurfürst Karl Theodor geschaffene Akademie der Wissenschaften blühte und die Erforschung der Vor- und Frühgeschichte mit musterhaften Arbeiten in Angriff nahm. Ferner ist seit der Mitte des 19. Jahrhunderts ein emsiges geschichtliches Studium gepflegt worden, das vornehmlich der kurpfälzischen Residenz gegolten hat und an dem ein wesentlicher Anteil unserem Altertumsverein zukommt: eine ungemein fruchtbare und ausgebreitete Literatur ist entstanden, auf die unsere Beschäftigung mit der heimischen Vorzeit immer wird zurückgreifen müssen. Beide Arbeitsgebiete, die den zwei Höhepunkten unserer Heimatgeschichte galten, sind auch heute noch nicht voll ausgeschöpft: die Forschung geht mit unverminderter Kraft weiter, immer wieder neue Ergebnisse werden zutage gefördert. Inzwischen aber ist die lebendige Geschichte mit gewaltigen Schritten vorangeeilt, die älteste Generation der unter uns Lebenden hat den ganzen Raum des Zweiten Reiches persönlich durchgemessen, nun ist jenes Zeitalter Vergangenheit geworden, seine Akten sind geschlossen und ruhen in den Archiven und Registraturen. Wir erinnern uns dabei, daß dies die dritte geschichtliche Epoche ist, in der unsere engere Heimat einen ganz wesentlichen Anteil gehabt hat an der Gestaltung deutschen Lebens. Wie die rheinfränkische Urzeit und die kurpfälzische Residenz des 18. Jahrhunderts, so bietet auch die Handels- und Industriestadt von 1871 bis 1914 nicht nur Lokalgeschichte, sondern sie greift tief hinein in den großen Zusammenhang unserer gesamtdeutschen Entwicklung. Mannheim war damals eine der bedeutendsten und bekanntesten Städte unseres Vaterlandes und der Welt — an innerem Gehalt und an geschichtlichem Ertrag unendlich viel reicher als jene anderen deutschen Städte, die ihm an Zahl der Einwohner und der äußeren Güter überlegen waren. Es war eine Stadt, über deren — wie man damals sagte — amerikanisches Wachstum die Zeitgenossen staunten, eine Stadt, deren Namen viel genannt war überall auf den Märkten der Welt. Dieses Kontor der großen Kaufleute, diese Werkstätte berühmter Ingenieure war die eigentliche Metropole des süddeutschen Lebens, auf ihrem Arbeitsgebiete wichtiger als München und sehr viel bedeutender als Stuttgart, das damals noch abseits lag von der großen Straße des Verkehrs und die überschießende württembergische Bevölkerung nach Mannheim gehen ließ. Den heutigen Kindern unserer Stadt, die schwer zu tragen haben an der Ungunst der Grenzlage, ist es fast aus dem Bewußtsein geschwunden, was Mannheim in

jenen Jahrzehnten bedeutet hat, als hier der größte Binnenhafen Europas erwuchs, der die vom Weltmeere und vom westfälischen Industriegebiet den Rhein heraufkommenden Waren aufnahm, um sie über ganz Süddeutschland, in das deutsche Elsaß und nach der Schweiz zu verteilen; und die Verbindungslinien aus Deutschlands großen Kohlen- und Eisenerzlagern, aus Saar- und Ruhrgebiet begegneten sich an diesem Punkte, wo die Schlepsschiffe von der Ruhr umladen mußten und die Eisenbahn von Saarbrücken den Rhein erreicht. So erwuchsen jene Anlagen mit Häfen, Speichern und Kranen, die ein Mittelpunkt kaufmännischen und gewerblichen Lebens, ein Korso des Reichtums wurden.

Die ganze, unvergleichliche Geschichte dieser Handels- und Industriestadt ist heute fast vergessen. Nirgends können wir die Leistungen und Erfolge, die Ziele und die Irrtümer jener vergangenen Geschlechter nachlesen, und doch ist es ein wichtiges Stück deutscher Geschichte, ohne dessen Kenntnis das Bild unserer nationalen Vergangenheit unvollständig wäre. Das umfassende Geschichtswerk, das der Mannheimer Magistrat zum Jubiläum der Stadt im Jahre 1907 herausgebracht hat, schließt seine zweibändige Darstellung der Stadtgeschichte mit der Reichsgründung ab; der dritte Band gibt für die spätere Zeit nur statistisches Material — Wichtiges und Unwichtiges in bunter Fülle, ohne jede Sonderung und Wertung, wie sie nur der prüfende Blick aus weiter Ferne zu geben vermag. Viele geschichtlichen Quellen stehen zur Verfügung — Akten und Briefe, Zeitungen und Flugschriften, Lebenserinnerungen und persönliche Dokumente, die papiernen und die steinernen Ueberreste: man sollte in die Archive und Bibliotheken gehen, durch die Museen und durch die Straßen wandern, um alles dieses zu sammeln, zu befragen, wissenschaftlich auszubeuten. Unsere Geschichtsforscher geben sich mit so vielen, ferne liegenden Dingen ab: da ist es aufs tiefste zu bedauern, daß die Geschichte des deutschen Industriestaates bis heute noch nicht ihren Gestalter gefunden hat. Diese Arbeit wird jedoch gründlich und anschaulich zunächst nur an einem umgrenzten Beispiel geleistet werden können. Wo aber gäbe es zu solchem Zwecke einen geeigneteren Gegenstand als diesen rheinischen Mittelpunkt des deutschen Lebens: eine Kleinstadt, die in der Erinnerung an längst verblichenen höfischen Glanz träumte, trat Mannheim in diese Epoche ein, und an ihrem Ausgang war eine Stadt des Handels, der Technik, des ringenden und auch des irrenden Lebens geworden.

So wird denn in einem solchen Werke zu sprechen sein von weiten Handelsbeziehungen und von Banken, die in ihrem Aufbau bahnbrechend im damaligen Deutschland gearbeitet haben. Die Wissenschaft des deutschen Patentrechtes ist gerade in Mannheim ge-

boren worden, da ihr Schöpfer Joseph Kohler, der als Amtsrichter hier tätig war, im Anblicke des belebenden Rheinstromes und des an ihm sich entfaltenden Mannheimer Erwerbslebens die Anregung zu seinem Werke erhielt und seine ersten grundlegenden Bücher hier geschrieben hat. Die Jugendtage der deutschen Großindustrie sind mit Mannheim aufs engste verbunden. Man denke an die Geschichte der deutschen Teerfarbenindustrie: das damals so genannte „Mannheimer Produkt“ hat um die Jahrhundertwende Deutschland befreit aus der Abhängigkeit von französischen und ostindischen Rohstoffen, es hat sich in wenigen Jahren alle Weltmärkte erobert, der Name Mannheim wurde dadurch auf dem ganzen Erdenrunde berühmt und — man kann sagen — in Frankreich wie in Indien berüchtigt. Mannheim war bahnbrechend auf dem Gebiete der Maschinenteknik, hier arbeiteten große Erfinder wie Karl Benz, hier wurden Werkstätten gegründet, die in der ganzen Welt bekannt und unentbehrlich wurden. Die Friedrichsbrücke war zu ihrer Zeit ein Meisterwerk des Eisenbaues, und der Wasserturm, von dem Architekten Gustav Halmhuber entworfen, ist noch heute ein herrlicher Bau — um so erstaunlicher, als er aus einer Zeit stammt, wo die Architektur im übrigen den Tiefstand ihres Niederganges erlebte. Ein weiteres wichtiges Kapitel betrifft die Art und Weise, wie im damaligen Deutschland eine Stadtverwaltung der drängenden Aufgaben des Wachstums und der industriellen Umgestaltung Herr zu werden suchte. Persönlichkeit und Werk des damaligen Mannheimer Oberbürgermeisters Otto Beck werden so erst lebendig werden und das Bild einer weitschauenden Kommunalpolitik widerspiegeln. Industriefahren und städtische Bauten sind dabei ebenso kennzeichnend wie das innere Ringen einer höchst lebendigen Zeit, einer wirrenreichen Epoche. Denn die ganze Entwicklung vollzog sich im Rahmen der kapitalistischen Ordnung; man denke nur an die

Bodenspekulation, für die gerade diese rasch wachsende Stadt ein Feld der Betätigung bot. Es war eine Auseinandersetzung mit allen jenen Kräften, die das damalige deutsche Leben gestaltet, aber leider vielfach auch zerrissen haben. Der Materialismus der Zeit ist in unaufhörlichem Vordringen gewesen, aber die Geschichte des geistigen Lebens wird darzutun haben, ob und wie weit ein Gegengewicht geboten werden konnte. Daß im Ringen um Richard Wagner die Mannheimer Kreise besonders eng beteiligt waren, ist bekannt; aber auch unser Altertumsverein und unsere Gelehrtenschulen werden hier noch besonders zu würdigen und in ihrer Leistung für die Kulturhöhe der Zeit eingehend darzustellen sein. Der allverehrte Jubilar, dem diese Festausgabe unserer Geschichtsblätter dargebracht wird, hat an diesen beiden Kulturstätten — am humanistischen Gymnasium und im Altertumsverein — die Kraft seines ganzen, langen und reichen Lebens eingesetzt: in ihm dürfen wir einen der edelsten Vertreter jenes alten und mächtigen Deutschland sehen, das den großen und schwierigen Versuch unternahm, das humanistische Erbgut zu vermählen mit der nationalen Macht und dem industriellen Aufstieg. Und so geht denn unsere Anregung dahin, es wolle dieser Tag des Gedenkens und des freudigen Glückwunsches die Blicke der Geschichtsfreunde zurücklenken zu jenem wichtigen Abschnitt unserer deutschen und unserer städtischen Vergangenheit, und unser Vorschlag wendet sich an alle, die in der Lage sind, eine wissenschaftliche Arbeit von großem Ausmaß in die Wege zu leiten. Die Aufgabe ist gewiß nicht leicht, denn jene Jahrzehnte waren voll der schwierigsten und aufwühlendsten Probleme, wenngleich die Zeitgenossen im Glück des Aufstieges sie nicht immer bemerkt haben. Aber eben darum säume man nicht, man bemächtige sich der Unterlagen, so lange sie noch greifbar sind, und gebe uns eine Geschichte Mannheims in dem denkwürdigen Zeitraum zwischen der Reichsgründung und dem Ausbruche des Weltkrieges.

Der kurfürstliche Hofastronom J. N. Fischer und sein Plan (1787) einer zweiten Sternwarte in Mannheim

Von Adolf Rißner

Am 3. Januar 1775 bezog der kurfürstliche Hofastronom Christian Mayer (1719—1783) die neue Sternwarte, die mit einem Baukostenaufwand von rund 70000 Gulden als mächtiger Turm an der ruhigsten Stelle Mannheims errichtet worden war, westlich von der Jesuitenkirche, durch eine stille Straße vom innersten Wall der damaligen Festung getrennt. Rund sieben Jahre war Chr. Mayer hier tätig und machte seinen Namen berühmt durch seine grundlegenden Arbeiten über Doppelsterne¹⁾. Als er am 16. April 1783 die Augen für immer geschlossen hatte, bewarb sich um die Nachfolgerschaft ein junger bayerischer Astronom, Johann Nepomuk Fischer, der am 10. No-

vember 1779 die Mannheimer Sternwarte besucht und ihre hervorragenden Bestände an wissenschaftlichen Instrumenten bewundert hatte. Fischer bekam zwar die gewünschte Stelle zunächst nicht, da ein Gehilfe Mayers (seit 1780), Karl Josef König (1751 bis 182?), Hofastronom wurde. Erst als dieser im Frühjahr 1786 Mannheim verlassen mußte, „weil er die Mädchen zu glücklich machte“, griff man auf Fischer zurück, von dem in den folgenden Abschnitten die Rede sein soll²⁾.

Johann Nepomuk Fischer wurde zu Miesbach (Oberbayern), wo sein Vater als Landrichter lebte, am 5. März 1749 geboren. Er trat in den Jesuiten-

orden ein und durchlief den vorgeschriebenen Studiengang. Besonders fesselten ihn die mathematischen Wissenschaften, Astronomie und Physik. Aus seiner Heimat Miesbach wandte er sich brieflich (3. August 1775) an den Sekretär der Münchener Akademie, Idefons Kennedy (1722—1804), wegen eines von ihm erdachten Verfahrens zur Bestimmung geographischer Längen. Von Neuburg an der Donau, wo er damals als Professor wirkte, sandte Fischer (26. November 1776) die betreffende Abhandlung an die bayerische Akademie, die ihn im Dezember 1776 zum ordentlichen Mitglied ernannte. Von nun an war sein ganzes Streben darauf gerichtet, Mitglied des Lehrkörpers der Universität Ingolstadt zu werden. Im Jahre 1779 erfüllte sich der Wunsch: Fischer wurde Professor der reinen Mathematik und — neben Johann Helfenzrieder (1724—1803) — zweiter astronomischer Beobachter. Am 13. November 1779 erhielt er von der Göttinger Akademie für eine Arbeit über Lichtbeugung den ausgelegten Preis von 50 Dukaten. 1781 verließ Fischer Ingolstadt und lebte meistens in München, wo er 1784 seine Schrift über das Glockenläuten bei Gewittern verfaßte³⁾.

Am 28. Mai 1786 wurde Fischer zum kurfürstlichen Hofastronom in Mannheim ernannt. Gern verließ er München, wo er sich durch den Pater Ignaz Frank⁴⁾ und seine Kreaturen verfolgt fühlte, da er die geistlichen Verpflichtungen nicht einhielt und dem Protestantismus zuneigte. Mit dem Ortswechsel kam er freilich vom Regen in die Traufe, denn in Mannheim hatte er sofort die Lazaristen gegen sich, die zudem verärgert waren, weil man keinen aus ihrer Mitte zum Hofastronom ernannt hatte. Da sich Fischer vornehmlich mit physikalischen Dingen befaßte, an einem „Universalinstrument“ herumbastelte, auch das Schreiben von Theaterstücken begann, blieb ihm für astronomische Tätigkeit kaum Zeit übrig. Ja, alle Zeichen sprechen sogar dafür, daß er niemals ernstlich an Forscherarbeit gedacht, vielmehr nichts unversucht gelassen hat, sich von der Sternwartentätigkeit zu drücken. Er tadelt die prächtigen Instrumente, schimpft über den astronomischen Turm und erklärt dauernd, daß man doch ihm nicht zumuten könne, unter so kläglichen Verhältnissen kostbare Zeit zu verplempern. Man merkt bald, daß er den Unzufriedenen gern spielt, um Ausreden für seine Drückebergerei zu haben. Unbekümmert um die Leere der kurfürstlichen Kassen kommt er mit kostspieligen Plänen und merkt nicht, daß er — bei Einwänden sofort mit unflätigen Redensarten um sich werfend — alles anfängliche Entgegenkommen gründlich zerstört. Wegen einiger Kannen Del, die er für die nächtliche Beleuchtung der Sternwarteninstrumente wünscht, schimpft er den kurfürstlichen Statthalter Graf Obern-dorff gründlich aus, nennt ihn einen Dummkopf und endigt sein Geschimpfe mit einer unannehmbaren Einladung. Man muß sich nur wundern, daß man rund zwei Jahre Ruhe bewahrt und sogar mit dem Grobian über einen neuen Sternwartenbau verhandelt hat.

Das noch durch Chr. Mayer (1781) bestellte Meridianinstrument war 1784 von J. Ramsden (1735 bis 1800) geliefert und 1785 auf dem unteren Südbalkon der Sternwarte aufgestellt worden, der zu diesem Zweck einen kleinen Sonderaufbau (Eisengerüst mit Kupferplatten) erhalten hatte. Fischer war mit dieser Anordnung nicht zufrieden und wünschte eine kräftige Steinsockellagerung. Bauinspektor Far-lunger wollte hierfür zwei der schönen Granitsäulen der damals baufälligen Brunnenhalle des Heidelberger Schloßhofs verwenden. Zum Glück zerschlug sich dieser Plan und wurde auch, da Farlunger am 8. Juni 1787 starb, nicht wieder aufgenommen. Fischer verhandelte nunmehr mit dem Baumeister Josef Hölzel⁵⁾, der jedoch für den Plan, dem Instrument einen Steinsockel auf der Turmplattform zu geben, seltamerweise nicht zu gewinnen war. Fischer wollte nun das Instrument zu ebener Erde aufgestellt haben. Da aber durch den mit Bäumen bepflanzten Festungswall die freie Aussicht versperrt war, kam er auf den wunderlichen Gedanken, ein kleines Beobachtungshaus in den eigentlichen Wall hinein setzen zu lassen. In diesem Sinne schrieb er eine Eingabe an das Festungsgouvernement, das (22. August 1787) zustimmte, falls das Gebäude so tief im Erdboden stecke, daß die Schildwache auf dem Wall noch freien Blick über das Dach hinweg habe. Josef Hölzel sollte sich nun darüber äußern, ob das Meridianhaus „sich füglich auf die bateri nechst der kurf. Sternwarte anbringen lasse“. Ohne die Bodenverhältnisse sorgfältig geprüft zu haben, bezeichnete Hölzel (30. Aug. 1787) den „Platz auf der großen bateri nechst der Sternwarte“ für geeignet. Wie aus einem Schreiben Fischers (31. August 1787) an den Grafen Hans Moriz von Brühl⁶⁾ hervorgeht, hielt er die Ausführung für gesichert, sollte doch der „Wallbau“ samt einer Ausbesserung am „astronomischen Thurn“ nur 900 Gulden kosten⁷⁾, gegenüber 1475 Gulden Gesamtanschlag des ersten Planes.

Der zuständige Regierungs- und Hofkammerrat Johann Lambert Babo⁸⁾ setzte sich (6. Oktober) für den Wallbau ein, dessen Ausführung am 10. Oktober genehmigt wurde. In den Wall sollte eine Breische von 18 Fuß Länge und 15 Fuß Breite gelegt und dem Meridianhaus ein Fundament von 4 Fuß Tiefe gegeben werden. Um einstweilen ja nicht mit dem verhaßten Meridianinstrument arbeiten zu können, ließ Fischer keineswegs mit dem Erdaushub beginnen, sondern das Instrument samt Vorbau von dem Sternwartenbalkon entfernen. Offenbar kümmerte sich die Hofkammer nicht im geringsten um die Arbeiten, sodaß es eine gewaltige Ueberraschung gab, als man das fertige Fundament besichtigte. Hölzel hatte sich nämlich nicht mit den vorgeschriebenen 4 Fuß begnügt, sondern in den Erdboden einen gewaltigen Mauerblock von 22 Fuß gesetzt, fähig „den schwersten Thurn auf sich zu nehmen“. Fischer, darüber befragt, erklärte (19. Dezember), man solle den Wallbau so einrichten, daß er auch den großen Mauer-

quadranten der Sternwarte aufnehmen könne. Dieser sei im dritten Turmgeschoß nicht erschütterungsfrei angebracht, aus diesem Grunde habe sich der dazu gehörende Vorbau auf dem Südbalkon vom Hauptgebäude durch einen „Riß getrennt“. Der vielgepriesene astronomische Turm sei zudem „ganz fehlerhaft“, wie man von jedem Besucher hören könne. Man solle daher das Wallgebäude zu einer neuen Sternwarte ausgestalten, die auch die übrigen Instrumente aufnehmen könne.

Wegen des Fundaments rechtfertigte sich Hölzel (8. Januar 1788) mit der Behauptung, er sei in 4 Fuß Tiefe nicht auf „gewachsenen Boden“ gekommen und sei deshalb bis auf 22 Fuß gegangen. Die Arbeit koste nun freilich nicht mehr die genehmigten 840 Gulden, sondern bereits 4629 Gulden! Wollte Fischer auch die anderen Instrumente aufstellen, so müsse man diese neue Sternwarte größer bauen wie das geplante Meridianhaus. Da dieses übrigens auf zwei Seiten im Erdreich des Walls stecke, dürfe man es nicht aus Mauersteinen, sondern nur aus Quadrern herstellen. Da man Fischer zu verstehen gab, daß man garnicht daran denke, seinen Wunsch einer zweiten Sternwarte zu erfüllen, zumal da sich der astronomische Turm bei den wertvollen Arbeiten Mayers trefflich bewährt habe, ließ er zunächst eine Eingabe an das Ministerium los: der astronomische Turm sei ein „ganz fehlerhaft, unbrauchbar und ohne Kennntnis erbautes Werk“, was freilich nicht verwunderlich sei, denn Mayer sei ein Nichtswisser und Nichtskönnner gewesen. Auf die peinliche Frage, warum sich dann Fischer um Mayers Stelle beworben habe, da ihm doch die Sternwarte bekannt gewesen sei, blieb er die Antwort schuldig, ließ aber an den Herrn von Oberndorff und an den Kurfürsten je ein Schreiben los, gespickt „mit den frechsten Ausdrücken, die er bairische Freimütigkeit nennet“, und drohte mit Schritten an die Deffentlichkeit, wenn man seinen Wünschen nicht willfahre.

Die Regierung beauftragte Andreas Traitteur — als Bauverständigen⁹⁾ — und Professor Kübel — als Astronomiekundigen¹⁰⁾ — mit einer Untersuchung der Sternwarte und zwar in Gegenwart von Fischer und Hölzel. Bei der Zusammenkunft verlangte Fischer in barschem Ton, man solle ihm zu ebener Erde eine neue Sternwarte samt Wohnung bauen, dann wolle er gern den Turm verlassen, in welchem „er nicht einmal eine Magd zu legen Gelegenheit habe und worin er wie ein Gefangener leben und immerfort die Stieg auf- und absteigen müsse“ —; herzlich gern werde er dann „seiner Churfürstlichen Durchlaucht anheimstellen, diesen Turm zu Diebsgefängnissen zu gebrauchen“. Zu Besserem sei der Turm nicht zu verwenden, denn er sei vom Erdboden bis zum Mauerquadranten (also 40 Fuß hoch!) ganz feucht. Dies traf, wie der Augenschein lehrte, keineswegs zu. Fischer blieb jedoch bei seiner Behauptung und bekam nun zu hören, wenn schon der Turm

feucht sei, werde es der gewünschte Wallbau erst recht sein, da ihn ja das Erdreich der Brustwehr bis zu einer Höhe von sieben Fuß unmittelbar berühren solle.

Die Instrumente im Turm, so behauptete Fischer weiter, seien gar nichts wert; nur das, was er selbst an Meßgeräten erfunden habe, taue etwas, erhebe ihn „über alle Astronomen des Erdkreises“ und führe ihn zu dem bisher als unerreichbar geltenden „punctum indivisibile“. Freilich habe er einstweilen gar keinen Nutzen davon, denn die Sternwarte zittere fortwährend, wie das ja bekanntlich jeder Kirchturm beim Läuten der Glocken tue. Hier bekam Fischer die Antwort, ein Kirchturm sei bei weitem nicht so massig gebaut wie die Mannheimer Sternwarte und außerdem habe diese kein Glockengeläute, befinde sich übrigens am allerruhigsten Plage von ganz Mannheim, fernab von jeglichem Verkehr.

Als Fischer bei der Behauptung blieb, das Zittern eines Instrumentes, neben dem man gerade stand, rühre nur von dem elenden Turm her, konnte Kübel zeigen, daß die Stellschrauben (absichtlich?) nicht fest angezogen waren! Oder „sollte wohl die schwankende Bewegung im Körper des Astronomen zu finden sein?“ heißt es im Gutachten, wohl darauf anspielend, daß Fischer lieber in Weingläser wie in Fernrohrgläser sah.

Wir wollen es uns versagen, alle Behauptungen des verärgerten Astronomen hier aufzuzählen; wir beschließen die Reihe damit, daß Fischer erklärte, wenn die Festung Mannheim einmal beschossen werde, könne er in dem dann erzitternden Turme unmöglich brauchbare Beobachtungen am Himmelsgewölbe anstellen. Traitteur meinte hierzu: „Wenn die Festung Mannheim von Tag und Nacht andauerndem Kanonieren erzittern muß, so wird der Herr Astronom geschwind flüchten und ihm eins sein, ob inzwischen die Venus durch die Sonne oder den Mond spaziert!“

Durch seine Unnachgiebigkeit hatte Fischer nun von keiner Seite her noch etwas zu erhoffen. Da er „keine Messe mehr las, auch die Weibchen gern sah und als Geistlicher in die Komödie ging“ hatten die Lazaristen leichtes Spiel ihn zu entfernen. Sie betonten, daß er für die Astronomie garnichts geleistet, wohl aber beträchtliche Unkosten durch den Wallbau verursacht habe. Fischer spürte das rasch aufsteigende Gewitter und verließ im Frühjahr 1788 schleunigst das für ihn so enttäuschungsvolle Mannheim.

Im Festungswall erinnerte die Baulücke mit dem Fundamentkloß noch einige Monate an den verschwundenen Hofastronomen. Am 21. Oktober 1788 wurden Hölzel für die bisherigen Arbeiten 860 Gulden angewiesen mit der Bestimmung, er habe die vorbereiteten Baustoffe (Hausteine, Eisen, Kupfer usw.) nach dem Materialhof zu schaffen. Hölzel forderte aber 4629 Gulden; dieser Betrag erhöhte sich um weitere 343 Gulden, da die Bresche im Festungswall wieder beseitigt werden mußte. Die Hofkammer minderte die Gesamtsumme von 4972 Gulden auf

2730 Gulden und ließ (laut Verfügung vom 2. Januar 1790) diesen Betrag durch die Generalkasse zur Auszahlung bringen.

Ueber dem weiteren Leben von Fischer liegt teilweise tiefes Dunkel, das wir hier nicht zu lichten brauchen. Zum Protestantismus übergetreten, weil er zunächst beruflos in Frankfurt a. M. und gelegentlich in Mainz. Es geht ihm recht schlecht, das zeigt u. a. sein an Lamen gerichteter Brief (Mainz, 24. Februar 1789), in dem er für die Acta der Mannheimer Akademie eine mathematische Arbeit (analytischen Inhalts) anbietet und gleich wissen will, was man ihm dafür zahlen wird; Lamen hat offenbar nicht geantwortet. Während der Jahre 1795 bis 1799 lebt Fischer zu London in überaus traurigen Verhältnissen, bis schließlich der Wendepunkt erreicht ist: Am 16. Februar 1799 stirbt zu München Karl Theodor und etwa ein Vierteljahr später Graf Oberndorff am 27. Mai 1799. Nun konnte Fischer hoffen, daß ihm der Rückweg in das Heimatland offen sein werde. So wandte er sich an einen seiner früheren (Ingolstädter?) Schüler, an den Grafen K. M. K. von Arco¹¹⁾, mit der Bitte, ihm eine Anstellung in Bayern zu verschaffen. Dies gelang dem Grafen zwar nicht, aber er erreichte es wenigstens, daß man Fischer für später im Auge behielt. Als man zur Organisation der Universität Würzburg schritt, machte (31. Oktober 1803) Geheimrat von Zentner¹²⁾ mündlich den Vorschlag, man solle für die mathematischen und physikalischen Wissenschaften den immer noch in London weilenden Fischer berufen und zwar mit einem Jahresgehalt von 1200 Gulden. Dies geschah und

Anmerkungen:

¹⁾ Näheres gibt das 1930 vom Mannh. Altertumsverein herausgegebene Buch: A. Rißner, Die Pflege der Naturwissenschaften in Mannheim zur Zeit Karl Theodors. S. 37ff.

²⁾ Die zu dem vorliegenden Aufsatz eingesehenen Akten, Handschriften und Briefe befinden sich zu Karlsruhe im Generallandesarchiv und zu München im Geheimen Hausarchiv, im Kreisarchiv und bei der bayerischen Akademie der Wissenschaften. Für die Erlaubnis zur Einsichtnahme sei den Direktionen bestens gedankt. — Man sehe ferner Rißner a. a. O. Seite 42, 46, 76, 92, 214, 225.

³⁾ Rißner a. a. O. Seite 92.

⁴⁾ Pater Ignaz Frank S. J. (1725—95), seit 1761 dem alternden Hofprediger Joseph Frankfurter als Hilfe beigegeben, wurde 1772 dessen Nachfolger; seit 1776 wirklicher Geheimrat, starb er zu München am 26. Jan. 1795. Als Karl Theodors Beichtvater hatte er seit Mitte der 1770er Jahre außerordentl., meist unheilvollen Einfluß am kurfürstl. Hofe.

⁵⁾ Josef Hölzel (auch Hölzsel), geboren um 1730, war seit 1762 Bürger und Maurermeister in Mannheim. — Sein jüngerer Bruder Anton Hölzel ist bekannt als Schillers Hauswirt in Mannheim.

⁶⁾ Gemeint ist Hans Moriz Graf von Brühl auf Martinskirchen, geboren 1736, kurfürstlich sächsischer wirklicher geheimer Rat, zuletzt Gesandter in London, wo er 1809 gestorben ist. Er war Liebhaberastronom und veröffentlichte einschlägige Arbeiten.

⁷⁾ Die 900 Gulden errechnen sich aus 840 Gulden für den Wallbau und 60 Gulden für Ausbesserungen.

⁸⁾ Johann Lambert Gregor (Freiherr von) Babo, geb. 8. Sept. 1725, war seit 1765 Hofkammerrat in Mannheim,

zu Anfang Januar 1804 traf Fischer in Würzburg ein. Die Sternwarte, die er vorfand, war schon seit längerer Zeit in wirklich schlechtem Zustand¹³⁾, was ihn veranlaßte, wegen eines Neubaus vorstellig zu werden. Er steckte sich dabei hinter den Grafen von Thürheim, der als Kurator der Universität am 18. Juni 1804 der Regierung die ihm von Fischer dargelegten Mängel des Baus und der Instrumente schilderte und wissen wollte, ob die erforderlichen Geräte „etwa aus der Sternwarte zu Mannheim oder aus den aufgehobenen Klöstern Polling und Andechs abgeben werden können“. Die Antwort (München, 25. Juni 1804) betonte, man solle sich in Würzburg nur mit astronomischen Unterricht und nicht mit Forscherarbeit befassen. „Ueber die Instrumente der Sternwarte zu Mannheim kommt uns nach einer mit des H. Churfürsten zu Baden Durchlaucht getroffenen Uebereinkunft keine weitere Disposition mehr zu.“

Fischer unterbreitete nun dem akademischen Senat (August 1804) großzügige Pläne für eine nach seinen Gedanken zu erbauenden Sternwarte, die in der Nähe des Hofgartens ihren Platz finden sollte. Die Angelegenheit zerrann im Sande, am 21. Februar 1805 starb Fischer zu Würzburg¹⁴⁾ „im 56ten Jahre seines Alters an einem Nervenfieber“ (d. h. an Typhus).

Fischers barsches Wesen hat der Stadt Mannheim auf Jahrzehnte hinaus die Sternwarte als Forschungsstätte bewahrt. Er ist auf dem besten Wege gewesen, wertvolles zu zerstören und wertloses zu schaffen. Daß es dazu nicht gekommen ist, verdankt Mannheim dem Echo, das Fischer durch seine „bayerische Freimütigkeit“ geweckt hat.

seit 1771 Regierungsrat, seit 1785 wirklicher geheimer Rat. Er starb in Mannheim am 1. Mai 1799.

⁹⁾ Johann Andreas Traiteur (1752—1825) — 1790 geadelt — war seit 1785 an der Universität Heidelberg ordentlicher Professor für Zivil- und Militärbaukunst sowie für praktische Geometrie; ferner war er seit 1781 Administrationsrat und Baukommissar.

¹⁰⁾ Mathäus Kübel (1742—1809) — Er Jesuit wie Fischer — war an der Universität Heidelberg ordentlicher Professor des geistlichen Rechts, kannte die Sternwarte besonders genau, hatte er doch aus freien Stücken hier wiederholt mit Christian Mayer an den Instrumenten gearbeitet und sich dabei so gute Kenntnisse erworben, daß ihn Mayer als seinen Nachfolger vorschlug, was er jedoch nicht wurde.

¹¹⁾ Gemeint ist Karl Maria Rupert Graf von und zu Arco, genannt Bogen. Seit 1795 Oberlandesregierungsrat in München, seit 1799 Vizepräsident des Hofrats-Dikasteriums. Starb als königl. bayerischer Kämmerer und Staatsrat in außerordentlichen Diensten. Geboren 8. Mai 1769, gestorben 3. August 1856.

¹²⁾ Ueber Geheimrat Georg Friedrich von Zentner (1752—1835) berichtet G. Christ in Mannh. Obl. 18 (1917) Sp. 17.

¹³⁾ Der Jesuit Franz Huberti (1715—89) hatte in Würzburg 1757 auf dem Neubauturm (d. h. auf dem Glockenturm der Universitätskirche) eine Sternwarte eingerichtet, die er jedoch wenig ausnutzte. Sein Nachfolger Michael Anton Schwab (1748—1806) war Mathematiker und nicht eigentlich beobachtender Astronom. Unter ihm verfiel rasch das kleine, von Sachkennern gerühmte Observatorium, dessen erste Instrumente heute im Deutschen Museum zu München sind.

¹⁴⁾ So der amtliche Aktenvermerk. Die Angabe (21. Jan.) bei Klüber, Die Sternwarte zu Mannheim. 1811 ist unrichtig.



Abb. 1. Paul Egell, Gnadenbild der Maria von Loreto in Oggersheim mit zwei Leuchterengeln, Holz, Fassung neu, 1729.



Abb. 2. Paul Egell, Verherrlichung des Gnadenbildes der Maria von Loreto in Oggersheim, Stich der Brüder Klauer, Augsburg 1733.

Möbel aus der Werkstatt des Mannheimer Bildhauers Paul Egell

Von Gustaf Jacob

Im Mannheimer Schloß stehen einige Möbel, die, wie ein Blick auf die Abbildungen sofort zeigt, in den Bereich der Tätigkeit eines Bildhauers gehören. Schon in den alten Schloßmöbel-Inventaren der Jahre 1746 und 1758¹⁾ ist diese Gattung hervorgehoben unter der Bezeichnung „von Bildhauer arbeit“. Vieles, was zur Ausstattung der Prunkräume gehörte, ist verschwunden, vieles hat der kurfürstliche Hof auswärts bestellt oder von anderen Residenzen wie Düsseldorf und Neuburg an der Donau nach Mannheim überführen lassen. Indessen muß angenommen werden, daß zur Herstellung von Möbeln, die einen Bestandteil der Raumdekoration bilden, auch einheimische Kräfte herangezogen wurden. Es muß reizen, der Frage nachzugehen, welcher Künstler bei dieser Möbelsattung, die auf die Pracht des plastischen Schmucks abzielt, beteiligt gewesen ist.

Im Führer durch die Sammlungen des Städtischen Schloßmuseums²⁾ waren erstmals Holzschnitzereien an Pfeiler spiegeln dem Werke des Bildhauers Paul

Egell zugewiesen worden. Adolf Feulner hat dann jüngst³⁾ auf ein im Kölner Kunstgewerbemuseum befindliches Reliefbild der symbolischen Beweinung Christi als Arbeit dieses Bildhauers aufmerksam gemacht und auf den zugehörigen reich ornamentierten Rahmen hingewiesen, dessen dekorative Einzelheiten in vieler Beziehung mit den Schlußsteinmasken am Mannheimer Rathaus zusammengehen. Von diesen festen Punkten gilt es auszugehen, um die Frage zu untersuchen, wieweit Egell und seine Werkstatt bei der Ausführung am Schnitzwerk des kurpfälzischen Mobiliars beteiligt gewesen sein kann. Folgerichtig handelt es sich bei unserer Betrachtung nur um Prunk- und Konsoltische sowie Spiegelumrahmungen mit plastischem Schmuck, die im Zusammenhang mit der Dekorationskunst betrachtet werden müssen.

Auffschlußreich nicht allein für Egell's bildnerische, sondern auch für seine ungewöhnlich dekorative Begabung ist das im Mai 1934 durch den Verfasser aufgespürte Werk in Oggersheim: Die beiden



Abb. 3. Paul Egell, Entwürfe zu den Stukkaturen im Treppenhaus des Mannheimer Schlosses (Eingang zum Ritteraal), 1729/30.

Leuchterengel und der Nischenaufbau des Gnadenbildes der Maria von Loreto (Abb. 1) ⁴⁾. Bei den archivalischen Nachforschungen über dieses wichtigste Frühwerk des Meisters fiel mir im Geheimen Hausarchiv in München ⁵⁾ ein kurzer Hinweis auf, wonach die Bezahlung an den Bildhauer Eger und den Vergolder Deßlang für „gelieferte zwey große fein verguldete Lehen Sesseln“ noch ausstehe. Die Bildhauerverforderung hierfür betrug die erhebliche Summe von 439 Gulden. Da in den Akten öfters Schreibfehler und Veränderungen von Namen vorkommen, ist es möglich, daß mit dem Bildhauer Eger niemand anders als Paul Egell gemeint ist, von dem wir wissen, daß er sich am 22. November 1723 in Oggersheim verehe-

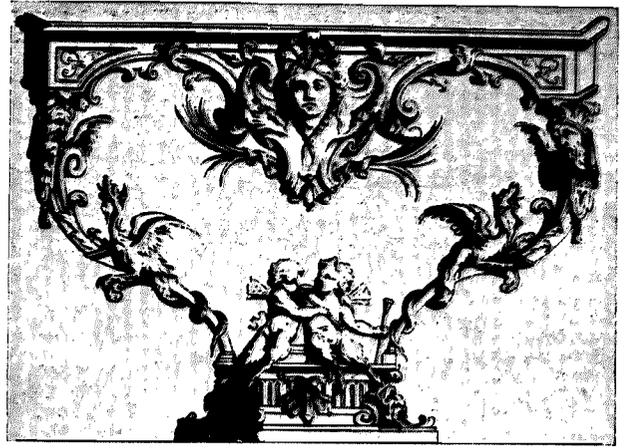


Abb. 4. Bernard Toro (1672—1731) Entwurf zu einem Konsoltisch, um 1720.

licht hat und durch den Erbprinzen Joseph Carl von Sulzbach, dem Schwiegerjohn des Kurfürsten Carl Philipp, mit Aufträgen in Oggersheim betraut wurde. Nachforschungen nach diesen Sesseln blieben bisher erfolglos; sie aufzufinden wird umso schwieriger sein, als nach dem plötzlichen Tode des Erbprinzen ein großer Teil der kostbaren Oggersheimer Schätze, wie Möbel, Galawagen, goldene und silberne Pretiosen, Juwelen, Tabatieren, Uhren und Porzellane am 19. Juni 1730 in Mannheim versteigert wurden, um die beträchtlichen Schulden zu decken. Allein in der katholischen Pfarr- und Wallfahrtskirche in Oggersheim haben sich zwei kleine, holzgeschnitzte und vergoldete Konsoltischen (Abb. 5) erhalten, die vermutlich aus dem dortigen Schloß des Kurprinzen stammen. Dem plastischen Schmuck ist hier noch verhältnismäßig wenig Raum zugewiesen. Die plumpen, in Klauen auslaufenden und auf Kugeln ruhenden Füße erinnern an italienische Möbel der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Trotz aller Schwere der Dekoration sind diese beiden Tische durch die meisterliche Beherrschung des Technischen ausgezeichnet. Zwar haben vielfache Aufträge von Goldbronze die Schnitzarbeit stark beeinträchtigt, doch tritt der plastische Schmuck noch deutlich genug hervor, um ihn der Werkstatt Egells zuweisen zu können. Die Freude am Grotesken macht sich, ähnlich wie bei den frühen Stukkaturen des Bildhauers, in den Masken mit ihren Verrenkungen geltend, Phantastereien des Knorpelwesens der Spätrenaissance kehren hier in abgewandelter Form wieder.

Vielleicht sind die künstlerischen Anregungen von Architekten ausgegangen. Sicher haben die Schloßbaumeister auf die dekorative Gestaltung des kurpfälzischen Möbels maßgebende Einwirkung gehabt. In der Mannheimer Raumkunst mischen sich italienisch-deutscher Barock im Sinne Bibiena's mit dem französischen Klassizismus, wie ihn Hauberat und späterhin Pigage vertraten. Allein solange sich keine Entwurfszeichnungen auffinden lassen, ist der



Abb. 5. Konsoltisch, holzgeschnitzt, vergoldet, um 1725
Pfarr- und Wallfahrtskirche, Oggersheim.

Einfluß im Einzelnen schwer nachzuweisen. Zudem kommt dieser Dekoration seit Bérain's Grottesken, Torro's vielfach verbreiteten Entwürfen zu Konsoltischen (Abb. 4) und Cuvillie's Stichen Tradition zu. Auch die Typen dieser Konsoltische sind Allgemeingut der Zeit. Es ist anzunehmen, daß Egell die barocke Vorstellungskunst der Dekoration in gleichem Maße beherrscht hat, wie Bibiena und die Gebrüder Asam. Bei den frühen Oggersheimer Tischen treten schon ähnliche Motive auf, die bei den Stukkaturen, den bauplastischen Werken und Grabepitaphen des Meisters bereits bekannt sind. Seine signierten, im Besitz des Mannheimer Altertumsvereins befindlichen Zeichnungen zu den Stukkaturen im Treppenhaus des Mannheimer Schlosses (Abb. 3) aus den Jahren 1729/30 beweisen, daß Egell seine Werkzeugzeichnungen selbst zu fertigen vermochte. Auch das Verherrlichungsblatt der Maria von Loreto in Oggersheim (Abb. 2), das im Nachstich der Brüder Klauer (1733) gewiß illustratio beeinflusst ist, zeigt, daß der Bildhauer sich mit den Aufgaben der Raumkunst beschäftigt und hierfür geistvolle Erfindungen zu Papier gebracht hat. Die Annahme einer Vorlage nach fremder Hand ist daher nicht erforderlich. Während der Ausführung greift der Meister nach immer neuen Einfällen und in der Verwendung seiner Motive ist es durchaus original. Die geniale Beherrschung jeglichen Materials erlaubte es dem Künstler mit dem Motivenschatz der Zeit frei zu phantasieren. Daß Egell nicht nur als Bildhauer, sondern auch als Ornamentiker geistreich zu schalten verstand, erhöht den Ruf seiner einzigartigen künstlerischen Begabung.

Der Reichtum an ornamentalen Einzelheiten wird vielgestaltiger in zwei Möbeln des Mannheimer Schlossmuseums (Abb. 7), die als Mittelding zwischen Konsoltisch und Ziertisch zu gelten haben, jedoch deutlich für die Wand bestimmt sind. In der rauschenden Fülle dieser Tische möchte man zunächst

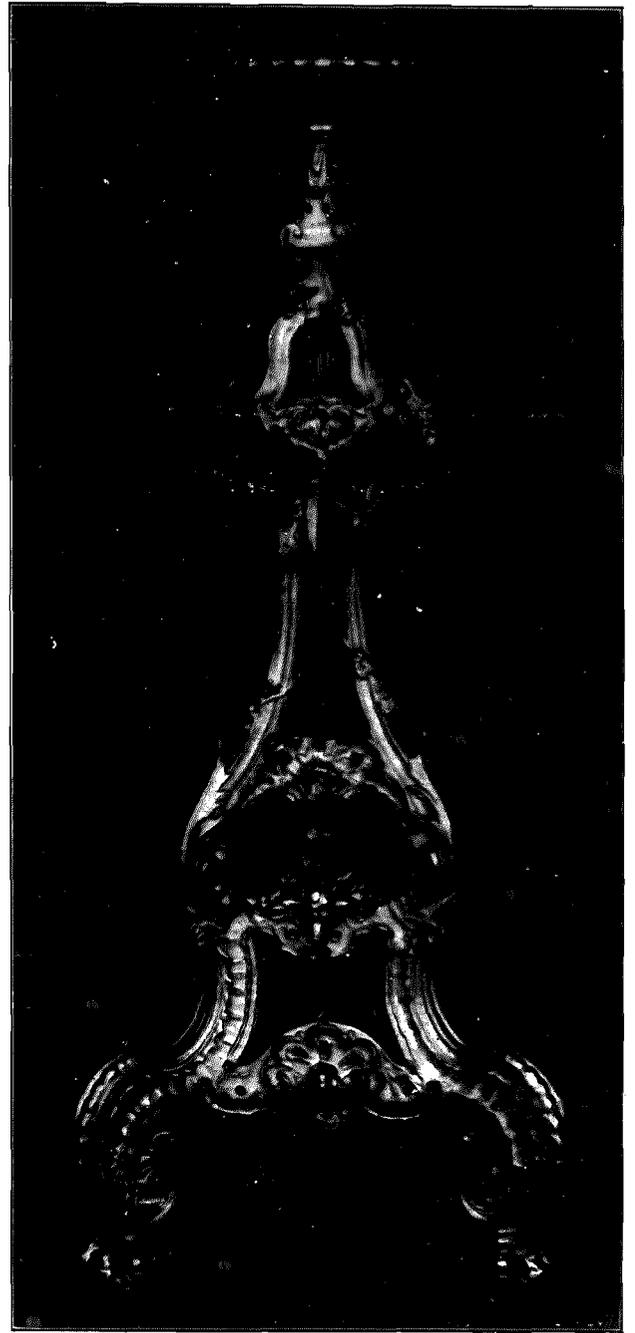


Abb. 6. Kandelaber, holzgeschnitzt, vergoldet, um 1740
Schloßmuseum Mannheim, blauer Saal (Nr. 418).

an italienisches Exportgut glauben, doch läßt sich un schwer in der Ornamentik die an französischen Entwürfen gebildete einheimische Schnitzerschule erkennen. Das Bezeichnende ist hier das Vorwiegen des Bildhauerischen auf Kosten klarer Gliederung. Die Zarge tritt kaum mehr in die Erscheinung; sie ist durch eine reich dekorierte, mit dem Monogramm des Kurfürsten Carl Philipp geschmückte Kartusche betont, deren Palmzweige Verbindung mit den Ecken aufnehmen. Von den Füßen ziehen volutenartig gerollte Diagonalstege zu einem ovalen, mit Gitter- und Ornamentwerk gezierten Mittelstück. In den Satyr-

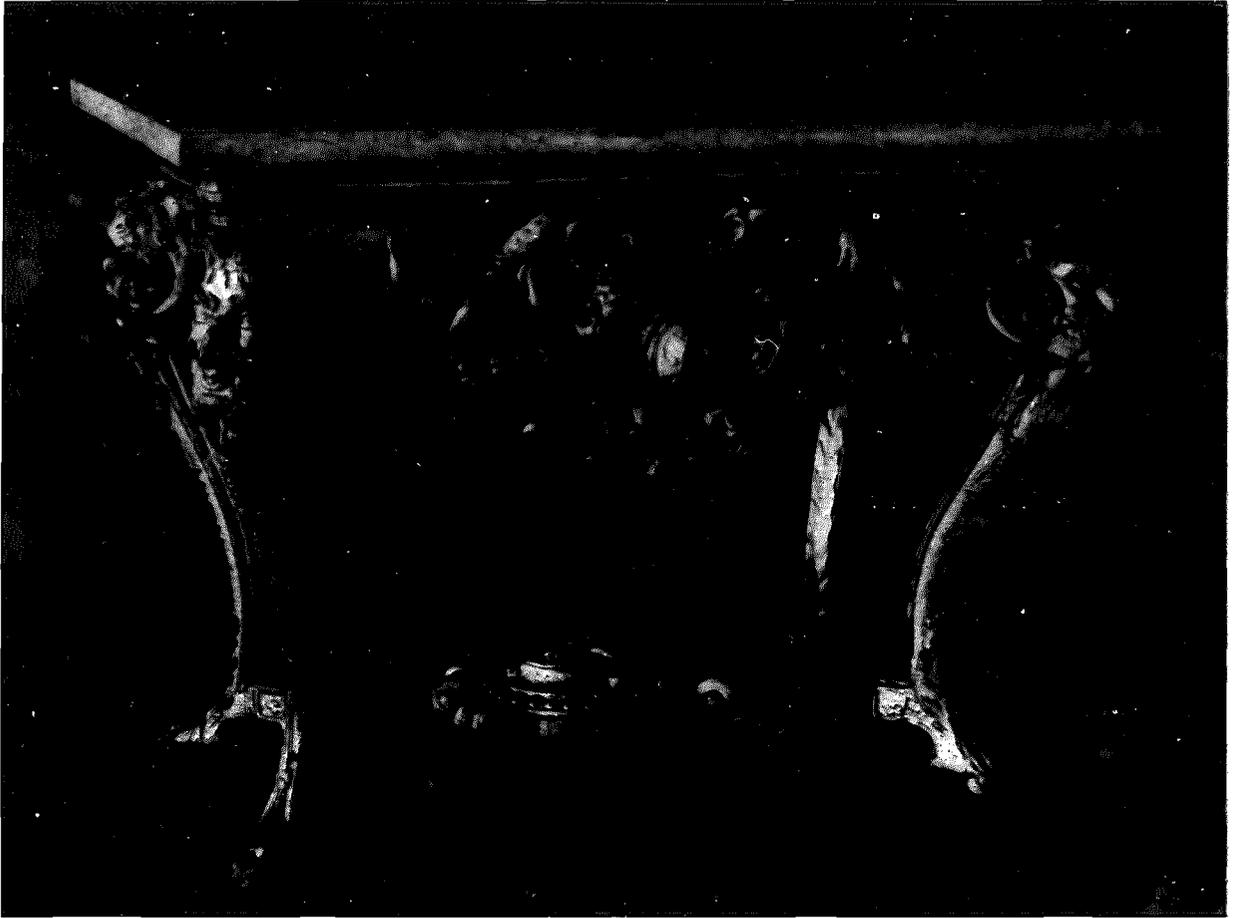


Abb. 7. Prunktisch, holzgeschnitzt, vergoldet; mit dem Monogramm des Kurfürsten Carl Philipp von der Pfalz, um 1735. Schloßmuseum Mannheim, blauer Saal (Nr. 418).

masken kommt die außergewöhnliche Bildhauerleistung voll zur Geltung.

Der Fortschritt der Auflösung der Möbel folgt der stilistischen Entwicklung vom Régencestil zum reifen Mannheimer Rokoko der 1740er und 1750er Jahre. Hierfür sind zwei weitere Konsoltische dieser Gruppe im Möbelsaal (Nr. 417) des Mannheimer Schloßmuseums bezeichnet (Abb. 8). Das Tischlermäßige ist völlig verschwunden, das Möbel scheint zum Ornament geworden. Die Zarge besteht wiederum aus einer mit Jagdszenen geschmückten Kartusche, die ihre Rocaille-Ausläufer bis zu den Füßen sendet. In den Ecken hocken phantastische Drachen, deren Schwänze sich um die Füße ringeln. Alles hat an Leichtigkeit gewonnen und ist in den Zug der Bewegung eingegliedert. Die Füße sind unter sich mit Stegen verbunden, die durch das reich geschnitzte Mittelstück der mit Rosen besetzten Trophäen zu einem Hauptmotiv ausgebildet werden. Die Fabeltiere dieser Tische kehren in der sicher von Egell selbst geschnittenen Dekoration der Spiegelbekrönung wieder, deren Mitte von einer köstlichen Frauenmaske eingenommen wird (Abb. 12). Die Fortführung dieser dekorativ-figurlichen Plastik erfolgt in den darüber liegenden phantasievollen Stukkaturen an der Wand

(Abb. 11) und in der Hohlkehle dieses Raumes. Wie hingehaucht ist diese Dekoration, unter der Hand des Meisters verflüchtigt sie sich zu ungebundenem Leben. Alle geometrischen Grundlagen verleugnend, baut der Meister kühne Phantasien in Wand- und Deckenfriesen auf und läßt sie in der überschwänglichen Bewegung der Möbel ausklingen. Es sind geistreiche Improvisationen und vielgestaltige Abwandlungen zu den Motiven: Putto, Drache, Muschel, Maske, Trophäe, in Verbindung mit Akanthusranken und naturalistischem Blumenwerk. Ueberall findet sich der fein geschnittene Frauenkopf mit dem zynischen Lächeln oder spöttisch grinsende Satyr- und Bocksmasken im Verein mit Bildungen erotischen Ursprungs.

Der ganz reife Stil des Mannheimer Rokoko findet sich an zwei Pfeilerspiegeln im Möbelsaal des Schloßmuseums (Abb. 13). Die plastischen tief unterhöhlten Formungen des Muschelwerks erscheinen in allen erdenklichen Bereicherungen und sind doch durch sicheres Gefühl für Raumdekoration gebändigt. Die Krümmung des Drachen ist in den reichen Linienfluß einbezogen. Ob hier Egell als ausführender Meister genannt werden darf, steht dahin. Doch kann ein solches Werk nur eine phantasievolle Persönlichkeit geschnitten haben, für welche die Technik keinerlei

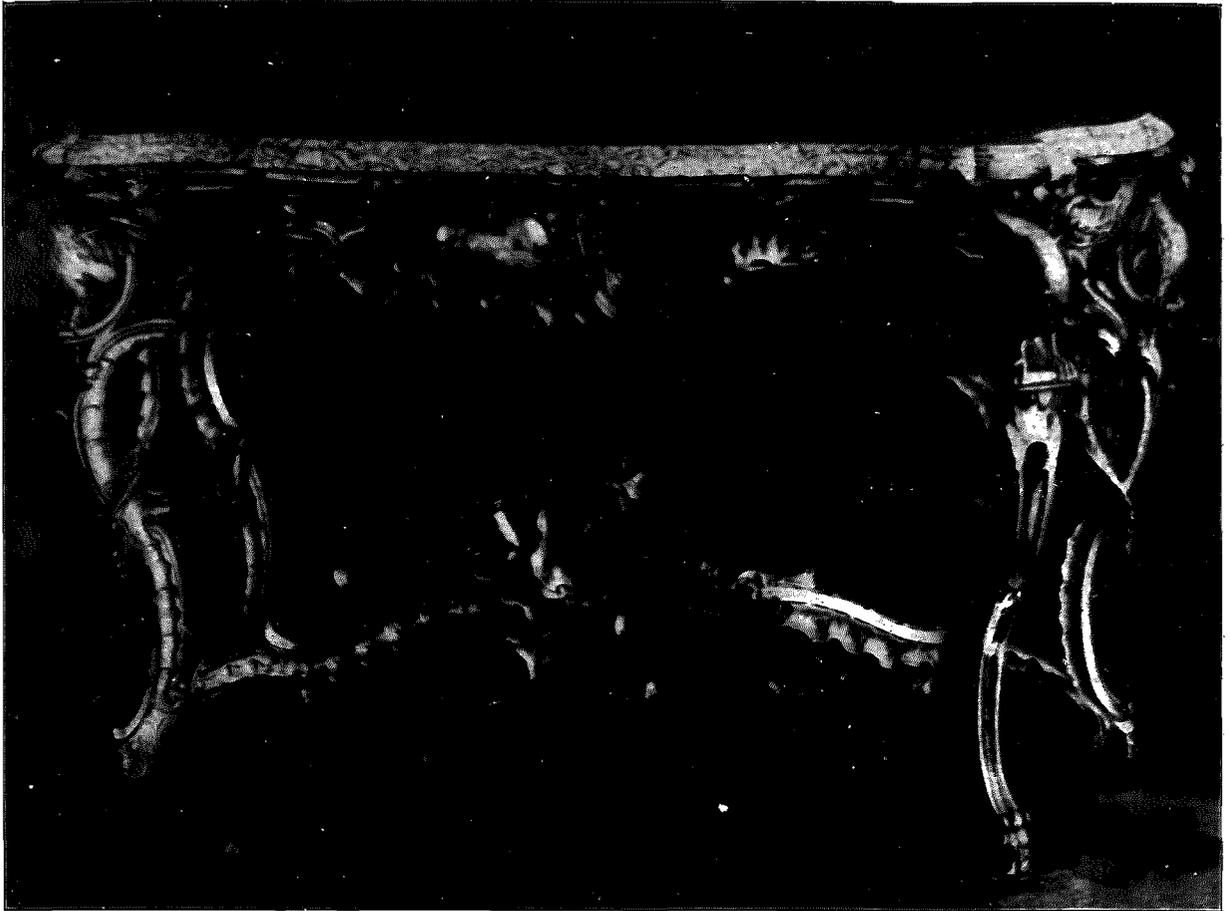


Abb. 8. Konfoltisch, holzgeschnitz, vergoldet, um 1745, Schloßmuseum Mannheim, Möbelsaal (Nr. 417).

Hindernis mehr bildete. Auffallend ist die Ähnlichkeit mit dem Ornamentwerk von Egell's Oggersheimer Schöpfung und seines großen Berliner Altars. Es genügt, auf das köstliche Blumenwerk, auf die seitlichen Palmwedel und auf das fortlaufende Leistenwerk in der Kehle hinzuweisen.

In fünf Lambris-Schnitzereien (Schloßmuseum, Kabinett 415, Abb. 14-17) treten Allegorien der Künste und Wissenschaften auf, die vielleicht nicht alle von Egell geschnitzt sind, sicherlich aber aus seiner Werkstatt hervorgingen. Motive, wie die Satyrbüste auf der Verherrlichung der Bildhauerkunst kehren wörtlich in den Stukkaturen des Blauen Saales im Schloß (Nr. 418) und an der Portalbekrönung des Palais Thurn und Taxis in Frankfurt a. M.⁶⁾ wieder. Diese genrehaften Puttenszenen nähern sich in ihrer kompositionellen Anordnung Egells Entwürfen zu dem 1743 entstandenen Buchschmuck der *Scriptores Historiae Romanae*, die Philipp Hieronymus Brinckmann in Radierungen vervielfältigt hat⁷⁾. Das Liniengefüge greift subtil ineinander über und bleibt doch übersichtlich im Umriß.

Auch zwei Kandelaber (Abb. 6) scheinen in diesen Kreis zu gehören. Weich in der Modellierung des plastischen Schmucks, erinnern sie an improvisierte Stucktechnik. In der Erfindung des Muschel-

und Blumenwerks stehen sie im Zeichen üppigster Kokokolaune. Die Umrisse sind in fröhlichem Schnörkelspiel gebrochen, tragende und rahmende Teile in reichen Kurvenzügen gebildet. In Einzelheiten ergeben sich Übereinstimmung mit der Ornamentik des Brunksfargs, den Egell 1742/43 für den Kurfürsten Carl Philipp schuf. Die Vergoldungsarbeiten wurden von dem Hofmaler Johann Theodor Lehr (auch Löhr geschrieben) und nach dessen Tode (1746) von der Witwe der „Hofvergulderin Constantia Leerin“ ausgeführt. Das Schnitzmöbel rechnet mit der Vergoldung, sie bildet, wie dies schon im Mittelalter Übung war, die Verkleidung des Holzes.

Bei den hier besprochenen Möbeln wird nicht alles bis in die letzten Kleinigkeiten hinein eigenhändige Arbeit Paul Egells sein. Gesellen sind wohl mit am Werk gewesen. Vielleicht haben wir gerade bei den Konfoltischen der dreißiger und vierziger Jahre nach einem höchstbegabten Schnitzer aus seinem Kreis zu suchen, dessen Namen wir noch nicht kennen. Allein der Geist des Meisters ist überall spürbar. Gerade diese Gruppe, die wir zum Gegenstand der Betrachtung gemacht haben, zeichnet sich gegenüber den wenigen Schnitzmöbeln kurpfälzischer Herkunft, die sich noch erhalten haben, durch eine persönliche Note aus, ganz abgesehen davon, daß sie in ihrer bild-



Abb. 9. Paul Egell, Taufbecken, Marmor, Sandstein, Holz, teilweise vergoldet, 1736, Jesuitenkirche Mannheim.

hauerischen Leistung vortrefflich sind. Wir wissen, daß Egell, als er 1739 den Auftrag zum Hochaltar der Unteren Pfarrkirche erhielt, sich verpflichtete, nicht nur die Figuren, sondern auch „Zieraten und Architektur“ zu schnitzen. Für die Fertigung der Möbelkörper kommt der Hoffschreiner Franz Zeller in Frage, der auch bei dem umfangreichen Berliner Altarwerk in Gemeinschaft mit Egell gearbeitet hat⁸⁾. Indessen ist sein künstlerischer Anteil hier ohne Belang. Dieser vielbeschäftigte Meister wird ausdrücklich als „Cabinetschreiner in eingelegter Arbeit“ be-

Abb. 10. Taufbecken, holzgeschnitzter Deckel, 1736, Jesuitenkirche Mannheim.



Abb. 11. Paul Egell, Spiegelbekrönung und Stukkaturen um 1750. Schloßmuseum Mannheim, gelber Saal (Nr. 416).

zeichnet. Er ist der begabteste Ebenist am Mannheimer Hofe, der gleich Jacob Rieser⁹⁾ nach eigenen Entwürfen und nach Pigages Vorzeichnungen ausschließlich furniertes Möbel fertigte. In einer späteren Abhandlung soll auf diese Gattung des kurpfälzischen Möbels, das die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts vornehmlich beherrscht, ausführlich eingegangen werden.

Von den gleichzeitig mit Paul Egell tätig gewesenen Bildhauern gibt es nichts, was sich mit dieser Leidenschaftlichkeit des ornamentalen Gefüges und der unübertrefflichen Materialbehandlung, wie sie bei dem vorgeführten Mobiliar deutlich wird, nur annähernd vergleichen ließe. Johann Mathäus van den Branden, der das Schnitzwerk der kurfürstlichen Hofloge in der Unteren Pfarrkirche 1741 schuf, ist unendlich viel magerer und steifer im Stil. Auch Egell's Sohn Augustin, der 1752 zu Schnitzereien an der Kanzel und am Orgelkasten der Jesuitenkirche herangezogen wurde, und Mitte der fünfziger Jahre gemeinsam mit van den Branden das Ornamentwerk im großen Bibliotheksaal und den Galeriefälen des Mannheimer Schlosses in Auftrag erhielt, ist temperamentloser und robuster in der Behandlung des Muschelmotivs und Pflanzenornaments. Nichts ist aufschlußreicher, als ein Vergleich der im wesentlichen bis zur Mitte des Jahrhunderts vollendeten Holz-

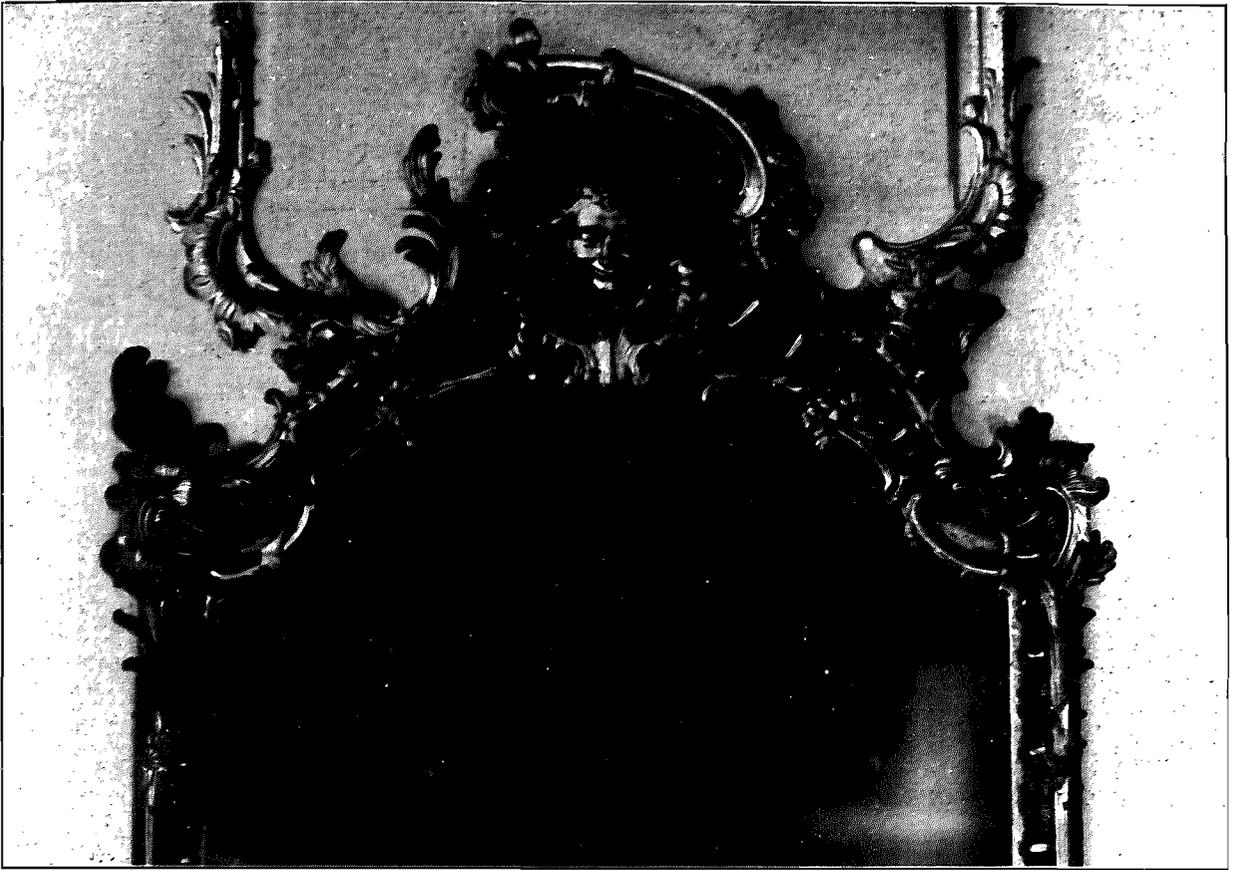


Abb. 12. Paul Egell, Spiegelkrönung mit Maske, holzgeschnitten, vergoldet, um 1750. Schloßmuseum Mannheim, gelber Saal (Nr. 416).

dekoration im Mittelbau des Mannheimer Schlosses mit der des Ostflügels, die erst nach Paul Egell's Tode (1752) in Angriff genommen wurde. Als der Schloßbaumeister Hauberat 1751 starb, erschien Pigage als ausführender Architekt am Mannheimer Hofe. Für ihn, als den Vorkämpfer des Klassizismus in Deutschland, gewinnt der Louis=XVI-Stil in seiner frühesten Entwicklung praktische Bedeutung. Gerade in den Kabinetten des Ostpavillons im Schloßmittelbau vollzieht sich bald nach seinem Auftreten der Umbruch mit aller Entschiedenheit. Hier wechseln auch die ausführenden Hände. Noch einmal läßt sich der reine und reife Rokoko-Stil in den Schnitzereien im Kabinett der Kurfürstin und in den Supraporten der Galeriefäle verfolgen, die in ihrer technischen Behandlung ganz im Sinne Paul Egell's durch dessen Sohn Augustin ausgeführt worden sind. Die nachfolgenden Bildhauer wie Verschaffelt und Link haben kaum Nennenswertes zum Schmuck des Mobiliars geliefert. In der Folgezeit wird die Schnitzarbeit verdrängt durch die Marketerie, die ein aus wertvollen Holzarten zusammengesetztes Furnier ist, das dem Kernholz aufgeleimt wird. An die Stelle des Bildhauers ist der Ebenist getreten.

In diesem Zusammenhang darf, gleichsam als Bestätigung für das Gesagte, noch eines bisher unveröffentlichten Werkes Paul Egell's gedacht werden:

des Taufbeckens in der Mannheimer Jesuitenkirche¹⁰), dessen Bildhauerschmuck vergoldet ist. Es steht wohl außer Zweifel, daß es sich hierbei um den verschollen geglaubten „marmorsteinernen Taufbrunnen“ handelt, den der Meister im Juni 1736 vollendet hatte, und dessen ursprünglicher Standort die untere Pfarrkirche am Marktplatz war. Der Anteil des Bildhauers besteht in dem aus Stein gehauenen Kinderpaar, welches das ovale Marmorbecken trägt und dem

Abb. 13. Spiegelbekrönung, holzgeschnitten, vergoldet. Schloßmuseum Mannheim, Möbelsaal (Nr. 417).



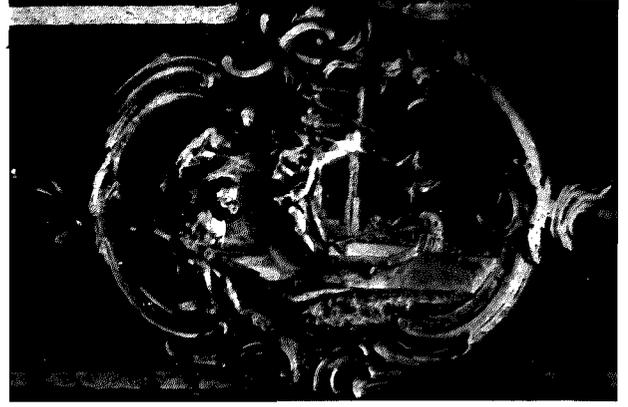


Abb. 14, 15. Paul Egell, Verherrlichung der Naturwissenschaft, des Handels und der Schifffahrt. Lambris-Schnitzereien, vergoldet, um 1750. Schloßmuseum Mannheim, Kabinett 415.

holzgeschnitzten ornamentierten Deckel mit den beiden sich küssenden Puttenköpfen (Abb. 9, 10).

Noch ein kirchliches Mobiliar darf zum Vergleich herangezogen werden: die beiden kurfürstlichen Oratorien in der Mannheimer Jesuitenkirche (Abb. 18). Die Baurechnungen geben zuverlässige Auskunft, daß Paul Egell seit 1749 eigenhändig an der Fertigung ihrer Dekoration tätig war¹¹⁾. Die zarten Blumengehänge auf dem dachartigen Abschluß zeigen die besondere Begabung des Bildhauers für das pflanzliche Ornament. Trotz aller Wiederkehr gleichartiger Formenelemente nirgends schablonenhafte Langeweile. In dem anmutigen Bewegungsmotiv der spielenden Putten, die den Kurhut und die Kette des Hubertusordens halten, ist die Hand des Meisters noch deutlich vernehmbar, doch scheint bei der Ausführung Augustin Egell mitbeteiligt gewesen zu sein. Für die geistige Urheberchaft darf der Bildhauer selbst in Frage kommen, wenn man die im kurpfälzischen Museum in Heidelberg verwahrte Vorzeichnung heranzieht, die dem Meister zugeschrieben wird. Dieser Altersstil ist von der gleichen temperamentvollen Haltung, die den Stukkaturen eigen ist. Süd-deutsch-italienische Formfülle im Sinne Alessandro

Galli Bibienas, des größten Dekorateurs am Mannheimer Hofe, paart sich hier mit der Abgeklärtheit des Westens, als deren charakteristische Vertreter Hauberat und Pigage zu gelten haben. Es ist für den Wandel des Geschmacks bezeichnend genug, daß Paul Egell seinen Sohn zur Ausbildung nicht nach Italien, wo er selbst studiert hatte, sondern nach Paris geschickt hat.

Die Schnitzereien an der Kanzel und an der Orgel der Jesuitenkirche hat Egell nicht mehr fertigen können. Der Tod nahm ihm den Meißel und das Stechisen am 11. Januar 1752 aus der Hand. Aber sein Sohn hat sie noch ganz in seinem Sinne, wenn auch handwerklich vergrößert, vollendet und Constantia Leer hat im Jahre 1754 die Vergoldungsarbeiten ausgeführt. Dieses hochentwickelte Kunsthandwerk erlebt, wie erwähnt, noch einmal in einigen Surporten-Schnitzereien in den Galeriefälen des Schlosses eine äußerst belebte, von Figuren und Pflanzmotiven durchsetzte Dekoration, die in der Art der zügigen Technik das große Vorbild ahnen läßt. Hier wie dort zeigt sich die flotte, geschmeidige Ornament- und Blumenbehandlung und die ungenekere Gestaltung des Figürlichen. Das größere künstlerische Vermögen Augustin Egells scheidet sich hier von dem handwerklicheren Können des Johann Mathäus van den Branden.

Vielseitig anregend war das Schaffen Paul Egells für den bildhauerischen Schmuck der Innenausstattung. Seine Kunst ist aber zugleich tief mit dem Volksleben der Zeit verwurzelt gewesen. Dafür noch ein Beispiel: Die Totenkopfmaste an der Grabtafel der Gräfin von Schaumburg-Lippe in der Trinitatiskirche¹²⁾, die der Meister 1726 schuf und die in Zinnfuß zur Ausführung gelangte (siehe Schlußvignette). Die geflügelte, mit einer Rose geschmückte Maste, deren eine Hälfte der Wurm zernagt und des Fleisches beraubt hat, ist von symbolischer Bedeutung. Dem Vergänglichem ist das ewige Leben gegenübergestellt in der Gestalt des Frosches, der am Rinn in die Höhe klettert. Der Mensch verwest und wird vom Wurm zerfressen, der Frosch verwest nicht, sondern vertrock-

Abb. 18. Paul Egell, Bekrönung des kurfürstlichen Oratoriums der Mannheimer Jesuitenkirche, um 1750.

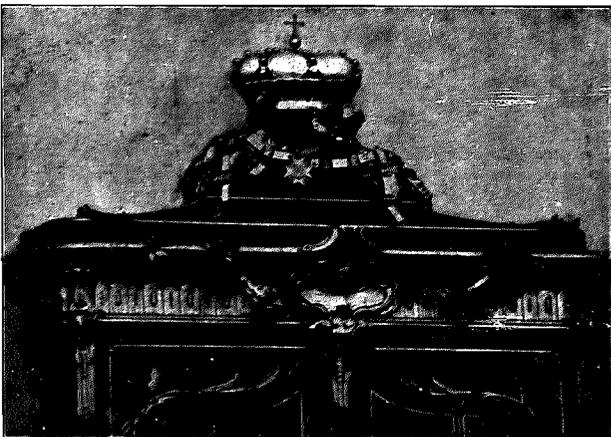




Abb. 16, 17. Paul Egell, Verherrlichung der Bildhauerkunst und der Malerei. Lambris-Schnitzereien, vergoldet, um 1750. Schloßmuseum Mannheim, Kabinett 415.

net nur. Im deutschen Aberglauben spielt der Frosch als Teufels- und Hexentier eine große Rolle. Man sagt, wenn der Frosch zum dritten Male schreit, muß der Mensch sterben. Frösche im Haus bedeuten einen Todesfall. In der Volksmedizin heißt der Frosch Krankheiten oder sie werden auf ihn übertragen. Wer den Frosch verachtet, hat es mit dem Leben zu büßen. Von diesen Gesichtspunkten aus betrachtet, offenbart sich Paul Egells bewegliches Künstlertemperament in volkstümlicher Weise. Hier, da sich rein Menschliches ankündigt, spürt man, wie sehr der Meister mit der großen künstlerischen Tradition des Mittelalters und

den gläubigen Ueberlieferungen des deutschen Volkes verknüpft gewesen ist.

Diese Untersuchungen wollen nichts weiter sein, als ein Beitrag zur vertieften Erkenntnis des Schaffens unseres großen einheimischen Bildhauers, zugleich auch ein erster Versuch, die verwickelte Geschichte der Mannheimer Dekoration im 18. Jahrhundert zu entwirren. Dem Jubilar, der gerade in uns Jungen die Liebe zu unserer Heimat und das Verständnis zur Erschließung ihrer Kunst und Kultur unermüdlich gefördert hat, seien sie zum achtzigsten Geburtstag in herzlichster Dankbarkeit gewidmet.

Anmerkungen:

¹⁾ Vgl. Mannheimer Geschichtsblätter 1927, Sp. 213 ff. und 1928, Sp. 223 ff.

²⁾ Herausgegeben von der Museumsdirektion, Mannheim, 1926.

³⁾ Zeitschrift des deutschen Vereins für Kunstwissenschaft, Berlin, Jahrgang 1934, Heft 3, S. 141. Weitere Egell-Literatur siehe Mannheimer Geschichtsblätter, Jahrgang 1934, Heft 1/3 und ebenda Jahrgang 1934, Heft 10/12, Sp. 197 ff.

⁴⁾ Vgl. Mannheimer Geschichtsblätter 1934, Heft 4/6, Sp. 103 ff. Von den Möbelpaaren bringen wir jeweils nur eine Abbildung.

⁵⁾ Geheimes Hausarchiv München, Inventarium über die von weyland des Herrn Pfalzgrafen und Erbprinzen zu Pfalz-Sulzbach hinterlassenen Pretiosen, rückichtlich hochderoerelben Schuldenweßens 1729/30 Nr. 1197, Tom. 5. Pag. 553.

⁶⁾ Hauberat war durch Robert de Cotte zum Bauleiter am Palais Thurn und Taxis in Frankfurt a. M. ernannt worden und hat Egell zum bauplastischen Schmuck herangezogen. Siehe Feulner a. a. D. Abb. 5, 6, 7.

⁷⁾ Vgl. Kurt Martin, der Bildhauer Paul Egell als Graphiker, Oberrheinische Kunst, Band 1933, Freiburg i. Br.

⁸⁾ Vgl. Willy Dejer, um das Schicksal einer alten Pfarrkirche, Mannheim 1934. Zeller hat u. a. auch die Totenlade für den Kurprinzen Joseph Carl von Sulzbach in Oggersheim gefertigt. Urkundlicher Beleg wie Anmerkung 5. Es wäre nicht ausgeschlossen, daß Franz Zeller gelegentlich auch Schnitzereien gefertigt hat. Sein älterer Bruder Sigismund, der spätere Hofbaumeister, hat sich gleichfalls als Bildhauer betätigt und in Stams (Tirol) den Kokoko-Altar der heiligen Blutkapelle geschaffen. Vgl. Georg Dehio, Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler, Oesterreich, Band 1, S. 491. Siehe auch: W. W. Hoffmann im Neuen Archiv für die Geschichte der Stadt Heidelberg und der Kurpfalz, Band XIII, S. 290

bis 310. Ferner: Max Arnim, Johann Friedrich von Uffenbachs Reise durch die Pfalz, 1731; Kleine Schriften, Heft 2, herausgegeben vom Mannheimer Altertumsverein 1928.

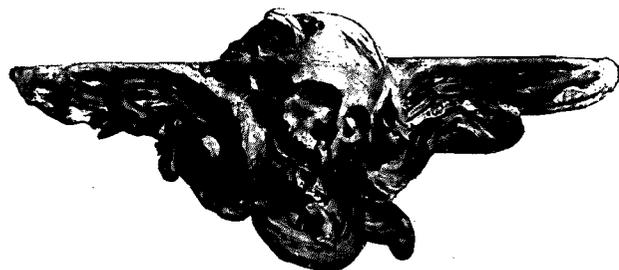
⁹⁾ Generallandesarchiv Karlsruhe i. B., Acta den zum Hofebenisten auf und angenommenen Jacob Kießer betr. 1763, 1765, 1767, 1776. Ein reich eingelegetes, signiertes Tischchen von Kießer wurde auf der Auktion Rudolph Lepke in Berlin am 15., 16. 11. 1934 versteigert und ist inzwischen in Privatbesitz gelangt. Freundliche Mitteilung des Herrn Hans Huth, Berlin. Katalog Nr. 94, Abb. Tafel 5. Weitere Arbeiten Kießers lassen sich im Schwesinger Schloß nachweisen, wovon ich demnächst berichten werde.

¹⁰⁾ Auf das Laufbecken hat mich Herr August Würth, Mannheim, gütigst aufmerksam gemacht.

¹¹⁾ Vgl. Leopold Göller im Neuen Archiv für die Geschichte der Stadt Heidelberg und der Kurpfalz, 14. Band, Heidelberg 1929, S. 106. Die zugehörige Handzeichnung im Kurpfälzischen Museum Heidelberg. Inv. VIII, 459.

¹²⁾ Vgl. Mannh. Geschichtsblätter 1930, Heft 5, Sp. 99 f.

Abb. 19. Paul Egell, Totenkopfmaste an der Grabtafel der Gräfin von Schaumburg-Lippe, 1726. Mannheim, Trinitatiskirche.



Geschichte der Mannheimer Besuchskarte

Von Jos. Aug. Beringer

Auch so kleine und unscheinbare Dinge, wie die Besuchskarten es heute geworden sind, haben eine inhaltsreiche Geschichte. Sie sind seit Jahrhunderten oder, wenn man in die alten, östlichen Kulturen zurückgreifen will, seit Jahrtausenden Zeichen des gesellschaftlich-kulturellen Lebens und der Sitte des Verkehrs unter den Menschen. Von den Chinesen wissen wir durch Forschungsreisende, daß ihre Mandarinen abendländischen Besuchern Streifen ihres aus Seide hergestellten Papiers entgegen schickten, die mit dem Namen des Mandarinen in chinesischen Schriftzeichen

beschrieben waren. Dies galt als Zeichen, daß der Besucher empfangen werde. Alfred Brehm hat in seinen Vorträgen über seine Reisen in der Tartarei nie vergessen zu erwähnen, daß ihm, altem Brauch gemäß, der Mandarin zu seinem vom deutschen Reich gut geheißenen und an auswärtige Mächte empfohlenen Besuch eine meist ellenlange rote Besuchskarte auf starkem Chinapapier beim Eintritt in dessen Verwaltungsbezirk entgegen gesandt habe mit der mündlichen Meldung, sein Besuch sei willkommen. Allerdings ist der Gebrauch der Besuchskarte dort dem unsrigen entgegengesetzt, indem dort der Besuchsempfänger dem ihm angemeldeten Besucher die Karte entgegenschickt.

Auch im alten Rom scheinen Besuchskarten (*schaedulae salutariorae*) im Gebrauch gewesen zu sein, sei es in Form von Wachstäfelchen oder in Abdrucken von Siegelringen, so daß diese als Persönlichkeitszeichen und Anwesenheitsbekundungen zu gelten hatten, wie sie sich in den Einzeichnungslisten bei Glückwünschen zu Neujahr oder an Geburtstagen an Fürstenhöfen erhalten haben. Auch in den Anwesenheitslisten bei Versammlungen und Beratungen sind noch Spuren der alten Persönlichkeits- und Anwesenheitsbekundungen nachwirkend, wie auch die Einträge berühmter Persönlichkeiten in die bekannten, sogenannten „goldenen Bücher“ der Städte, Fürstentümer, Klöster und anderer beachtlicher Orte als eine Art Besuchskarte angesehen werden können. Ebenso klingt in den sogenannten „Stammbüchern“ etwas Derartiges nach.

Immerhin ist der Zusammenhang dieser alten Formen mit den Besuchskarten unserer Zeit nicht ganz sicher nachzuweisen. In den Stürmen der Weltneugestaltung nach dem Untergang des römischen Reiches sind uns keine Brücken aus den alten Verkehrs- und Persönlichkeitsbezeugungen in die neue Staatenbildung bekannt geworden. Die eigentliche „Besuchskarte“ scheint im Abendland erst in der Mitte des Cinquecento (in deutscher Redeweise sechzehntes Jahrhundert) wieder aufgekommen zu sein. Als erste Versuche in dieser Richtung dürfen, nach Jean Grand-Carterets Notizen in den „vieux papiers“, die Papierstreifen mit den Namensinschriften angesehen werden, die von deutschen Studenten bei den Professoren abgegeben wurden, wenn die Studierenden sich an den Universitäten zu Bologna und Padua um 1550 anmeldeten. Indessen werden diese frühen Karten, wie sie im Museo civico zu Venedig aufgelegt sind, heute mehr als Erinnerungszeichen, denn als „Besuchskarten“ betrachtet. Jedenfalls sind sie Persönlichkeitszeichen der ihres Wertes und ihrer Erscheinung bewußten Leute meist reiferen Alters, die sich den Studien hingaben.

In Italien sind die frühesten Persönlichkeitszeichen auch im Geschäftsleben in Gebrauch gewesen, was dem aus der Renaissance stammenden Hervortreten von Persönlichkeiten im Weltgetriebe entspricht. So sind die „*Emblemata nobilitatis*“, eine Art Geschäfts- oder Erinnerungszeichen von den sich und ihre Geschäfte empfehlenden Personen, wie sie sich in verschiedenen Sammlungen vorfinden, die Uebergänge zu den Besuchskarten (*biglietti di visita italiani*), die auch als Einlagen in die Stammbücher Verwendung fanden und schon zierhafte, stechmerische Ausschmückung aufweisen. Aber auch rein buchdruckmäßige Blätter hochgestellter Persönlichkeiten sind aus dem 16. Jahrhundert bekannt, die die Mitte halten zwischen Erinnerungsblättern und Besuchskarten. Gewiß stehen diese einfach oder zierhafter behandelten Blätter im Zusammenhang mit der sich vervollkommnenderen Kunst des Druckens in Hoch- und Tiefdruck, dem Buch- und Kupferdruck.

Sicher nachgewiesen ist der Gebrauch der Besuchskarten im 17. und 18. Jahrhundert unter Ludwig XIV. (1643—1715) in Frankreich. Man benützte damals Spielkarten (Kartonblätter), auf denen der Name eingeschrieben oder als Wappen eingedruckt sich fand. Man darf den Anfang des 18. Jahrhunderts als die Zeit der Einführung und Vollendung der neuen Mode annehmen, da die Zeitkritiker in diesen Jahren deutlich von der „Besuchskarte“ (*cartes pour visites*)



Besuchskarte des Bi-bao-mo (das ist: Otto Jul. Bierbaum, der an der Auslandsschule in Berlin studierte).

sprechen. Aus Frankreich kam sie um die Jahrhundertmitte sicher auch nach Deutschland. Der damalige Konferenzminister des Kurfürsten Carl Theodor von der Pfalz, Baron Beckers, der 1759 in diplomatischen Angelegenheiten in Paris weilte, hat eine große Anzahl solcher von französischen Würdenträgern und Adligen abgegebenen Karten empfangen, die jetzt im Geh. Staatsarchiv in München aufbewahrt werden. Es sind meist handschriftlich auf Kartonstreifen geschriebene Namen aus der damaligen Hofgesellschaft zu Paris. Gestochene oder ornamentierte Karten befinden sich nicht darunter.

Als bald zerfielen die Besuchskarten in zwei Gruppen: in die Kartenblanketts oder Rahmenkarten und in die persönlichen Karten. Erstere wurden meist bogenweise in Kupferstich hergestellt, mit figuralem, ornamentalem oder architektonischen Darstellungen versehen, in die der Name handschriftlich eingetragen wurde. Die Streifen oder Bogen waren allgemein in Papiergeschäften käuflich und kamen, einzeln abgeschnitten und mit den Namensinschriften versehen, in den Verkehr. Solche persönlich geschriebene Besuchskarten sind auch heute noch, aber meist ohne vorgedruckte Ornamentik, im Gebrauch und gelten als persönlichere Besuchsblätter, als es die gedruckten, mit Verzierungen versehenen, sind. Vielfach haben Kartenbesitzer ihre Heimat oder ihre Beamtenstellung durch eine architektonische Verzierung oder eine ortsbestimmende Darstellung charakterisiert, so z. B. sind Personen des römischen Kirchenstaates durch eine Kirche (Pantheon) oder der venezianischen Republik durch eine Gondel in den Kanälen näher bezeichnet. Andere Rahmenkarten sind durch figurale oder auch ornamentale Darstellungen über das Niveau des glatten Kartonblattes herausgehoben.

Die persönlichen Karten sind durch einen vom Künstler und vom Benutzer vereinbarten und nur für den Karteninhaber geschaffenen Zierat aus der all-

Abb. 2. Persönl. Karte des Buchhändlers G. I. Göschel.
(18. Jahrhundert.)



Abb. 3. Karte von Jakob Friedr. Dyckerhoff (Mannheim)
Anfang des 19. Jahrhunderts.

gemeinen Verwendung und Verkäuflichkeit aus-
geschieden und sind nur dem persönlichen Gebrauch zu-
ständig.

Die damals in Italien, in Frankreich und Deutsch-
land in hoher Blüte stehende Kupferstechkunst hat
in reizvoller Fülle der modisch gewordenen Besuchs-
karte gedient. Bekannte Künstler der Zeit haben von
den sogenannten Kleinmeistern an bis ins 19. Jahr-
hundert eine Ueberfülle von Motiven landschaftlicher,
architektonischer, figuraler und dekorativer Art auf
den Besuchskarten und anderen Gebrauchsgraphiken
entwickelt. Man braucht sich nur der Deiwres von
Tiepolo, Verlotto, Volpato, Rosaspina, Morghen,
Anderloni in Italien, an die Namen von Audran,
Berain, Boucher, Drevet, Lemire, Ponce, Choffard,
Marillier, Gravelot, Eisen u. a. in Frankreich zu er-
innern, die teilweise auch durch Lehre und Leistung
nach Deutschland hin gewirkt haben, wo sie in Berlin
und anderswo in Reich, Kilian, Schmidt, Dietrich,
Baufe, Bartsch, Chodowiecki, in den Augsburgern
Verhelst, Nilson, in den Mannheimern Kobell, Sint-
zenich, Kieger u. a. ihre Nachahmer und Nachfolger
fanden. Hierher wirkten besonders von Frankreich
her der Hesse Wille in Paris und von England her
der angliisierte Italiener Bartolozzi mit seiner
Stecherschule in London.

Diese vom Ausland her einströmenden Kunstweisen
wurden von Verhelst, von F. Kobell und von Sint-
zenich in eigenem Sinn zu Mannheim weitergebildet.
Auch die italienische Einströmung fehlte nicht durch
das Kunsthändlergeschlecht der Artaria, die gern ita-
lienische Stecher, wie Anderloni, Morghen u. a. her-
anzogen.



Abb. 4. Karte des Minister von Oberndorff (18. Jahr.) von H. Singenich.

In Mannheim selbst wurden meines Wissens bis jetzt nur zwei ausgesprochene Besuchskartenkünstler namhaft gemacht. So stark und füllig auch das Werk der Mannheimer Graphiker ist, von Brinkmann an bis etwa Bissel und Dyckerhoff, d. h. von der Mitte des 18. bis ins erste Viertel des 19. Jahrhunderts, so ist es doch auffallend, wie wenige künstlerische Besuchskarten sich aus diesen dreiviertel Jahrhunderten erhalten haben. Es sind m. W. im ganzen nur vier Stück. Die ersten Drei rühren von H. Singenich her für den Grafen Oberndorff, die vierte von Jakob Dyckerhoff. Alle Blätter sind charakterisiert durch die Technik ihrer Zeit.

Die ältesten Blätter, von dem aus der Bartolozzi- schule aus England heimkehrenden Heinrich Singenich dem damaligen kurpfälzischen Minister Grafen Oberndorff, dessen Gattin und dem Sekretär Schmitz gewidmet, sind echte Kinder der 80er Jahre des 18. Jahrhunderts und der von dem Italiener Bartolozzi in London eingeführten und dann über die ganze damalige Kulturwelt verbreiteten Punktier- radierung: Die spielerische Vignette mit der Palette und rechts davon der Name des Karteninhabers. Das Blatt an Oberndorff ist ein Geschenk von Singenich, der wohl wußte, wie es zu werten war, da Bartolozzi, sein Lehrer, für eine Karte der Lady Besselborough 20 £ (etwa 400 M.) verlangte. Chodowiecky forderte für eine Besuchskartenplatte einen Friedrichsd'or (etwa 16 bis 17 M.). In England und Frankreich war es gesellschaftlicher Zwang, sich Besuchskarten stechen oder drucken zu lassen. In Deutschland war es eine persönliche Sache des Kartenin-

habers, die an den Hauptorten der Kunst von den fast handwerksmäßig stehenden Künstlern in Berlin, Dresden, Leipzig, Augsburg etc. ausgeübt wurde.

Die Besuchskarte Dyckerhoffs stammt aus Berlin. Der Studiosus matheseos (wie die Bestiffenen des Hoch- und Tiefbauwesens genannt wurden) Jakob Dyckerhoff war 1797 von Göttingen nach Berlin an die Bauhochschule übergesiedelt. Dort hat sich J. Dyckerhoff unter den Gilly, Langhans und Entelwein beruflich weiter gebildet und u. a. auch mit dem kunst- bestiffenen Kupferstecher Fr. Frick eine bis zum Lebensende dauernde Freundschaft geschlossen. Dieser Freundschaft verdankt Dyckerhoff seinen Kupferstich. Die ersten Jahre seiner Beamtung in Kurpfalz ver- bringt er in Schwetzingen. Als Architekturstudent hat er sich mit den von Pigage im Schwetzingen Schloß- garten erstellten Bauwerken und mit den von den Plastikern Verschaffelt, Lamine, Grupello etc. ge- schaffenen Figuralwerken befaßt. Er zeichnete u. a. auch die von Lamine am Botaniktempel geschaffenen Sphingen. Das Abbild der einen schickte er seinem Freunde Frick nach Berlin, der ihm eine Besuch- karte mit der Unterschrift „Dyckerhoff, Ingenieur“ daraus formte. Das mag in den Jahren 1801 oder 1802 geschehen sein. So entstand die klassizistische Karte Dyckerhoffs, deren Platte noch erhalten ist.

In der auf die klassizistische Mode folgenden Bie- dermaierzeit zerfiel die Kunst der Gebrauchsgraphik allenthalben. Auch die Besuchskarte wurde formel- haft leer und unkünstlerisch. Von da an schrieb z. B. Dyckerhoff zu den Besuchszeiten (Neujahrs- und Amtsbesuche u. s. f.) seinen Namen handschriftlich mit der Kielfeder auf einen Papierstreifen. Als er 1815 von Mannheim nach Karlsruhe als Hofarchitekt ver- setzt wurde, ließ er eine Besuchskarte drucken. Sie lautete in lateinischem Tzendruck in Kursiv



Abb. 5. Karte der Freifrau von Oberndorff (Witwe) (18. Jahr.) von H. Singenich.

S. F. Dyckerhoff

Architecte de la Cour de S.A.R.
le Grand-Duc de Baden.

Als Dyckerhoff 1818 Hofbauinspektor und Oberingenieur in Mannheim wurde, schrieb er seine Besuchskarte wieder eigenhändig, wie es allgemein üblich wurde. So verflachte das einst so fein und sinnig gestaltete Gebilde der Besuchskarte nach und nach gerade in der gesellschaftlich so gepflegten Zeit der 20er bis 40er Jahre. Die Biedermaierzeit kannte nur die auf Glanzkarton lithographierte Besuchskarte, die heute auch ausgeschaltet zu werden beginnt und meist durch eine mehr oder minder geschmackvolle buchdruckerische Karte ersetzt wird.

In den 90er Jahren v. J. entstand eine Wiedergeburt der persönlichen Gebrauchsgraphik in künstlerischer Fassung. Die Bucheignerzeichen (Ex libris), Besuchskarten, Geburts-, Verlobungs- und Vermählungsanzeigen etc. wurden Mode und galten als Zeichen eines gepflegten künstlerischen Geschmacks. Hervorragende Künstler der neueren Zeit beteiligten sich an der Schaffung dieser Hausgraphik. Große Sammlungen dieser Gebrauchsgraphik entstanden. Die Literatur über das Werden und Sein dieser Graphik und ihrer einzelnen Abteilungen schwoll an, und die vornehmen staatlichen Graphiksammlungen, wie auch einzelne Private suchten den reich fließenden Strom in ihre Sammelkästen zu bannen. Auch diese Flutwelle verdient ihre bedeutame Würdigung in den Strömungen des Kulturlebens. Jedenfalls hat sie in der Künstlerschaft den Boden gelockert, die Talente für diese kleine und auch große Kunst frei und beweglich gemacht. Die Sammler sahen sich vor einem Meer reichhaltiger Bildungen und Formen, das kaum registrierend, geschweige denn sammelnd und ordnend zu bewältigen war. Daß diese Kunst eine völkische und zugleich internationale Sprache war, wurde ganz besonders an dem in allen Kulturvölkern erwachenden

Abb. 6. Karte des Landschafters Theodor Kotisch (München).
Mitte des 19. Jahrhunderts.

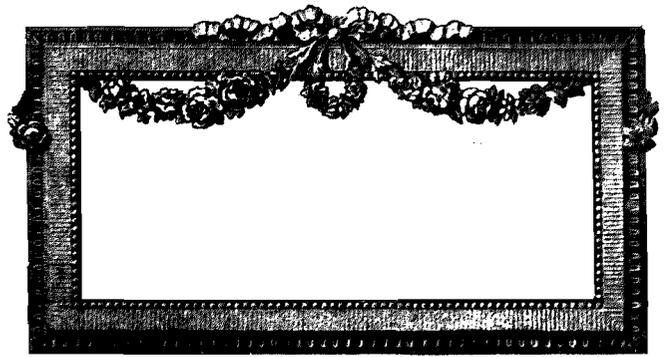


Abb. 7. Rahmenkarte. 18. Jahrhundert. (Der Name wurde eingeschrieben).

und ausreisenden Leben, jedes in seiner nationalen Formgebung und Geistigkeit, ersichtlich. Allenthalben entstanden auch pflegerische Organisationen großen Stiles und mit der entsprechenden literarischen Werbetätigkeit. Wir haben in Deutschland unter der derzeitigen Führung des Senatspräsidenten Walthers von Zur Westen, dessen geschichtlichen Forschungen ich hier gefolgt bin, im Exlibrisverein in Berlin wohl eine jetzt in der Welt an der Spitze stehende Einrichtung für jede Gebrauchsgraphik. Seine auf alle Gebiete der Gebrauchsgraphik sich ausdehnenden Sammlungen dürften unzweifelhaft gegenüber allen anderen Sammlungen den Rekord halten. Zur Westens Bücher und Schriften zur Gebrauchsgraphik stehen auf höchster Stufe.

Auch die persönliche Besuchskarte wurde Mitte der 90er Jahre des vorigen Jahrhunderts aus ihrem Dornröschenschlaf geweckt. Die anschwellende Exlibrisbewegung, Wettbewerbe, Preisauschreiben und Ausstellungen haben den Anstoß für Belebung auch der Besuchskarte gegeben. Nicht einmal 20 Jahre hat dieser Anstieg gedauert. Durch den Weltkrieg und die Revolte trat die Kultur der Gebrauchsgraphik, also auch der Besuchskarte, in den Hintergrund.

In Mannheim haben wir auch zeitweilig Anläufe zu Sammelvereinigungen und schöpferischen Künstlern auf diesem Gebiet gehabt. Im Trubel der hier sich jagenden spekulativen Kunstpflegerschaften sind diese Versuche zu gediegener Beschäftigung mit den Lebenswerten der Kunst nicht gekommen und nicht ausgereift.

An Papier, Tinte und Geltungsbedürfnis wird zwar immer noch ein großer Ueberschwang getrieben, als wären die alten Zeiten und ihr Brauchtum noch in Geltung, die von der Besuchskarte sagt: „Visitenkarten sind bequem — Und oft im Leben angenehm. — Wer danken will, schreibt drauf p. r. — das heißt zu deutsch: Ich danke sehr. — Willst ferner sagen du Adieu — So schreibst du einfach p. p. c. — Bringst einen Fremden du ins Haus, — So drückst du es durch p. p. aus. — Tut dir das Leid des andern weh,

— Schreibst auf die Karte du p. c. — Der Glückwunsch, was er auch betreff', — Er lautet einfach nur p. f. — Und in der Kart' ein Eselsohr — Bedeutet: „Ich sprech' selber vor“.

Wenn wir aus Anlaß des 80. Geburtstages unseres Ehrenvorsitzers, Herrn Geheimrat W. Caspari, diesen kleinen Ueberblick über unser Thema mit seiner

Besuchskarte brachten, so soll dies bei unsern Mitgliedern als eine Art Kartenabgabe im Bereich der Gebrauchsgraphik gelten und sowohl den Jubilar ehren, wie auch den Lesern die Anregung geben, sich mit dem kulturellen Wesen der Besuchskarte zu befassen, um unsere harten Zeiten durch einen Hauch von Schönheit oder Anmut zu verklären.



Abb. 8. Karte des Jubilars Caspari (Heidelberg)
von Ivo Puhonny, 1935.

Ein Mannheimer Erfinder des Zeigertelegraphen

Von Karl Lindauer

Für uns Menschen von Heute gibt es keine irdischen Entfernungen mehr, die sich nicht durch irgend eines der vielgestaltigen Mittel neuzeitlicher elektrischer Nachrichtenübertragung fast mit des Gedankens Schnelle überbrücken lassen. Darum vermögen wir uns kaum noch ein Bild zu machen von jener uns fast schon sagenhaft erscheinenden Zeit, wo der elektrische Telegraph dem Verkehr noch nicht zur Verfügung stand, einer Zeit, die doch erst 100 Jahre hinter uns liegt. In seinem Buch: „Der Telegraph von Gauß und Weber im Werden der elektrischen Telegraphie“ (Berlin 1933, herausgeg. vom Reichspostministerium) hat Dr. Ing. E. Fejerabend die ganze Entwicklung aufgezeigt und die hervorragende Pionierarbeit deutscher Forscher ins rechte Licht gestellt. Ihrer Bedeutung entsprechend belegen natürlich die Leistungen von Gauß und Weber die ersten Plätze, doch ist auch der Wettbewerber und Nachfolger gedacht. So finden wir unter den erfinderischen Köpfen auch einen Mannheimer Bürger: William Fardely, dem die nachfolgenden Zeilen nach Fejerabend gewidmet seien.

Der elektr. Telegraph war erst Anfang der 40er Jahre des vorigen Jahrhunderts technisch so weit entwickelt, daß seine praktische Nutzbarmachung als Ver-

kehrsmittel in größerem Ausmaß möglich war. Zu jener Zeit kamen in Deutschland hierfür nur die beiden Anwendungsgebiete Eisenbahn und staatliche (militärische) Nachrichtenübermittlung in Betracht. Die Bedürfnisse waren hier aber verschieden. In der Frühzeit der Entwicklung unseres Eisenbahnwesens war der Telegraph hauptsächlich ein Mittel zur Signalisierung im Fahrdienst. Die Fahrstrecken waren verhältnismäßig kurz. Die Uebermittlung von Nachrichten ging über wenige benachbarte Stationen kaum hinaus. Die Handhabung der Telegraphenapparate stellte an die Fahrdienstbeamten zwar keine großen Anforderungen — einfaches Ablesen von Zeigerapparaten beim Empfangen und das Drehen einer Scheibe oder das Drücken von Knöpfen beim Geben von Zeichen —, doch ist zu bedenken, daß für den Betriebsbeamten der Eisenbahn in den ersten Jahrzehnten das Telegraphieren nur eine Begleitaufgabe des Verkehrsdienstes war. Es mußte sich ohne besondere Ausbildung von jedermann bewerkstelligen lassen.

Ganz anders waren die Anforderungen der Staats-telegraphie. Diese diente nur der Uebermittlung von Nachrichten. Je größer die Entfernungen waren, auf

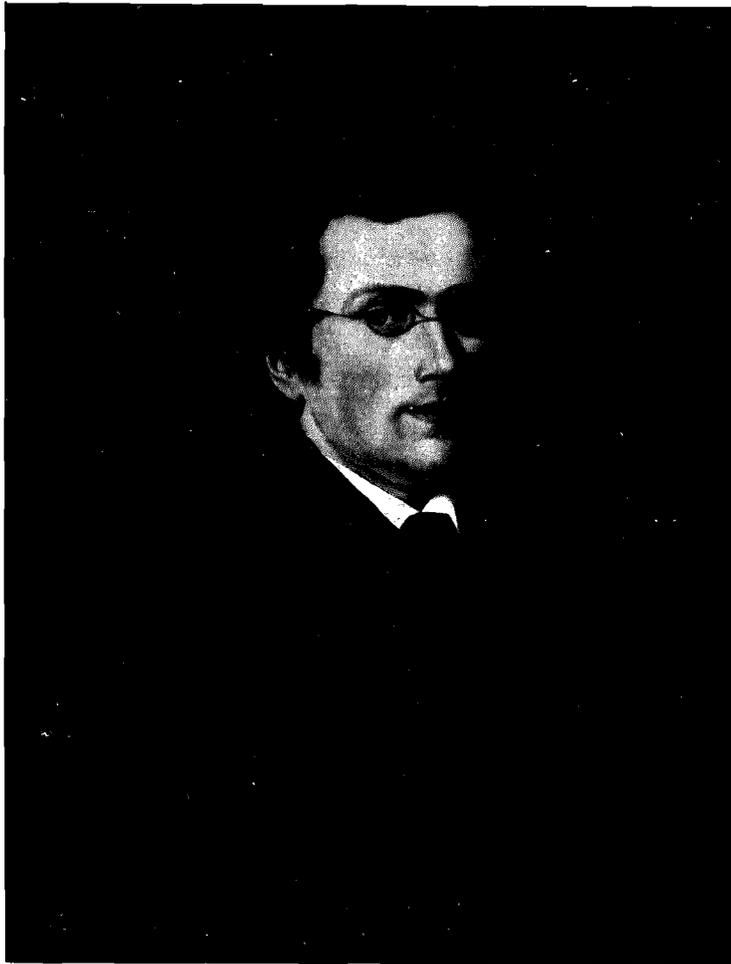


Abb. 1. William Fardely. Nach einem Ölgemälde von
L. Weißer (1836). (Schloßmuseum, im Besitz des Altertumsver.)

die ein Telegramm unmittelbar ohne Mitwirkung eines Dritten befördert werden konnte, um so besser erfüllte sie ihren Zweck, der in möglichst restloser Ueberwindung von Raum und Zeit verkörpert ist. Für den Betriebsbeamten ist hier das Telegraphieren Hauptaufgabe des Dienstes, für den er besonders vorgebildet werden muß. Einfachheit in Anlage und Bedienung ist zwar erstrebenswert, doch nicht unbedingte Voraussetzung. Für die Staatstelegraphie waren daher die Zeigertelegraphen nicht besonders geeignet, sie arbeiteten auf den Hauptlinien zu langsam und reichten nicht weit genug. Nur so ist es zu erklären, daß die deutschen Eisenbahnen sich unter Verwendung von Zeigertelegraphen den elektrischen Telegraphen früher dienstbar gemacht haben als die Staatstelegraphie. Die Aufgabe war für sie weniger umfassend.

Seine erste Verwendung im Eisenbahnbetrieb erfuhr der elektr. Telegraph in Deutschland im Jahre 1843 auf der Strecke Aachen—Konheide. Es handelte sich hier um eine Bahn mit Seilantrieb, geringe Länge der Strecke, einfache Verkehrsverhältnisse, leichte Betriebsbedingungen. Man benützte darum vereinfachte Zeigertelegraphen, die Cooke und Wheatstone für diesen Zweck hergestellt hatten.

Die Leitung war vierdrähtig:

2 dienten dem Anruf

2 dienten dem Telegraphen.

Schon ein Jahr später gelangte auf der Tamusbahn zwischen Kastel und Wiesbaden der Zeigertelegraph von William Fardely zur Einführung. Fardely war von vornherein bestrebt gewesen, die Kosten des Telegraphenbetriebes möglichst niedrig zu halten. Er arbeitete mit einer leicht gebauten oberirdischen Leitung unter Verwendung der Erde als Rückleitung — der erste Fall in Deutschland — und mit einfachen, billigen Apparaten.

William Fardely war zu Ripon in der Grafschaft York in England am 16. Febr. 1810 geboren. Seine Eltern — die Mutter war eine Deutsche aus Koblenz — siedelten 1820 nach Mannheim über, wo der Vater als Sprachlehrer tätig war. Ueber seine Jugend ist Näheres nicht bekannt, jedenfalls muß er eine gute Bildung erfahren haben. Als 30-jähriger reiste er im Jahre 1840 über Paris nach London und hatte dort während eines 2-jährigen Aufenthalts offenbar gute Gelegenheit, die ersten Erfolge von Cooke und Wheatstone im Eisenbahndienst kennen zu lernen und

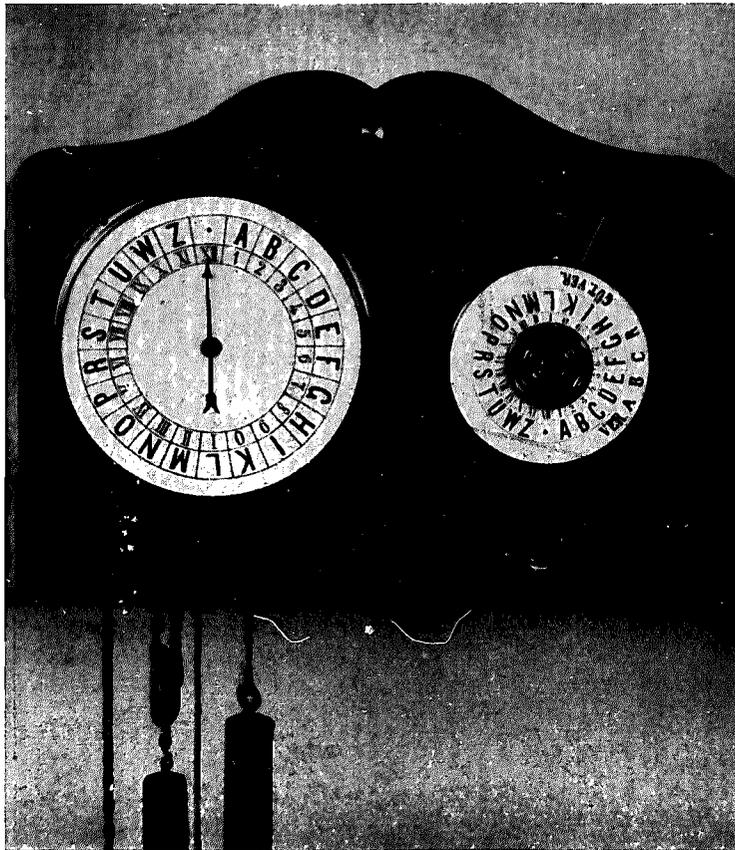


Abb. 2. Zeigertelegraph von William Fardely 1843.

ihre Einrichtungen genau zu studieren. Nach seiner Rückkehr nach Mannheim bezeichnet er sich als Telegrapheningenieur und hielt schon am 6. Mai 1843 im Gewerbeverein Mannheim einen Vortrag über typoelektromagnetische Telegraphen. Im Jahre 1844 trat er dann wegen des Baues einer Telegraphenlinie mit der Geschäftsleitung der Taunusbahn in Verbindung und konnte sie zur Ausführung einer solchen Anlage nach seinen Vorschlägen, zunächst auf der 8,8 km langen Strecke von Kastel nach Wiesbaden, bewegen.

Für die Einführung und Ausbreitung des elektr. Telegraphen war es unzweifelhaft sehr förderlich, daß Fardely von vornherein auf die Minderung der Anlagekosten für die Apparate wie für die Leitungen bedacht war. Tatsächlich gelang es ihm, den Gesamtaufwand der Anlagen und für eine Meile Bahnstrecke mit einer Station, einem festen und 3 beweglichen Apparaten auf 443 Taler zu beschränken. Die Apparate ließ er in einer Schwarzwälder Uhrenfabrik herstellen, weil das als Anruforgan verwendete Schlagwerk, das dem Umfang nach einen wesentlichen Teil des ganzen Apparates bildet, der Uhrentechnik entnommen war. Von den Apparaten sind noch 3 Originalstücke erhalten geblieben. Eines davon, eine Stiftung der Direktion der Pfälz. Eisenbahnen an den Mannheimer Altertumsverein, ist im Schloßmuseum in Mannheim (Abb. 2 und 3).

Geber und Empfänger sind selbständige Mechanismen, die nebeneinander in einem gemeinsamen Gehäuse eingebaut sind. Empfänger und Schlagwerk werden durch getrennte Triebwerke angetrieben. Der Anker des Elektromagneten im Empfänger besteht aus einem zweiarmigen Hebel, dessen einer Arm zu einer Schnappvorrichtung ausgebildet ist, das in ein auf der Zeigerachse angebrachtes Stiftrrad hemmend eingreift und dadurch bewirkt, daß der Zeiger bei jedem Ansprechen des Elektromagneten um einen Schritt weiterrückt. Der Sender enthält ein Speichenrad, dessen Achse im Innern des Apparates eine gezähnte Scheibe trägt, die bei ihrer Drehung vermittleis zweier über den Zähnen schleifender Kontaktfedern den Betriebsstrom unterbricht und wieder schließt.

Fardely hat seinen Zeigertelegraphen auch zum Drucktelegraphen umgebaut. Erfolg scheint er aber damit nicht gehabt zu haben. In der Ausführung als Zeigerapparat hat er seiner Einfachheit halber in Ausführung und Handhabung in den Jahren 1846 und 1847 auch bei der Sächsisch-Schlesischen und Sächsisch-Bayrischen Eisenbahn Eingang gefunden und ist auch noch an mehreren Stellen in Süddeutschland verwendet worden. Erst im Jahre 1873 ist er dem Besseren gewichen.

Wie schon erwähnt erstreckten sich Fardelys Arbeiten und Anregungen auch auf das Gebiet der staat-

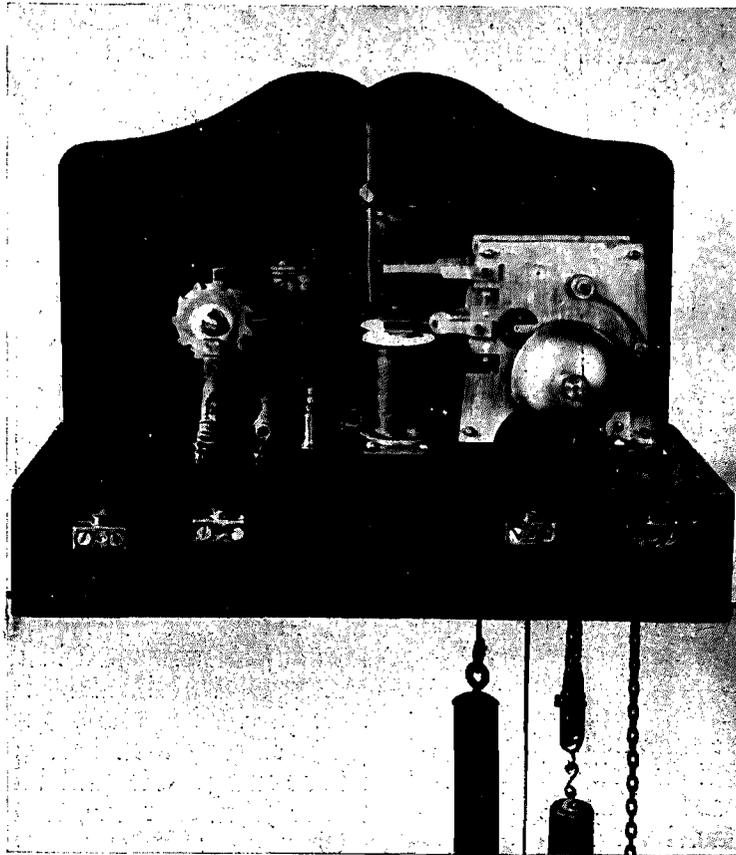


Abb. 3. Zeigertelegraph von William Fardely
(Rückseite geöffnet).

lichen Telegraphie. Unter seiner Leitung ist im Jahre 1851 die Telegraphenlinie Neunkirchen — Ludwigs-
hafen gebaut worden. Im Rahmen der Arbeiten für
Verwendung seiner Apparate auf dem Gebiete der
staatlichen Telegraphie scheint er zur Erzielung einer
größeren Reichweite auf die Idee des Relais, einer
Art Verstärkung, gekommen zu sein. Er selbst gibt
an, im Jahre 1845 die erste Relaisübertragung er-
funden zu haben, doch teilt er sich in diesen Anspruch
mit beinahe allen Erfindern von Telegraphen aus der
Zeit der Entstehung der Telegraphie. Es wird wohl
immer eine offene Frage bleiben, wem die Priorität
zukommt. Nicht allein der Apparatur und ihrer An-
lage galten die Arbeiten Fardelys, er befaßte sich auch
mit der Energiequelle, mit der Verbesserung der dem
Betrieb dienenden galvanischen Elemente. So hat er
ein eigenes Element entwickelt, das für Stromliefe-
rung mit längeren Pausen eingerichtet war und sich
daher bei Betrieb der Zeigertelegraphen durch lange
Lebensdauer, bis zu einem Jahr und länger, aus-
zeichnete. Fardely hat dieses Element als Zubehör
zu seinem Telegraphen betrachtet und es sogar als be-
sonderen Vorzug seiner Erfindung bezeichnet. Auch
soll nicht unerwähnt bleiben, daß der Telegraph von

Fardely als beweglicher Apparat gebaut wurde, der
an beliebiger Stelle in die Leitung eingeschaltet und
so zum Geben von Nachrichten von der Strecke aus
benutzt werden konnte.

So groß die Verdienste und Erfolge Fardelys auf
dem Gebiete der Nachrichtenübermittlung im Eisen-
bahnbetrieb auch waren, für den Dienst des Staats-
telegraphen war sein Apparat wegen der geringen
Reichweite — trotz Relais —, der ungenügenden Tele-
graphiergeschwindigkeit und der zu leichten Bauart
nicht geeignet. Es war daher durchaus sachlich be-
gründet, wenn er bei dem Wettbewerb in Berlin im
Frühjahr 1848 ausfiel.

Dieser Mißerfolg mag dazu beigetragen haben, daß
sich der rührige Mann, der auch als Maler und Mu-
siker hervortrat, in seinem späteren Lebensalter immer
mehr zurückzog und schließlich vereinsamte. Er starb
am 26. Juni 1869 im 60. Lebensjahr in Mannheim,
wo er ein halbes Jahrhundert gelebt und sich lange
Zeit um die öffentlichen Interessen der Stadt verdient
gemacht hatte.

Zur Erinnerung an ihn hat im Industrieviertel
eine Straße seinen Namen erhalten.

Zur Landschaftsgeschichte bei Mannheim

(Junge Flugandbewegungen in der nördlichen Rheinebene)

Von Adolf Strigel

Der Bau der Reichsautobahn bei Mannheim schuf Einschnitte in das Gelände, wie sie in dieser Tiefe und Ausdehnung kaum je in der Umgebung Mannheims vorhanden waren. Sie boten eine erwünschte Gelegenheit, die geologischen Verhältnisse der Gegend zu studieren. Von besonderer Bedeutung wurden sie dadurch, daß sich Geologie und Vorgeschichte, Geschichte der Landschaft und Geschichte des Menschen, eine Art gegenseitiger Hilfsstellung zu geben in der Lage waren, die Geologie, in dem sie die Gestaltung der Landschaft, in die der Mensch eintrat, zu ergründen versucht, die Vorgeschichte, indem sie durch die zwischen die Erdschichten eingeschalteten Kulturschichten eine genauere Datierung der geologischen Vorgänge gestattet. Der erstere Gesichtspunkt insbesondere mag die Aufnahme eines naturwissenschaftlichen Aufsatzes in eine historische Zeitschrift rechtfertigen als günstigen Anlaß, das Ineinandergreifen von Geologie und Vorgeschichte an einem Beispiel aus der unmittelbaren Umgebung zu zeigen, und als einen Versuch, die Landschaft des vor- und frühgeschichtlichen Menschen vor unseren Augen wieder erstehen zu lassen.

Zum Verständnis des folgenden seien für die Leser der Geschichtsblätter einige einleitende Ausführungen vorausgeschickt.

Die besondere geologische Situation der Stadt Mannheim ist durch ihre Lage inmitten einer schmalen und tiefen Senke zwischen Odenwald und Pfälzerwald, der „Rheintalferne“, gekennzeichnet. In der geologischen Periode des Tertiärs als Mulde zwischen den beiden Gebirgsrandhöhen durch Einsenkung entstanden und als Meeres- bzw. Seebecken mit Mergeln, Sanden und Kalken aufgefüllt, wurde sie gegen Ende dieses Abschnittes unter Bildung zahlreicher Brüche (Verwerfungen) zu einem geologischen „Graben“ umgestaltet. Dieser wurde nun im Laufe der folgenden Periode, der Eiszeit oder Diluviums, durch die Anschwemmungen des Rheins und seiner Zuflüsse vollends zur heutigen Höhe aufgefüllt, und zwar im jüngsten Abschnitt derselben bis zu einer ebenen Fläche, der sog. „Rheinebene“, die sich als schiefe Ebene allmählich von Süden nach Norden senkt, bei Mannheim etwa von 100—98 m Meereshöhe. Die Geologen nennen sie Niederterrasse, um sie von höherliegenden eiszeitlichen Ablagerungen, wie sie an den beiderseitigen Gebirgsrändern zu tage treten („Hochterrasse“), zu unterscheiden. Rhein und Neckar flossen als Wildströme, in zahlreiche, ihre Lage häufig wechselnde Arme zerfasert, über die Ebene.

In der Richtung nach Heidelberg, gegen den Austritt des Neckars aus dem Gebirge, steigt die Rheinebene stärker an (Schwellenhöhe Bahnhof Heidelberg 111,9 m), da hier der Neckar infolge der Gefällsverminderung beim Eintritt in die Ebene seine Geschiebe absetzte und als sog. „Neckarschuttkegel“ von Heidelberg aus im Halbkreis gegen Schwetzingen, Mannheim und Weinheim vorschob.

Dem aufmerksamen Beobachter kann es nun nicht entgehen, daß Rhein und Neckar heute nicht mehr auf der Höhe der Niederterrasse fließen, sondern ihr Bett in eine tiefer liegende Verebnung, die den Rheinflauf auf beiden Seiten in etwa 2—5 km Breite begleitet und sich bei Mannheim von etwa 93 m Meereshöhe südlich der Stadt zu 91 m nördlich derselben senkt, eingeschnitten haben, in die sog. Alluvialniederung. Sie fällt mit scharfem, i. a. mehrere Meter hohen Uferstrand, der als Hochufer bezeichnet wird, von der Niederterrasse, dem Niveau der eigentlichen Rheinebene, ab, weshalb die letztere auch gemeinhin „Hochgestade“ heißt. Man muß annehmen, daß am Schlusse der Eiszeit zunächst der Rhein sich in seine eigenen früheren Ablagerungen einschneidet und ein neues tieferes Bett grub, veranlaßt etwa durch eine Senkung im Unterlauf. Das anfänglich schmale Bett erweiterte er durch seitliches Ausgreifen in zahlreichen Schlingen und die damit verbundene Ausräumung zu einer breiten Niederung. Im Laufe des Alluviums, das auf die Eiszeit folgte, überschüttete er diese mit neuen Absätzen (Sand, Kies, Schlack) und schuf so die alluviale Talau.

Die Altstadt Mannheim steht auf einem nicht ausgeräumten Rest des Hochgestades, der als „Insel“ aus der Niederung aufsteigt.

Der Neckar war gezwungen, sich ebenfalls tiefer einzuschneiden. Bei seinem trichterartig erweiterten Eintritt in die Niederung bei Seckenheim baute er wiederum einen Schuttfächer gegen Neckarau und Mannheim vor, den Rhein dabei nach Westen zurückdrängend, den Alluvialschuttkegel, wie er im Unterschied von dem eiszeitlichen Neckarschuttkegel genannt werden muß. Infolge dessen steigt das Niveau der Niederung von Mannheim gegen die Spitze des Schuttfächers bei Seckenheim um mehrere Meter an. Dabei verlegte er — ebenso wie der Rhein — häufig seinen Lauf in der Niederung und hinterließ zahlreiche Rinnen, die an der Oberfläche des Schuttkegels heute noch im Gelände zu beobachten sind.¹⁾

Im Raume östlich der Stadt und der Niederung weist das Hochufer noch eine Besonderheit auf. Im



Abb. 1. Entwaldete Dünen bei Rheinau.

Räfertaler, Biernheimer und Dossenwald sehen wir die Ebenheit unterbrochen durch auf- und abwogende Hügelwellen von Flugsand, die dem Neckarschuttkegel aufgesetzt sind. Sie wurden am Ende der Eiszeit, so nimmt man an, von Sandstürmen aufgehäuft, die den Rheinsand aus westlich gelegenen vom Strome verlassenen und brachliegenden Rheinbetten ausbliesen. Sie stellen also ein äolisches, kein fluviales Sediment wie die Ablagerungen des Rheins und Neckars, dar. Eine solche Wirkung konnte der Wind aber nur unter einem anderen Klima entfalten. Bei ihrer Bildung muß ein von der Gegenwart durch größere Trockenheit und Vegetationsarmut abweichendes Klima in unserer Gegend geherrscht haben. Als Zeugen dieses Klimawandels haben die Binnendünen als eine große Merkwürdigkeit und als ein interessantes Naturdenkmal zu gelten. Durch die Bedeckung mit Kiefernwald ist heute der Sand gefestigt und am Weiterwandern gehindert. So ist das wandernde Sandmeer erstarrt (Abb. 1) und sind die Wanderdünen standfest geworden. Ein Landschaftsbild der Vorzeit, eine „fossile Landschaft“, ist dadurch der Nachwelt erhalten geblieben. Auch die Hochuferinsel von Mannheim ist mit Flugsand bedeckt.

Bei Ivesheim — Seckenheim legt der Lauf des Neckars eine Bresche in den Lauf des Dünenzuges und teilt ihn in eine nördliche (Räfertal-Biernheimer-Wald) und eine südliche (Dossenwald und Rheinauerwald) Kette.

Zunächst sei der Bauabschnitt der Autobahn nördlich des Neckars behandelt. Hier boten die Einschnitte am Südrande der Biernheimer Dünen (Gewann „Apfelkammer“) östlich der Straße Wallstadt — Biernheim und im weiteren Verlaufe nach Süden die über Gewann „Oberfeld“ östlich an Wallstadt vorbei führende, die Straßen Wallstadt — Ladenburg, Feudenheim — Heddesheim und Wallstadt — Ivesheim kreuzende Strecke der Autobahn Bemerkenswertes.

Auf dieser Strecke fehlt der Flugsand bis auf einzelne Düneninseln, wie diejenige, auf der das Dorf Feudenheim steht, die des Ugelbuckels östlich dieses Ortes und die Dünenwellen zwischen Wallstadt und Feudenheim, die von ehemaligen, heute noch im Gelände als eingetiefteste Rinnen erkennbaren Neckarbetten umschlossen sind. Wir sehen daraus, daß bei der Auflösung der auch hier ursprünglich geschlossenen Flugsanddecke der Neckar im Spiele war. Diese Reste alter Neckarbetten auf dem Hochgestade, die sich gerade hier häufen, führen uns einen wichtigen Abschnitt in der Entwicklung des Neckarlaufes in der Rheinebene vor Augen. Unter den alten Neckarschlingen ist nun eine in ihrem Verlaufe besonders gut erkennbar und auf weite Strecke verfolgbar, nämlich die Rinne von Wallstadt — Straßenheim. Im Süd-Osten von Wallstadt beginnend, durchzieht sie den Ort, wendet sich dann in einem scharfen Bogen nach Osten gegen Straßenheim, von hier in einer nördlich ausbiegenden Schleife wieder nach Süden bis Heddesheim, endlich in engge-

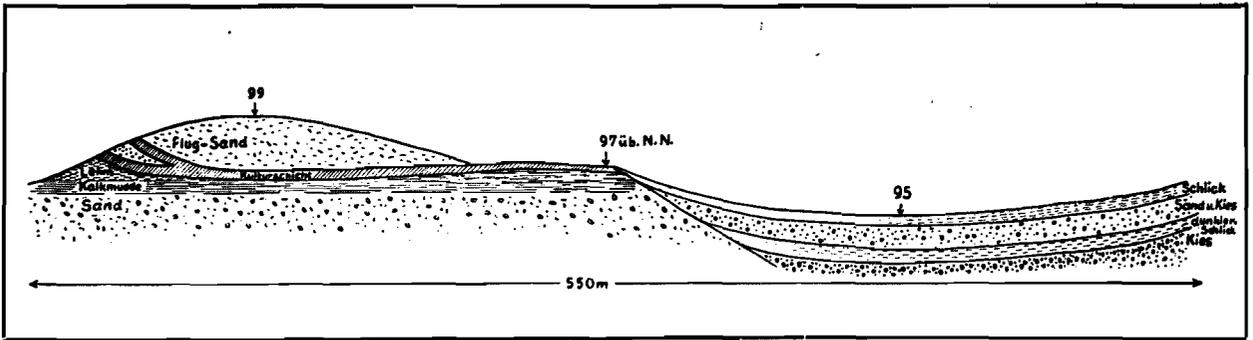


Abb. 2. Profil durch den alten Neckarlauf und sein Nordufer an der Straße nach dem Straßenheimer Hof.

zogenen Schlingen zwischen Biernheim und Großsachsen über Neuzenhof und Muckensturm nach Norden. Die weitere Verfolgung dieser Rinnen führt nach Heppenheim—Zwingenberg, von wo sie, den Dünenzug durchbrechend und sich vom Gebirgsrande entfernend, durch das Ried über Groß-Gerau bei Trebur den Rhein erreichen. Während der Neckar im letzten Abschnitt der Eiszeit in einzelne Arme aufgelöst über den diluvialen Neckarschuttkegel abgeflossen war, auf dem er ebenfalls eine Reihe alter Rinnen im Gelände hinterließ, muß er sich dann im Osten des Dünenzuges dem Rande des Neckarschuttkegels entlang in geschlossenem Laufe nach Norden gewendet haben und in einer Niederung am Odenwaldrande hin geflossen sein. Am Wendepunkte der westlich gerichteten Strecke in die nördliche bog der Fluß immer weiter nach Westen aus, schließlich bis gegen Feudenheim und Wallstadt, wobei er dem Rande der inzwischen entstandenen Rheinniederung näher und näher kam, bis er schließlich bei Ivesheim—Feudenheim zu dieser durchbrach. Die oben geschilderte Rinne stellt das letzte Bett des Neckars auf dem Hochufer dar, ehe es ihm gelang, endgültig zwischen den Dünen durchzubrechen.

Das Bett ist nicht sehr tief in das Hochgestade eingeschnitten, weniger tief als der spätere direkte Lauf zum Rhein, das das Rheinbett wohl damals noch nicht so tief lag und der Neckar außerdem einen weiteren Weg bis zur Einmündung in den Rhein und daher schwächeres Gefälle hatte.

Die Autobahn kreuzt die Wallstadter Rinne an zwei nord-südlich voneinander gelegenen Stellen, WSW von Straßenheim und im Osten von Wallstadt, südlich der Wallstadt-Ladenburger-Straße.

An der ersteren Stelle konnte die Auffüllung des Bettes in Ausschachtungen bis zu 3 m Tiefe beobachtet werden, von unten her beginnend mit Neckarkies, darüber folgend blauschwarzer kalkhaltiger Schlick (mit eingestreuten Kieslinsen), darüber nochmals Sand mit Kies wechsellagernd und zu oberst abschließend mit kalkhaltigem Schlick. Geröll und Sand wurden vom strömenden Wasser verfrachtet, der Schlick im schwachfließenden oder stehenden Altwasser abgesetzt. So läßt sich an dieser Auffüllung der Vorgang der

Umwandlung des Flußbettes in ein Altwasser und die Verlandung des letzteren durch Schlickabsatz studieren. Diese ging, wie aus der Wiederholung der Schlickablagerung hervorgeht, offenbar in verschiedenen Abschnitten vor sich. Der offene Strom kehrte nach der ersten Abschnürung nochmals zurück, vielleicht bei einem Hochwasser, vermochte aber infolge der zu weit fortgeschrittenen Verstopfung des Bettes nicht durchzudringen, sodaß das Wasser wieder zum Stehen kam. An den tiefsten Kolken vollzog sich die Verlandung unter Torfbildung, so bei Heddesheim, wo von Zeit zu Zeit Torf gestochen wird²⁾.

An Torfproben konnten die Botaniker ein sehr hohes Bildungsalter des Torfes, nämlich zu Beginn der Nacheiszeit (Alluvium), nachweisen. Rund zehntausend Jahre wären danach verstrichen, seit der offene Strom dieses Bett verlassen hat.

Unmittelbar nördlich anschließend war im Einschnitt der Autobahn ein zweites, einige Meter höher liegendes Bett erschlossen, das im nördlichen Teil von Flugsand verschüttet war. Es wurde vom Flusse zu etwas früherer Zeit benützt, als der Lauf auf dem Hochgestade noch höher lag. Vom tiefer liegenden Bett aus erscheint es als höhere Terrasse, die eine auch im Gelände deutlich wahrnehmbare Stufung des Nordufers bedingt (Abb. 2). Auch hier zeigten sich über grauen geröllführenden Sanden, die im offenen Strome abgelagert wurden, Altwasserabfälle in Gestalt hellgrauer Kalkmudde und entkalkten dunklen humosen Lehms darüber, das Ganze nachträglich von Flugsand überweht.

Im dunklen Schlick und in die Kalkmudde eingetieft fanden sich in größerer Zahl Wohnstellen von Bandkeramikern (jüngere Steinzeit). Somit war dieses ältere Bett um 3000 v. Chr. schon völlig verlandet, was aber nicht ausschließt, daß die tiefere südliche Rinne damals noch als Altwasser bestand und Veranlassung war, daß sich der Mensch an ihrem Ufer niederließ³⁾. Ganz allgemein gilt ja für unsere Gegend, daß sich die Menschen zunächst nur auf dem Hochgestade niederließen, wo sie vor dem Hochwasser geschützt waren, aber in der Nähe des offenen Wassers, da die Technik der Brunnenbohrung in vorrömischer

Zeit unbekannt war. Bevorzugt war der Hochufer-
rand unmittelbar über der wasser- und fischreichen
Niederung oder abseits von diesem die Ufer von Fluß-
armen und Altwässern. Es ist daher sehr wahrschein-
lich, daß die Menschen der jüngeren Steinzeit das Ufer
des Wallstadt—Heddesheimer Altneckars wegen seiner
Wasserführung zum Wohnsitz wählten⁴). Die Nie-
derung selbst wurde als versumpftes Ueberschwem-
mungsgelände des Rheins noch für längere Zeit von
menschlichen Siedlungen gemieden.

Von fast noch größerem Interesse aber war die
Einschaltung einer dunklen Kulturschicht mitten in
den Flugsand — 2 m unter der Obergrenze (+ 25 cm
Humusboden) — aus der Reste der Hallstattkultur
(um 800 v. Chr.) und sogar von Neckarsueben aus
dem 1. und 2. nachchristlichen Jahrhundert geborgen
wurden. Damit ist der Beweis erbracht, daß der Flug-
sand hier noch bis in die geschichtliche Zeit hinein im
Wandern begriffen war und die angeschnittene Düne
ein sehr jugendliches Alter besitzt. Es kann uns daher
auch nicht überraschen, daß im Dünengebiet am
Straßenheimer Hof Urnengräber der älteren Hallstatt-
zeit und in einer wenig östlich gegen Straßenheim zu
gelegenen Sandgrube im Flugsand in 1—1,50 m Tiefe
Latène-Reste gefunden wurden, mehr jedoch, daß da-
runter nochmals in 2—2,50 m Tiefe fränkische Gräber
liegen. Hier hat die Ueberwehung sogar erst in nach-
fränkischer Zeit stattgefunden⁵). In der Düne am
Friedhof Feudenheim liegt in der dortigen Sandgrube
ebenfalls eine Kulturschicht (neolithisch bis Hallstatt)
tief im Flugsand, woraus sich ein entsprechend jugend-
liches Alter derselben ergibt.

Das jüngere, noch im Gelände sichtbare Bett von
Straßenheim wurde nicht von Flugsand zugedeckt,
vielleicht weil es noch Wasser führte⁶).

Im Gewann Oberfeld und südlich anschließend
zwischen Straßenheimer Weg und Heddesheimer
Straße wurden verschiedene mit Decklehm (vom
Neckarhochwasser verschwemmtem Löß) und geröll-
führenden Sanden darunter erfüllte Rinnen ange-
schnitten. Im Decklehm fanden sich Kulturreste von
3000 v. Chr. bis 100 n. Chr., u. a. Wohngruben und
bronzezeitliche Gräber innerhalb einer solchen Rinne.
Diese müssen also schon seit sehr langer Zeit verlandet
gewesen sein. Das große Altneckarbett südöstlich Wall-
stadt war ebenfalls mit Decklehm ausgefüllt⁷). Hier
wurden am Südrande und noch in der Mulde Bronze-
zeit- und Hallstatt-Scherben gefunden und eine Wohn-
grube der Hallstattzeit auf dem Südufer. Es ist wohl
ausgeschlossen, daß diese Rinne in der betreffenden
Zeit noch stehendes Wasser führte.

Nicht immer prägen sich die Rinnen noch im Ge-
lände aus; sie können auch völlig eingeebnet, aber
durch ihre Auffüllung und die Lagerung der Schichten
noch mit Sicherheit nachzuweisen sein; so war westlich
des Uebelbuckels (unmittelbar westlich der Straße
Wallstadt—Ivesheim) ein sehr schöner Querschnitt



Abb. 3. Alte Neckarrinne an der Heddesheimer Straße.

durch eine Rinnenauffüllung mit einem tiefen, mit
dunklem Schlick und hellem Lehm und einer beme-
rkenswerten Kulturschicht (Rössener Scherben) erfüll-
ten Kolke erschlossen (Abb. 3). Das Bett muß im
späten Neolithikum schon trocken gelegen haben, was
die oberflächliche Einebnung verständlich macht. Der
offene Strom war wohl zu dieser Zeit von der Wohn-
stelle nicht allzu weit entfernt, so daß die Menschen
daraus ihren Wasserbedarf decken konnten.

Bald erreicht die Autobahn im Fortschreiten nach
Süden den Hochuferstrand und tritt in die Niederung
ein, in der sie den Neckarkanal und Neckar über-
brückt. Ein Schnitt durch ein schlickerfülltes Neckar-
bett am Neckarhochuferstrand südöstlich Feudenheim
ist hervorzuheben. Tiefere Geländeeinschnitte ergaben
sich erst wieder nach der Umbiegung in die östliche
Richtung beim Anschneiden des Hochuferstrandes süd-
westlich Seckenheim am Gewann „Mittelfeld“. Unter
dem braunen Hochwasserlehm des Neckars (Decklehm)
fanden sich einige Rinnen, die mit schwarzem oder
grauem Schlick ausgefüllt waren. Darunter folgte der
grobe Kies des Neckarschuttkegels, in den die Rinnen
eingeschnitten waren.

Die Autobahn durchschneidet dann den Dünenzug
des Dossenwaldes, in dem wesentlich interessantere
Dinge zum Vorschein kamen. Wurden doch hier
2 1/2 Millionen cbm Erdmassen für die Dammschüt-
tung der Autobahn bewegt. Zunächst ein paar Worte
über die bisherige Altersbestimmung der Flugland-
dünen. Als Entstehungszeit nahm man zuerst all-
gemein die Eiszeit oder das früheste Alluvium an,
indem man ihre Bildung auf das eiszeitliche Lun-
drenklima oder ein trockenwarmes Steppenklima des
ältesten Alluviums zurückführte. Aber schon vor
längerer Zeit erkannte man durch jüngere Kulturfunde
im Flugland bei Friedrichsfeld, daß sie z. T. wesent-
lich jünger sind (Kulturschicht von Bandkeramikern und
Fund von Bronzenadeln entdeckt beim Bau des Ver-
schiebebahnhofes Friedrichsfeld, K. Baumann 1902;
bronzezeitliche Kulturschicht, 2—3 m unter der Ober-
fläche einer Düne in Sandkaute Seckenheim, W. Spig
1910). 1929 kam an der Sandkaute beim Friedhof
Seckenheim unter der 5 m hohen Düne das Funda-
ment eines römischen Gebäudes zutage (H. G r o p e n-

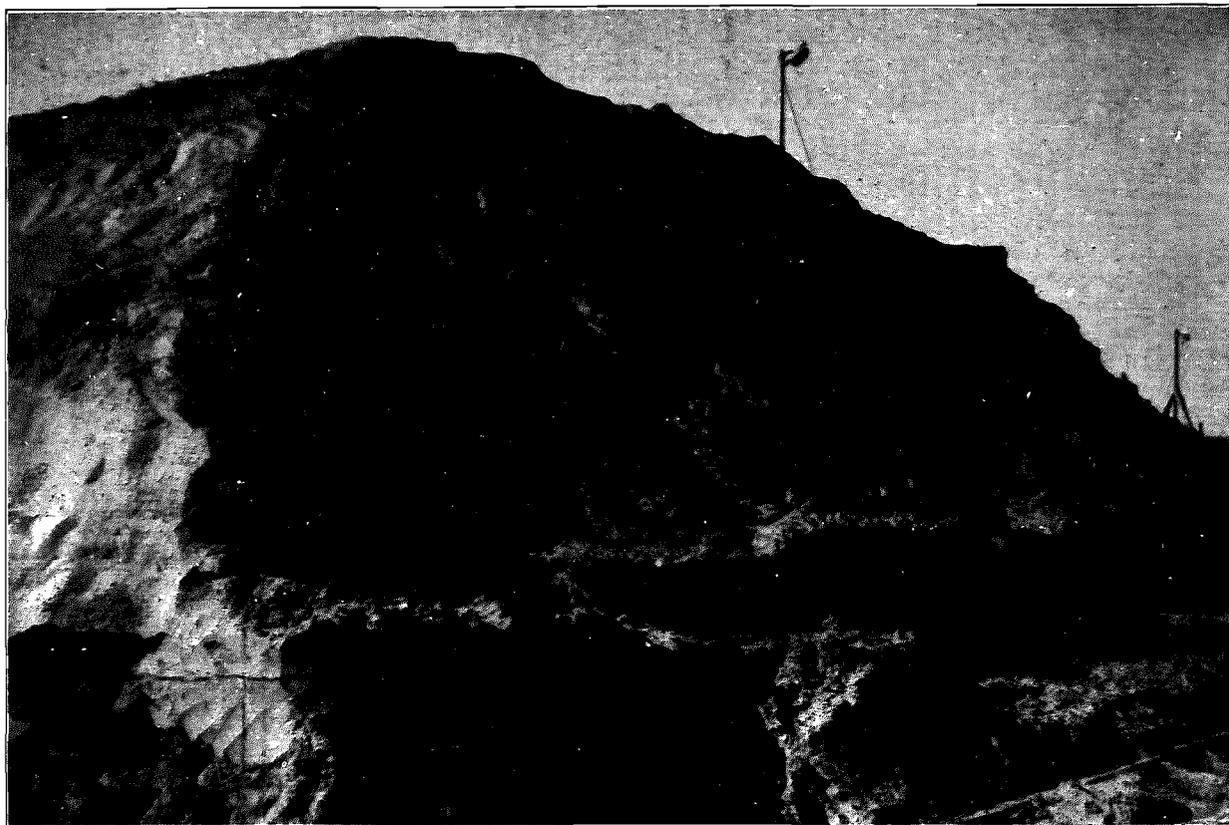


Abb. 4. Dünenhügel bei Seckenheim. Ältere und jüngere Düne.

gießer, bad. Jugendwanderführer 1932, S. 2), und an der Hochstatt bei Staatsbahnhof Seckenheim zeigte sich die Kiesdecke einer römischen Straße von Flugsand überweht. Damit war die Bildung von Flugsanddünen bis in die geschichtliche Zeit hineingerückt. Diese Funde erfuhren nun beim Bau der Autobahn eine ungeahnte Bereicherung und die Annahme von Flugsandbewegungen jüngeren Datums eine glänzende Bestätigung. Zahlreiche vor- und frühgeschichtliche Reste, von der jüngeren Steinzeit an bis über Bronze-, Eisen- und römische Zeit, ja eine ganze Dorfanlage von Neckarjueben, wegen deren im einzelnen auf den in diesem Heft enthaltenen Aufsatz von Gropen-gießer verwiesen sei, konnten teils an der Basis des Flugandes unter einer Flugsandüberdeckung bis zu 5 m Höhe, teils aus Kulturschichten, die dem Flugsand zwischengeschaltet waren, geborgen bzw. freigelegt werden. Sogar eine Scherbe der karolingischen Zeit fand sich mehrere Meter unter der Oberfläche einer Düne. Dadurch ist zur Gewißheit geworden, daß Flugsandwanderungen im Laufe des Alluviums bis in die geschichtliche Zeit hinein sich mehrfach wiederholten und daß in nachrömischer Zeit, im frühen Mittelalter solche in besonders großem Ausmaße stattfanden, die zur Bildung von Dünenhügeln bis zu 4—5 m Höhe führten. Der Nachweis des jugendlichen Alters von Flugsanddünen ist in geologischer

Hinsicht das bemerkenswerteste Ergebnis, das beim Bau der Autobahn gewonnen wurde.

Man hatte früher angenommen, daß der heutige Ostrand des Dünenzuges bei Friedrichsfeld nicht der ursprüngliche Rand der Düne sei, sondern durch Erosion des Neckars, der dem Dünenrande entlang floß, entstanden sei. Diese Ansicht muß wohl stark modifiziert werden, da in so junger Zeit der Neckar nicht mehr in so hohem Niveau geflossen sein kann.

Nun zeigte sich aber beim Fortschritt der Arbeiten immer deutlicher, daß der Aufbau des Dünenzuges kein einheitlicher war, sondern daß zwei Dünen verschiedenen Alters übereinander gelagert waren (Abb. 4), durch eine deutliche Diskordanzfläche von einander getrennt, eine ältere aus graufarbigem, gröberem Sand mit häufig steiler Uebergußschichtung (Abb. 5) und eine mit flacher Lagerung darüber ausgebreitete jüngere aus gelbem, meist etwas feinerem Sand (vgl. Profil Abb. 6). Die Grenzfläche ließ sich mit wechselvollem, unebenen Relief durch das ganze Dünengebiet zwischen Seckenheim und Friedrichsfeld verfolgen und erwies sich u. a. durch eine zwischengeschaltete Verlehmungszone, die einer Verwitterungsperiode entspricht, als ehemalige Erdoberfläche, die nach einer Ablagerungsunterbrechung, eben der Verwitterungsperiode, von neuem überweht wurde.

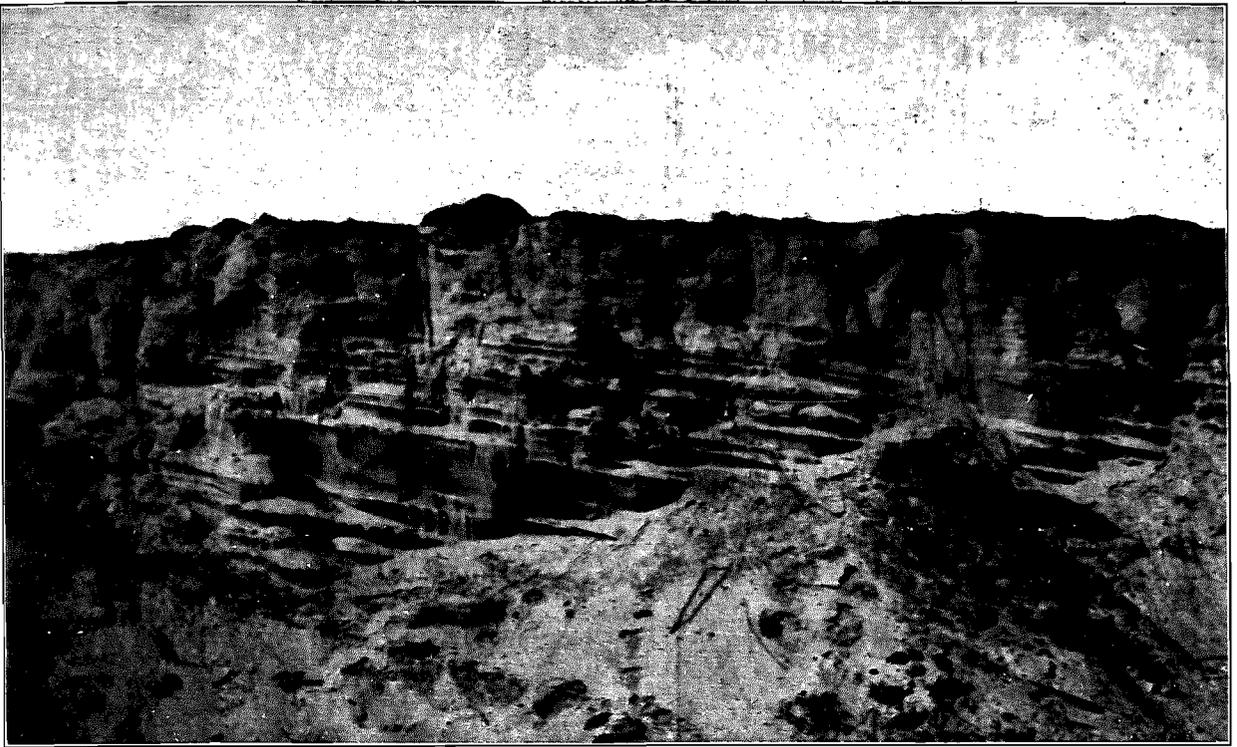


Abb. 5. Ältere Düne bei Seckenheim mit Schrägschichtung, darunter jüngere Düne.

Sehr interessanter Weise waren nun die kulturgeschichtlichen Funde auf die jüngere Düne beschränkt, Wohnstellen und Kulturschichten machten am Rande der älteren Düne, der sich in nordwest-südöstlicher Richtung vom ehemaligen Seckenheimer Rennplatz gegen die Steinzeugfabrik Friedrichsfeld hinzieht, halt. Nur an einer Stelle stieg eine Kulturschicht etwas auf den Rand der grauen Düne hinauf. Was hat dies zu bedeuten? Offenbar waren in vorgeschichtlicher Zeit, von der jüngeren Steinzeit an, bereits ältere Dünenketten vorhanden, an deren Ost- und Nordoststrand die Menschen über 3 Jahrtausende siedelten, bis dann ihre Spuren vom wandernden Flugsand in recht später Zeit endgültig überweht wurden. So enthüllt sich vor unserem Auge ein anschauliches Landschaftsbild des vom Menschen zuerst besiedelten Geländes. Mit der sumpfigen Rheinniederung und der Dünenkette im Rücken, am Fuße der letzteren geborgen, unweit der wasserreichen Neckarniederung, vor sich das offene, mit fruchtbarem Schwemmlöß bedeckte Gebiet des Neckarschuttkegels über dem damals wie heute der bewaldete Gebirgsrand des Odenwaldes aufstieg, fand er hier die natürlichen Daseinsbedingungen. Die reichen vor- und frühgeschichtlichen Funde gestatten, den landschaftlichen Rahmen mit Leben und Farbe zu erfüllen.

Zur Annahme älterer Dünen sind wir auch durch die Verhältnisse nördlich des Neckars gezwungen, wo wir Düneninseln von Neckarläufen begrenzt finden, denen wir nach der Höhenlage ihrer Sohlen hohes

Alter zuschreiben müssen. Daher müssen auch die Dünen alt sein. Bei den jüngeren Verwehungen (vgl. oben S. 80) dürfte es sich demnach auch hier in der Hauptsache um örtlich beschränkte Wanderungen schon vorhandener Dünen handeln.

Auch in den Untergrund der Düne gewährten die Aufschlüsse Einblick. Was darüber zu sagen wäre, ist mehr von fachwissenschaftlichem als allgemeinem Interesse. Unter dem Flugsand kamen geschichtete, von fließendem Wasser abgesetzte Bildungen (sandiger Lehm, Sand, Kies) zum Vorschein. An den tiefsten Ausschachtungen trat der grobe, hauptsächlich aus Buntsandstein- und Muschelkalkgeschichten zusammengesetzte Kies des Neckarschuttkegels zutage; darüber folgen feinere Sedimente, wohl Hochwasserabfälle des Neckars, eigenartig gebänderte tonige Sande, endlich ein sandiger Lehm. Ein rötlicher sandiger Lehm ist im östlichen Teil als Träger menschlicher Siedelungen und Grabstätten von besonderem Interesse. Fläche, vom älteren Flugsand ausgefüllte Hochwasserrinnen, in denen ein Schneckenhäuschen führender Schlick sich absetzte, waren in den Lehm eingeschnitten. Auffällig war die auf- und absteigende Wellung der Schichten der gebänderten Sande, die zu engen Falten gestaucht sein können (Abb. 7). Dies ist wohl auf die Wirkung von Eisgängen des Neckars zurückzuführen, bei denen das losbrechende Eis die Bodenschicht, über die es hinwegging, vor sich her- und zusammenschob. Auf solche Eisgänge oder auf treibende Eisschollen sind auch die in den Lehm eingebetteten großen Findlinge

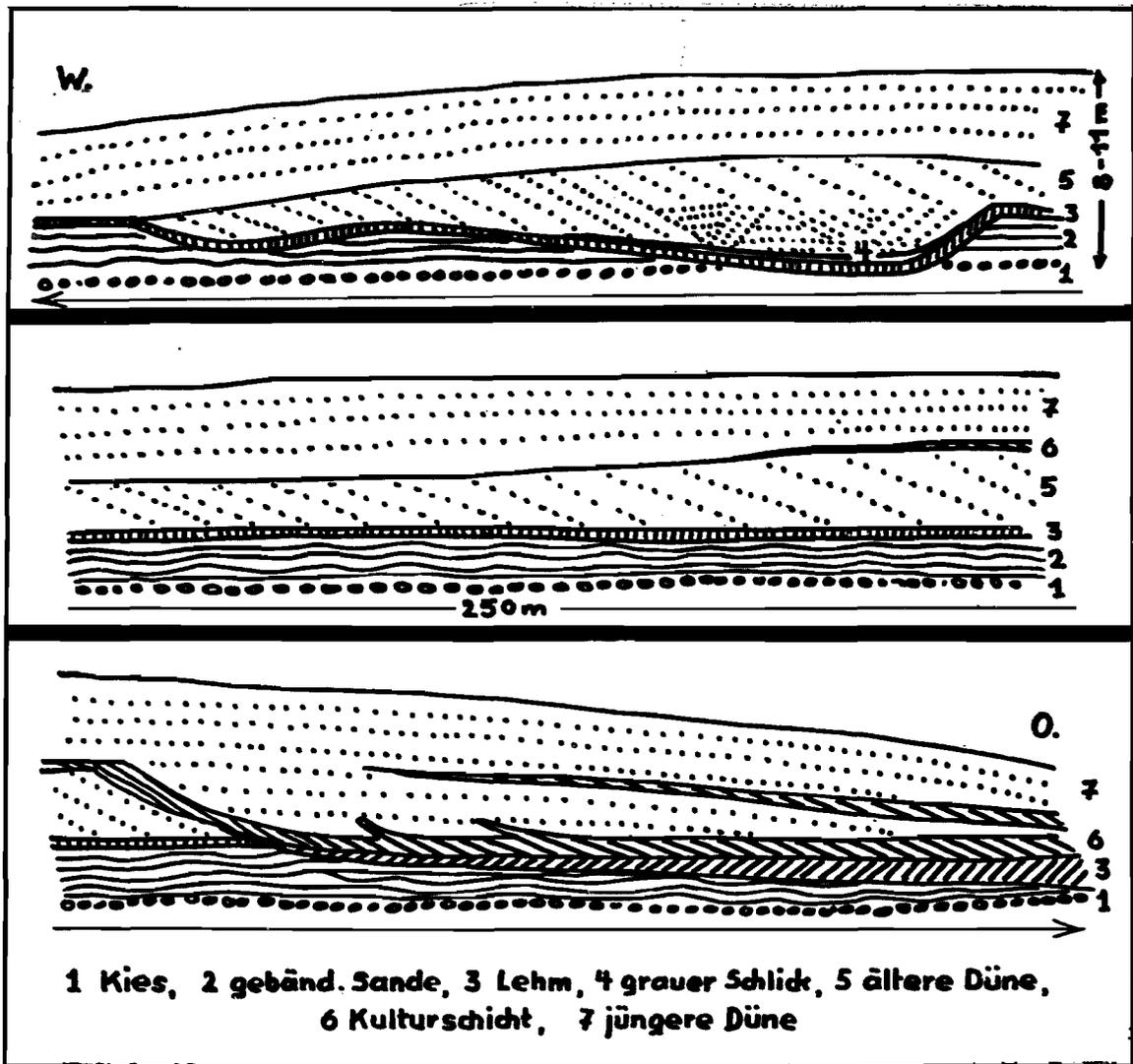


Abb. 6. Profil durch den Dünenzug bei Seckenheim.

(Abb. 8), Blöcke von Granit, Buntsandstein und Muschelkalk, zurückzuführen wie sie sich ja auch in großer Zahl im eiszeitlich abgelagerten Kies des Neckarschuttkegels finden.

Bei der Abräumung des Flugandes wurden auch 4 zu den Häusern der Neckarsueben gehörige Brunnen-schächte freigelegt, die zeigen, daß diese die unterirdischen Grundwasserhorizonte auszunützen verstanden. Besonderes Interesse bot darunter ein bis zu 8 m Tiefe mit römischem Mauerwerk ausgebauter Brunnen dadurch, daß er die Tiefe des damaligen Grundwasserspiegels erkennen läßt (vergl. Gropengießer in: „Frisch auf“, Mitteilungen des Odenwaldklub Mannheim-Ludwigshafen 1934, Nr. 11). Heute ist er mehrere Meter tiefer abgesenkt infolge der Tieferlegung des Rheinbettes nach der Rheinkorrektion und der starken Inanspruchnahme durch die Wasserwerke der umliegenden Ortschaften.

Bei den Vorgängen, die in den vorgehenden Ausführungen behandelt wurden, Verhandlungen von Fluß-

armen, Bildung von Flugsanddünen und Sandwanderungen, sieht man sich vor die Frage gestellt, wie weit etwa Klimaschwankungen dabei beteiligt waren. Für die Verlandung der Neckarschlingen bei Feudenheim-Wallstadt, die fast durchweg sehr weit zurückliegt, besondere klimatische Faktoren heranzuziehen, ist wohl nicht notwendig, da sie sich aus der Länge der Zeiträume, die seit der Abtrennung vom offenen Strome verstrichen sind, hinreichend erklärt.

Die Anlage einer Wohngrube durch die Hallstattleute im Decklehm am Rande der Wallstadter Rinne zeigt, daß sich auch in feuchten Klimaperioden (sog. subatlantische Zeit) auf diesem Boden wohnen läßt. Zur Annahme eines besonders trockenen Klimas gibt also das Wohnen auf dem Decklehm offenbar keinen Anlaß.

Auffälliger sind schon die Wohngruben der Bandkeramiker am Nordufer des Straßenheimer Altneckars im humosen Flußlehm, der bei starken Regengüssen aufweichen mußte, also wohl in regenreichen

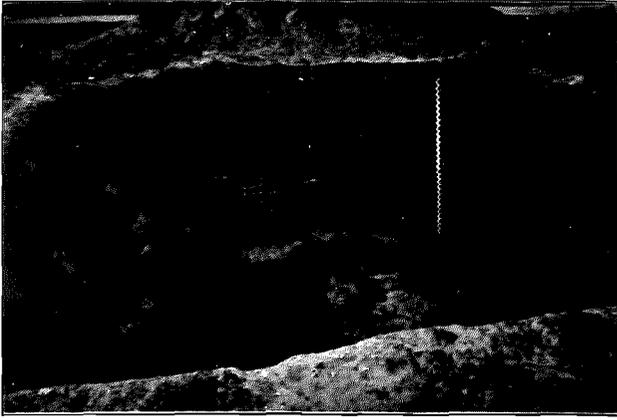


Abb. 7. Riesgrube bei Seckenheim. Gestauchte Sande.

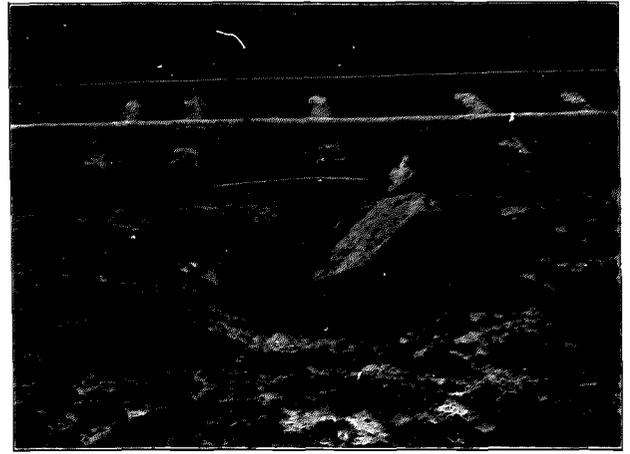


Abb. 8. Vom Eise verfrachteter Geschiebeblock.

Zeiten nicht gerade ein ideales Wohngelände darstellte. Hier könnte man eher an eine klimatische Beziehung, etwa zum Trockenklima des Subboreals (3000—800 v. Chr.) denken, das vielfach für das jüngere Neolithikum und den Anfang der Bronzezeit angenommen wird, und das den Bandkeramikern das Wohnen erleichtert haben könnte. Auf demselben Gelände gruben sich in römischer Zeit die Sueben wieder ein (Gropengießer, *Bad. Fundber.* III,9 S. 314). Haben wir darin einen Hinweis auf das Einsetzen eines Trockenklimas zur römischen Zeit auch für unsere Gegend? Ehe nicht andere gewichtige Zeugnisse dafür vorliegen, wird man sich nur mit Vorbehalt dazu äußern können.

Der hauptsächlichliche Wohnboden im Seckenheimer Dünengebiet war ein sandiger Lehmboden, wohl durch Verlehmung von Flußsand entstanden, ein hinreichend trockener Boden, auf dem das Wohnen auch in feuchterem Klima keine unüberwindlichen Schwierigkeiten geboten haben dürfte.

Die Lehme an der Basis der Seckenheim-Friedrichsfelder Düne nehmen auch durch ihre Entstehung unser Interesse in Anspruch. Nach dem Verband mit den liegenden Sanden sind es Verwitterungslehme, die auf ehemaligen Erdoberflächen gebildet sind. Sie sind ungleichen Alters, denn der Lehm im Liegenden der älteren Düne ist natürlich viel älter als der, auf dem die Sueben ihre Wohngruben anlegten. Da derartige starke Verlehmungen feuchtes Klima zur Voraussetzung haben, müssen sie ebenfalls zur Beurteilung des Klimas herangezogen werden.

Vor allen Dingen drängen die Vorgänge der Dünenbildung und -wanderung die Frage nach der klimatischen Bedingtheit auf, nach etwaigen Beziehungen zu Trockenperioden, wie sie aufgrund der nachweiszeitlichen Waldgeschichte angenommen werden, vielleicht sogar zu möglichen Klimaänderungen in geschichtlicher Zeit.

Von vornherein zeigt nun das Auftreten von zwei Dünen generationen, die durch eine große Zeitspanne voneinander getrennt sind, daß wir zwischen erster Anlage der Flugsanddüne und dem Weiterwan-

dern des Sandes zu unterscheiden haben. Die erste Anlage verlangt natürlich ein Steppenklima, für das man auch heute noch auf die Frühzeit des Alluviums zurückgreifen wird (Präboreal, kalt und trocken, etwa 10 000—7000 oder Boreal, warm und trocken, etwa 7000—5000 v. Chr.). Einmal vorhandene Dünen können aber sehr leicht, sei es durch örtliche Klimaschwankungen, sei es durch Eingriffe des Menschen, in Bewegung geraten. Kennt man doch für das letztere genug Beispiele aus neuerer Zeit. Zweitens ist auf die Tatsache Nachdruck zu legen, daß die Menschen mehrere Jahrtausende (etwa 4000 v. Chr. bis 500 n. Chr.) am Fuße der älteren Dünen gewohnt haben. Der Düne muß also doch wohl für eine sehr lange Zeit eine gewisse Standfestigkeit zugeschrieben werden, die auf eine Vegetationsdecke zurückzuführen sein wird. Reste derselben wurden in Gestalt von Baumstümpfen, die in der suebischen Kulturschicht verwurzelt waren, gefunden (Abb. 9).

Wohl finden sich Kulturschichten dem jüngeren Flugsand zwischengeschaltet, deren Bildung Sandverwehungen vorausgegangen sein müssen. Aber diese scheinen nicht so bedeutend gewesen zu sein, daß die Menschen gezwungen gewesen wären, ihren Wohnsitz zu wechseln. Einzelne Bronzefunde (besonders der von Spitz beschriebene) lassen durch ihre hohe Lage im Flugsand auf vorausgegangene stärkere Bewegung des Sandes schließen. Ob man aber soweit gehen darf, diese als Anzeichen einer neuen Steppenzeit für unsere Gegend, etwa dem Subboreal entsprechend, aufzufassen, ist immerhin zweifelhaft. Zu der Frage der subborealen Trockenzeit soll damit nicht Stellung genommen werden. Eine dritte sehr beachtenswerte Tatsache ist die, daß in nachrömischer Zeit das Wandern größere Ausmaße annimmt (jüngere Dünen generation). Hier stehen wir vorerst vor einem Rätsel. Waren örtliche Klimabedingungen oder ein allgemeiner Klimawechsel in der Richtung zum Trockenwarmen die Ursache, die die Vegetation zum Absterben brachte, oder hat Entwaldung durch den Menschen den Sand in Bewegung gebracht? (Vgl. H. Gropengießer, *Bad. Jugendf.* 1932, S. 2.) Für die spätere

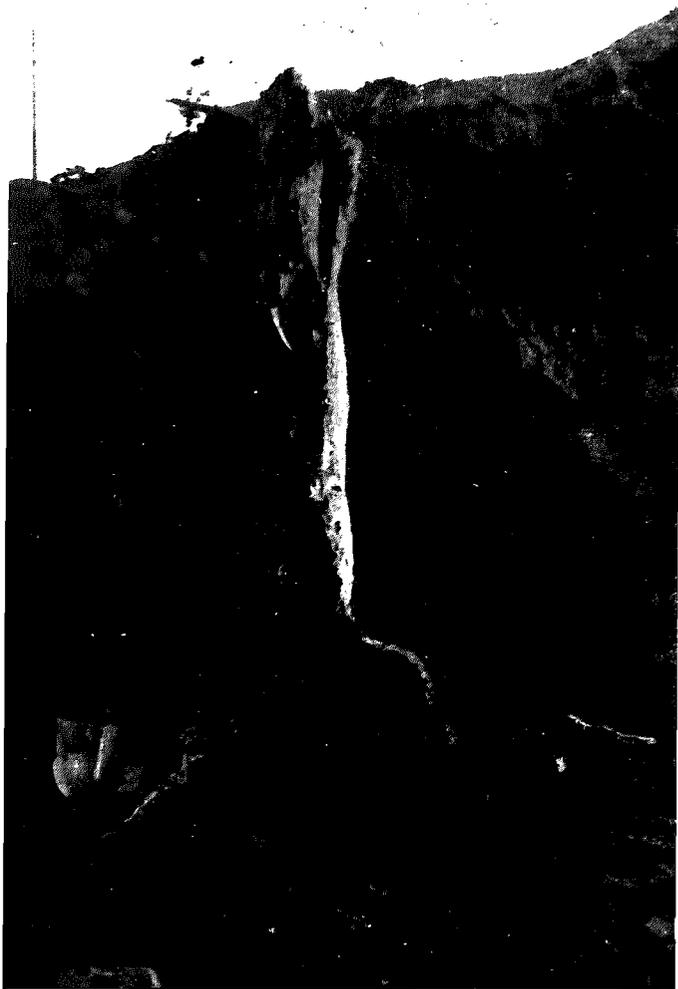


Abb. 9. Baumstumpf aus der suebischen Kulturschicht der Seckenheimer Düne.

römische Zeit wird für das Bodenseegebiet ein trockenwarmes Klima angenommen⁸⁾. Die Frage ist noch nicht spruchreif. Eine Antwort kann nur aus größeren Zusammenhängen heraus gegeben werden, wobei auch der Historiker zu Worte kommen muß. Die spät-römischen und frühmittelalterlichen Dünenwandungen am untersten Neckar sind dabei als wichtige Tatsache in Rechnung zu stellen.

Anmerkungen:

- 1) Zwischen Seckenheim, Mannheim und Rheinau.
- 2) Der Torf ist hier von Schlick bedeckt. Die Verlandung wurde also durch nochmalige Wasserbedeckung (Altwafler) unterbrochen. Vor kurzem wurde bei Brunnenbohrungen innerhalb des Dorfes Heddesheim der Torf über Kies ebenfalls angetroffen, von grauen und braunen Letten bedeckt.
- 3) Heute noch ist die Rinne des Altneckars bei Wallstadt als „Allmendgut-Streifen“ vom umgebenden Ackerland unterschieden.
- 4) Das gleiche gilt für die jüngeren Siedlungen Käfertal, Wallstadt, Straßenheim, Heddesheim, Muckensturm, Neuzenhof. (Rudolph, Rheinebene um Mannheim und Heidelberg, Heidelberg 1925, S. 66.)
- 5) Noch vor hundert Jahren war nach Bronn der Sand bei Käfertal und Sanddorf in Bewegung. (Mosse, Badisches Archiv II, 1827, S. 116/117 Gaeta Heidelberg. 1830, S. 193.)
- 6) Ueber die Beziehungen von Siedlung und Landschaftsbild siehe H. Gropengieser, Zum Landschaftsbild am unteren Neckar in vor- und frühgeschichtlicher Zeit, Dortmund 1926.
- 7) Tiefere Einschnitte durch die Kanalisation legten im westlichen Teil der Hauptstraße des Dorfes Wallstadt ebenfalls dunklen Schlick und Kies als Rinnenauffüllung frei.
- 8) Vergl. L. Erb, Geol. Spezialk. v. Baden, Erl. zu Bl. Ueberlingen-Reichenau, 1934, S. 100: „Die Besserung des Klimas ist sicher eine Hauptursache des zunehmenden Wohlstandes während der Römerzeit“; siehe auch die Zeittafel am Schluß.

Reichsautobahn und Urgeschichte bei Mannheim

Von Hermann Gropengieser

Wenn die Reichsautobahn auf ihrem Wege von Frankfurt nach dem Süden am richtungweisenden Gebirgsrand des Odenwalds entlang zum letzten Male aus dem Wald heraustritt, empfängt den Fahrer die große offene Fläche des unteren Neckarlandes, in dessen äußerstem Winkel zwischen Rhein und Neckar aus einem kleinen Fischerdorf seit 1606 die Festung Mannheim, dann seit 1870 die Handels- und Industriemetropole emporgewachsen ist. Jahrtausende schon liegt dies Land im Mittelpunkt einer großen Fernstraßenkreuzung der Natur, in dem eine große Westoststraße zwischen den äußersten Brennpunkten Paris und Konstantinopel sich mit der mächtigsten Wasserstraße Europas, dem Rheine, schneidet. Wo nun hier der Mensch der Natur folgte, sind an den Knotenpunkten dieser Westostlinie zur Römer-

zeit schon und dann besonders im Mittelalter bedeutendere Städte entstanden wie Verdun, Metz, Saarbrücken, Kaiserslautern, Worms, Heidelberg, Wimpfen und spät erst Mannheim. Im letzten Jahrhundert hat dann der Schienenweg die Landstraße abgelöst, und als er sie zu verdrängen sich anschickte, wurde ihr durch den Kraftwagen neues Leben zugeführt. Auch am Rhein entlang in der Nord-südlinie hat sich der gleiche Vorgang abgespielt. Stellt nun in diesem Zusammenhang die Autobahn an sich etwas völlig neues dar, das durch den Willen des Führers vom Plan zur Tat geworden ist, so fügt sie sich doch wie in die Landschaft so auch in die Geschichte dieses Erdwinkels ein und sie bedeutet nicht nur eine ungeahnte Bereicherung des Verkehrs mit dem Blick in die Zukunft, sondern sie hat durch die umfangreichen Erd-

arbeiten uns bis in die Anfänge menschlichen Geschehens in unserem Lande und noch darüber hinaus zurückgeführt. Der 10 Kilometer lange und 30—40 Meter breite Schnittgraben, der hier von der Biernheimer Straße bis nach Friedrichsfeld durch das untere Neckarland gelegt worden ist, stellt für die Wissenschaft der Urgeschichte schon etwas Gigantisches dar. Um so mehr haben wir die Verpflichtung empfunden, die hier der deutsche Boden uns auferlegt, wenn der Spaten in dem unergründlichen Buche seiner Geschichte blättert und besonders, wenn die Zahl der Spaten in die vielen Hunderte geht. Sie wurde uns ganz außerordentlich erleichtert durch das Entgegenkommen der örtlichen Bauleitung, des Herrn Reichsbahnrats Kraft und seines Nachfolgers Reichsbahnrat Bertram, und ebenso der verschiedenen Unternehmer und ihrer Aufsichtsbeamten. Mit dieser großen Bewegungsfreiheit konnten die Arbeiten auf Veranlassung von Stadtrat Hofmann durch Arbeiter durchgeführt werden, die die städtische Arbeitsfürsorge unter Direktor Schumacher und Obersekretär Schmitt zur Verfügung stellte; auch dem städtischen Tiefbauamt und Straßenbahnamt wird manche Förderung der Arbeiten verdankt. Da auf der ganzen Strecke ziemlich gleichzeitig gearbeitet wurde, teilten sich in die Beobachtung mit dem Berichterstatter noch Hauptlehrer Franz Gember von Feudenheim für den Abschnitt nördlich des Neckars und Hauptlehrer Karl Wolber von Seckenheim für die dortige Gegend, und auf der ganzen Strecke grub, zeichnete und vermaß der Zeichner Fritz Rupp vom Schloßmuseum mit gewohnter Umsicht und Sorgfalt. Allen Beteiligten sei der aufrichtige Dank der Wissenschaft ausgesprochen, der in den reichen und schönen Funden unvergängliche Gestalt erhält. Im ganzen wird es gelungen sein, die meisten Funde zu bergen, höchstens daß während der Nachtschichten in einzelnen Monaten bei dem künstlichen Lichte nicht alles bemerkt worden ist; aber Herr Wolber hat gelegentlich sich auch in der Nacht rufen lassen. Die Funde sind nach Absprache mit der Bauleitung dem Schloßmuseum Mannheim zugeführt worden und werden dort in den nächsten Jahren ihre Bearbeitung erfahren. Eine Auswahl der bedeutendsten Stücke bildet eben einen Teil einer Sonderausstellung des Schloßmuseums „Vom Wildpfad zur Reichsautobahn“, die mit der Freigabe der Autobahnstrecke am 3. Oktober eröffnet wurde. Auf diese Auswahl gründet sich hauptsächlich der nachfolgende Bericht, der vorläufig nur eine allgemeine Gesamtüberschau zu geben vermag.

Zeitlich am Anfang steht ein bearbeitetes Knochenstück, das sich im Ries der diluvialen Niederterrasse beim Durchschnitt des Hochufers an der Kloppenheimer Straße fand. Irgendwelche besonderen Beziehungen weist dieser mit dem Ries abgelagerte Einzelfund nicht auf.

Die ununterbrochene Kette von der jüngeren Steinzeit bis auf Karl den Großen beginnt mit den Resten

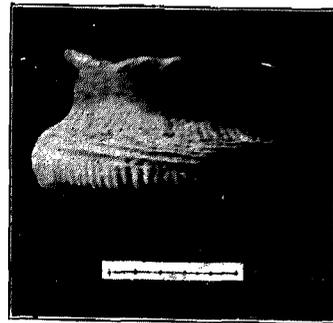


Abb. 1. Töpfchen der Rössener Stufe an der Heddesheimer Straße.

der bandkeramischen Stufe, die in einer großen Zahl von Wohnstellen nördlich der Straße nach dem Straßenheimer Hof zutage gekommen sind. Sie bestehen aus vielen sich aneinanderreihenden, meist unregelmäßigen Mulden, die in dem zähen Lehm liegen und oft in die darunter liegende Kalkmulde einschneiden. Führen anderwärts viele Beobachtungen immer wieder zur Annahme eines Trockenklimas während der jüngeren Steinzeit, so bildet auch unser Befund einen neuen Beweis. Nur die südlich der Straße vorüberziehende alte Neckarrinne hielt wohl noch genügende Feuchtigkeit, führte also sicher kein Wasser mehr, und bot ihnen saftige Wiesen und am höheren Rande fruchtbaren Ackerboden. Hier fanden sie, was sie zum Leben brauchten; denn diese Leute, die von der mittleren Donau herkamen, waren die ersten Ackerbauer in unserer Gegend und wurden so durch einen ihren Lebensgewohnheiten entsprechenden Platz festgehalten. Irgendwelche Hausgrundrisse nach den Pfostenlöchern, wie anderwärts, ließen sich trotz angestrengter Beobachtung nicht erkennen. Nach Ost und West reichen diese Wohnstellen über den Autobahnschnitt noch weiter in die Felder hinein und erstrecken sich im Einschnitt selbst auf über 100 Meter Länge. Eine recht ansehnliche Siedelung muß also hier vorhanden gewesen sein, Gräber besitzen wir noch keine zu ihr; sie werden irgendwo in der Nähe liegen und warten nun der Stunde, wo eine neue Erdbewegung auch ihre Ruhe stören wird. Neben den zahlreichen Scherben größerer Vorratsgefäße gehören die feinen verzierten den verschiedenen jüngst festgestellten Stilgattungen an; einer zeigt als Merkwürdigkeit die Verzierungen durch Eindringen gedrehter Schnüre; auch Bruchstücke einer flachen Tonschale mit 3—4 Füßen haben sich gefunden. Hacken und Meißelchen aus Stein, Hornsteinwerkzeuge und Knochengeräte kamen hinzu. Was hier zum ersten Mal unter ihrem Kulturgut auftaucht, sind Stücke von Rot-eisenstein oder Hämatit (Blutstein), einer Erzsorte, die im Gebiete der Lahn und Sieg ansteht und heute dort verhüttet wird. Den Bandkeramikern diente sie zum Anreiben roter Farbe, die in ihrem Leben vielleicht zu bestimmten Festen eine Rolle spielte. Die

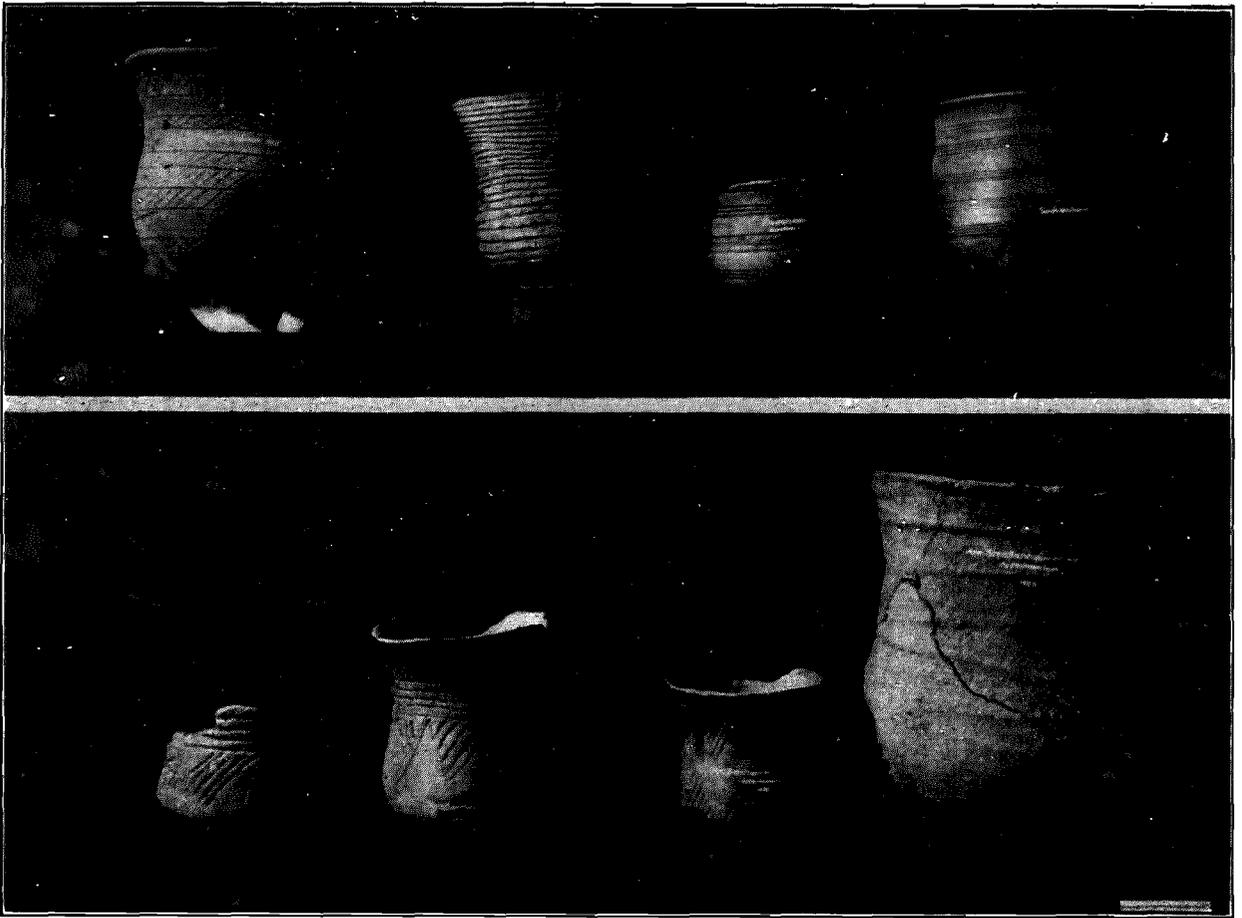


Abb. 2. Oben: Glockenbecher (3), Zonenbecher (1); unten: schnurverzierte Becher (3), Topf mit Riefen.

Stücke sind aber auch Zeugnisse für den Handel, der aus jenen Gegenden die unsrige erreichte. Auch im *Sachsenheimer* Dünengebiet hat sich ein besonders großes Stück gefunden, das durch seine vielen Schriffflächen fast die Gestalt eines Steinbeiles erhalten hat. Es stellt sich zu einer Reihe von Streufunden der gleichen Stufe, verzierten Scherben, einer Spizhacke und einer 26 Zentimeter langen, hinten durchbohrten steinernen Pflugchar: Diese Funde werden wir wohl zu der weiter westlich vor über 30 Jahren bei der Anlage des *Friedrichsfelder* Verschubbahnhofs festgestellten bandkeramischen Siedelung, die diesmal im Sandboden lag, in Beziehung bringen müssen. Die Einwanderung dieser von der mittleren Donau kommenden ersten Ackerbauer mag noch zu Ende des 4. Jahrtausends erfolgt sein, als sie allmählich Westdeutschland bis nach Belgien hinein bevölkerten. Da die Entwicklung der Tongefäßverzierungen einen längeren Aufenthalt nahelegt, kann das Volkstum dieser Leute sich bis zum Ende der jüngeren Steinzeit (um 2000 v. Chr.) und noch darüber hinaus bewahrt haben.

Stellen diese Bandkeramiker die erste große Einwanderung von Ost und Südost her dar, so kommt

zu Beginn des 3. Jahrtausends eine andere Bevölkerungswelle von Norden her, wo sie an Saale und Elbe beheimatet und nach ihrem ersten großen Fundort *Rössen* benannt wird. Diese *Rössener* Stufe ist in mindestens 10 Siedlungsstellen auf Gemarkung *Wallstadt-Ilvesheim* vertreten. Die Leute haben ebenfalls den Lehm als Siedelungsboden bevorzugt, sich aber einen anderen Platz ausgewählt; sie trafen den ersten bereits besiedelt an. Wenn wir daraus auf ein zeitliches Zusammentreffen dieser beiden Kulturstufen schließen dürfen, so erklärt sich wohl auch das Vorkommen einiger *Rössener* Scherben unter den bandkeramischen am *Straßenheimer Hof*. Es war der Lehm eines alten *Neckarlaufes* (siehe *Strigel*, zur Landschaftsgeschichte bei *Mannheim*, Abb. 5), in dem ein großer Teil dieser Scherben sich fand, wohl eine Abfallstätte. Nicht weit davon lag auch eine Anzahl Wohngruben, die sich unter den anstoßenden Feldern noch fortsetzen: Es wird eine kleine Dorfsiedelung wiederum gewesen sein, deren Topfware nun eine ganz andere Welt darstellt, wie schon das als Einzel-fund gerettete ganze Töpfchen (Abb. 1) deutlich zeigt. Die mit weißen Kalkeinlagen gefüllten Strichmuster erinnern deutlich an die norddeutsche Steinzeit, nur

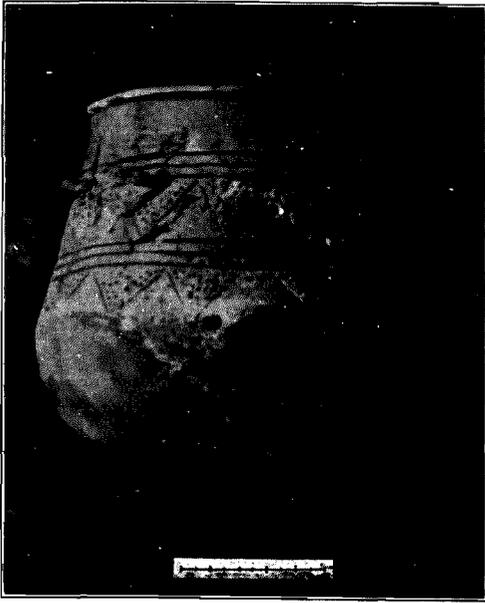


Abb. 3. Topf der älteren Bronzezeit bei Wallstadt.

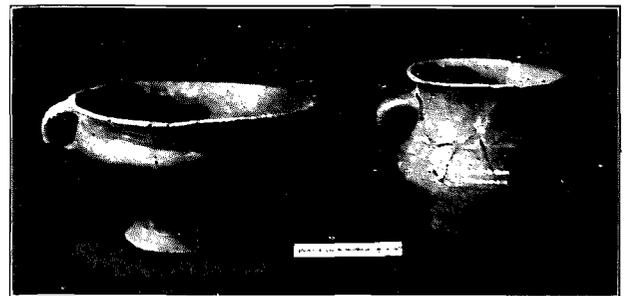
die Form beginnt sich bereits von denen des Heimatlandes zu trennen. Da hier am Westhang des Uzelbergs die Arbeit gerade in Tag- und Nachtschichten lief, mußte man sich auf die Bergung der Kulturreste beschränken und auf weitere Beobachtungen verzichten. Bemerkenswert ist das Vorkommen von zwei schönen walzenförmigen, spitznackigen Steinbeilen, einem 15 Zentimeter langen Feuersteinmesser mit hohem Rücken, einer schönen Pfeilspitze und durchbohrten Hirschhornhacken. Auch im fetten dunklen Lehm einer alten Neckarschlinge nördlich von Friedrichsfeld im Gewann Straßenheimer Hag, die sich östlich an das Dünengebiet anschließt, lag eine Kulturschicht mit Kössener Scherben und Steinsplittern; diese nebst einem Hockergrab im Dünengebiet mit gleichem Inhalt lassen auch hier unter ähnlichen Bedingungen eine Dorfsiedelung vermuten, die unter anstoßenden Feldern liegen wird.

Wie unruhig es dann gegen Ende des 3. Jahrtausends in unserer Gegend geworden ist, können wir aus den Gräbern dreier verschiedener Völker entnehmen, die jetzt hier einwanderten und Reste sowohl im Straßenheimer wie im Seckenheimer Dünengebiet hinterlassen haben. Am bedeutsamsten erscheint wohl der von Thüringen her kommende Zuzug der sog. Schnurkeramiker, die in den Gräbern ja den ausgebildeten nordischen Langschädel zeigen. Bei Seckenheim ist ihre Anwesenheit nur durch einige Scherben bezeugt, aber aus dem Straßenheimer Dünengebiet stammen drei schlanke Becher von bezeichnender Form und den mit Schnüren in den Ton eingedrückten Dreiecksverzierungen (Abb. 2 untere Reihe). Das große Gefäß daneben, an dessen Wandung wagrechte Riefen umlaufen, ist das erste ganze

Gefäß dieser bisher unbekanntem Gattung, die in einzelnen unzusammenhängenden Scherben, ebenfalls mit Schnurverzieren zusammen, seit einigen Jahren am Uzelberg bei Ivesheim herausgekommen waren. Diesen Leuten wird dann durch Einwanderer aus dem Westen der Boden streitig gemacht. Es sind die Zonen- und Glockenbecherleute mit ihren so ganz anders gearteten Gefäßverzierungen (Abb. 2 obere Reihe). Gerade bei den letzteren ist der Zuwachs besonders erfreulich, weil sich schon seit einigen Jahren die Gesellschaft um den einen vermehrte, den 1907 südlich vom Schloß der Spaten ans Licht gebracht hatte. Dies Volk, zu dem also der älteste Mannheimer gehörte, sind, wie man jetzt annimmt, Wanderhirten gewesen, deren Heimat in Spanien zu suchen ist. Die zwei kleinen Gefäße stammen aus einem Hockergrave am Westhang des Uzelbergs, neben dem noch ein zweites, nur ohne Beigaben, lag.

Mit diesen drei Gattungen sind wir schon ans Ende der jüngeren Steinzeit gelangt; denn gelegentlich erscheint bei ihnen schon die älteste Bronze. Es gewinnt für unsere Gegend den Anschein, als wenn nun alle diese Volkssplitter von den Bandkeramikern an, seßhaft geworden, zu einem Volk verschmolzen sind. Es saß ruhig auf der fruchtbaren Scholle des Decklehms, der über dem Neckardurchbruchgebiet zwischen dem Straßenheimer Hof und Seckenheim ausgebreitet liegt und an die es der Ackerbau band. So sieht das zweite Jahrtausend v. Chr., die Bronzezeit, ruhige Zeiten, in denen das neue Metall immer mehr eingeführt wird. Aus ihm besteht nun der Schmuck der Leiche, Armreife, die in Spiralen endigen, Spiralbänder, Radnadeln, Dolch und Messer. Eine größere Zahl Gräber derart haben sich nur 20—60 Zentimeter tief, also sehr flach, in der alten Neckarmulde östlich des Friedhofes von Wallstadt gefunden: die Trockenzeit hat also noch weiter gedauert. Bemerkenswert war ein Spangenarmband, bei dem eine Zweidrittelspange mit einer Drittelspange zu einem Rund zusammengeschlossen war, und ein Kindergrab, das eine kleine durchbohrte Hirschhornart barg. Eines dieser Gräber war bei der Anlage einer suebischen Grube

Abb. 4. Töpfchen der mittleren Bronzezeit von Seckenheim.



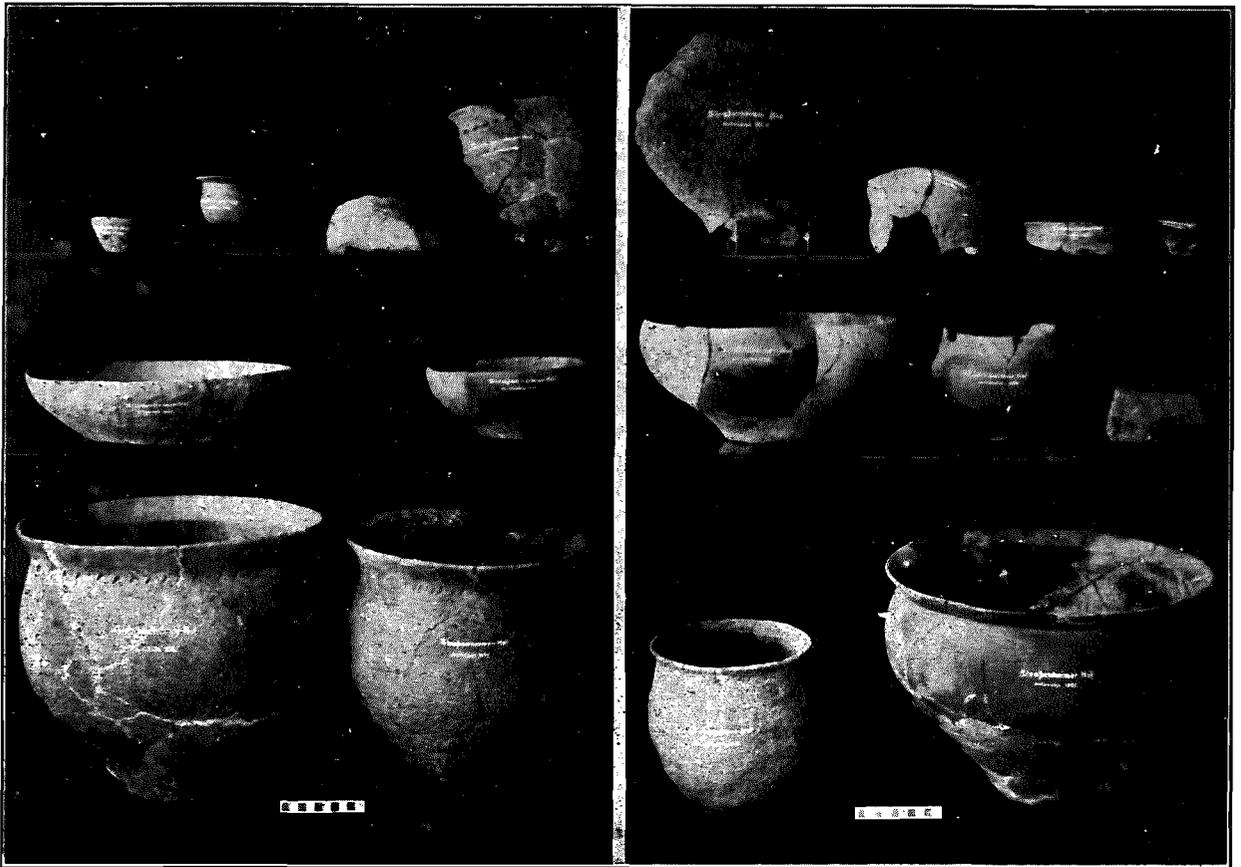


Abb. 5. Töpfe aus einem Keller der Hallstattzeit am Straßenheimer Hof.

dort gestört worden, sodaß sich Dolch und Bronzespange der Hügelgräberbronzezeit zwischen den römischen Scherben wiederfanden. Wohnstellen hat uns das sonst so gnädige Glück nicht beschert. Aber es ist schon ein seltener Fall, einmal Zeugnisse ihrer Töpferei zu erhalten, wie sie uns der Seckenheimer Dünenfund in zwei heilen Töpfchen aufbewahrt hat (Abb. 4). Erstmals in unserer Gegend ist auch der Topf der frühen Bronzezeit (Abb. 3), der in Rheinheffen seine nächsten Verwandten hat.

Gegen Ende des 2. Jahrtausends kommt erneut Bewegung in das untere Neckarland. Aus dem Südosten zieht ein neues Volk heran, wohl illyrischer Herkunft aus dem Ostalpengebiet. Einer seiner Häuptlinge lag bei Seckenheim in einem großen Grabe, das, wieder erstmalig in unserer Gegend, sich durch seine eigenartige Anlage auszeichnete. Wir trafen das Skelett auf einer dünnen schwarzen Schicht, wohl von Brettern herrührend, die sich über ein Steinpflaster hinzog. Ueber der sehr vergangenen Leiche waren wieder Holzbretter dachartig zusammengestellt gewesen und diese durch eine mächtige Steinlage geschützt. Die Beigaben eines Henkeltopfes und einer Schale in ausgezeichneter Technik weisen in die ausgehende Bronzezeit, ebenso die Bronzebeigaben

von Messer, Nadeln und Ringen, bei denen noch ein Schleiffstein und ein handkeramischer Meißel, also ein Fundstück, lagen.

Das Bild ändert sich aber weiter, als nun in der jetzt folgenden Hallstattzeit die Leichenverbrennung durchgreift und in Urnen von teilweise besonderer Größe die Leichenasche mit zahlreichen Beigefäßen zusammen beigesezt wird. Von dieser Art sind die Funde besonders zahlreich nördlich und südlich des Neckars. Weiterer Arbeit wird es noch bedürfen, um die zwei von einander sich abhebenden Perioden klarzustellen. Form und Verzierung mit z. B. in Graphit aufgemaltem Sparrenmuster bei der ersten Stufe scheiden sich jetzt schon deutlich von den einfachen Stichverzierungen am Halse bei der zweiten. Ueberraschend war es an der Einmündung der Sandhofer Zubringerstraße, als zwei Brandgräber 3 m tief unter Dünenhügeln herauskamen, die dichtes Waldkleid trugen. In der Zeit von 1000—800 v. Chr. hat hier noch offenes Land gelegen, das dann erst später der Sand immer mehr überwehte. Neben zahlreichen Gräbern haben wir aber auch Wohnstellen und Kellergruben mehrfach erhalten, im Straßenheimer Dünengebiet wie hinter Wallstadt. Aus einem solchen Keller nördlich der Straße nach Straßenheim,

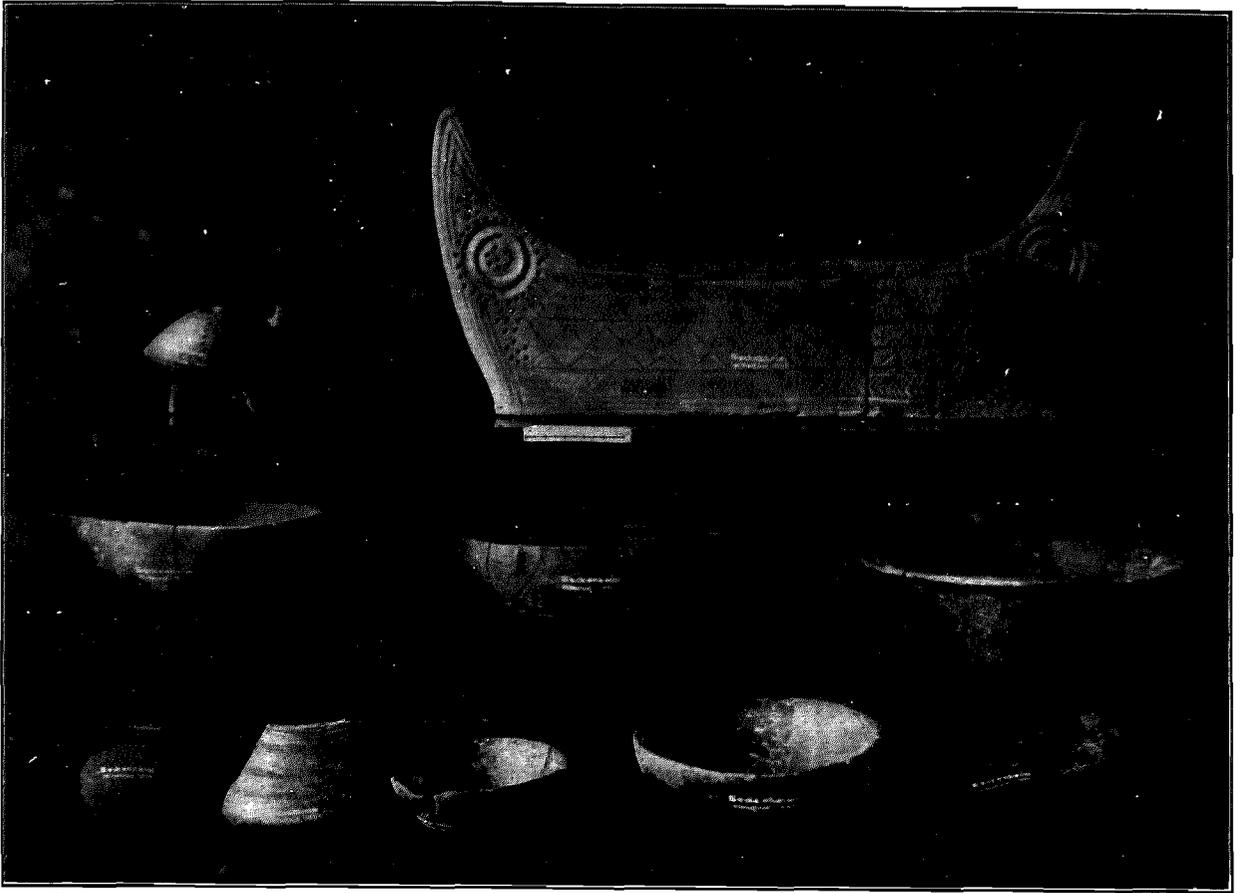


Abb. 6. Mondbild, Vogel und Töpfe aus einem Keller der Hallstattzeit bei Seckenheim.

der noch von der Böschung angeschnitten wurde, stammen die Gefäße auf Abb. 5, die für die zweite Stufe besonders bezeichnend sind, und hinter Wallstadt lagen in einer solchen Kellergrube eine Anzahl Töpfe und drin und drum viele verkohlte Eicheln; eine flachgewölbte 15 cm dicke Lehmschicht mit Holzkohlen mag wohl von der Ueberdachung stammen. An der Heddesheimer Straße standen zwei große Urnen, in eine Lehmbank eingelassen, in einem 1,10 m tiefen Keller. Trichterförmig war die Grube im Mittelfeld von Seckenheim, aus der neben Geschirr von vollendeter Technik zwei Neuheiten auftauchten (Abb. 6): ein Vögelchen aus Ton mit Verzierungen, zwei Öffnungen am Schwanz und am Rücken und drei Beinen, und ein Mondbild, ebenfalls reich im Stile der Zeit verziert mit Fischgrätenmuster und Sonnenkreisen. Gerade diese lassen wohl die religiöse Bedeutung des noch immer nicht ganz erklärten Symbols erkennen: Sonne und Mond standen immer dem Landmanne besonders nahe; mehrere Stücke ähnlicher Mondbilder sind auch nördlich des Neckars gefunden worden. Auffällig war die Größe einiger runder siloartiger Kellergruben im Seckenheimer Dünengebiet mit Nebenanlagen, rund 2 m tief und im Durchmesser. In einer von ihnen lagen als Merkwürdigkeit Schalen

und Skelett einer Schildkröte. Hingewiesen sei auch noch auf mehrere große und kleine Gefäße mit Buckelverzierung, die die Forschung mit dieser hauptsächlich in der Lausitz auftretenden Schmuckform zu verbinden sucht. Auch hier verbergen sich noch ungeahnte Zusammenhänge, die sich eben leise andeuten.

Wie die Wohnungen ausgesehen haben und wo sie liegen, konnte in dem bearbeiteten Gebiete von Seckenheim nicht festgestellt werden; nur eine Anzahl von Urnenbrandgräbern dort werden wohl mit den Kellern in Zusammenhang gebracht werden müssen. Innerhalb der Hallstattfiedelung, die am Friedhof von Wallstadt angeschnitten wurde, lag auch der Schatzfund aus Bronze, der im vorigen Hefte S. 81—94 besprochen worden ist. Er wird darum keinem umherziehenden Händler zuzuschreiben sein, denn die pflegten so etwas in einem abgechiedenen Winkel zu verstecken, sondern den Hauschatz eines Anwohners darstellen, den die unsicheren Zeitläufe zwangen, seine Kostbarkeiten — man könnte es fast Barvermögen nennen — möglichst sicher zu vergraben, was ihm dann auch wirklich gelungen ist. Nachdem der Spaten ihn nun denn doch aufgestöbert hat, vermögen wir in etwa die Fäden zu greifen, die die Bewohner im unteren Neckarland mit der Kultur ihrer Zeit ver-

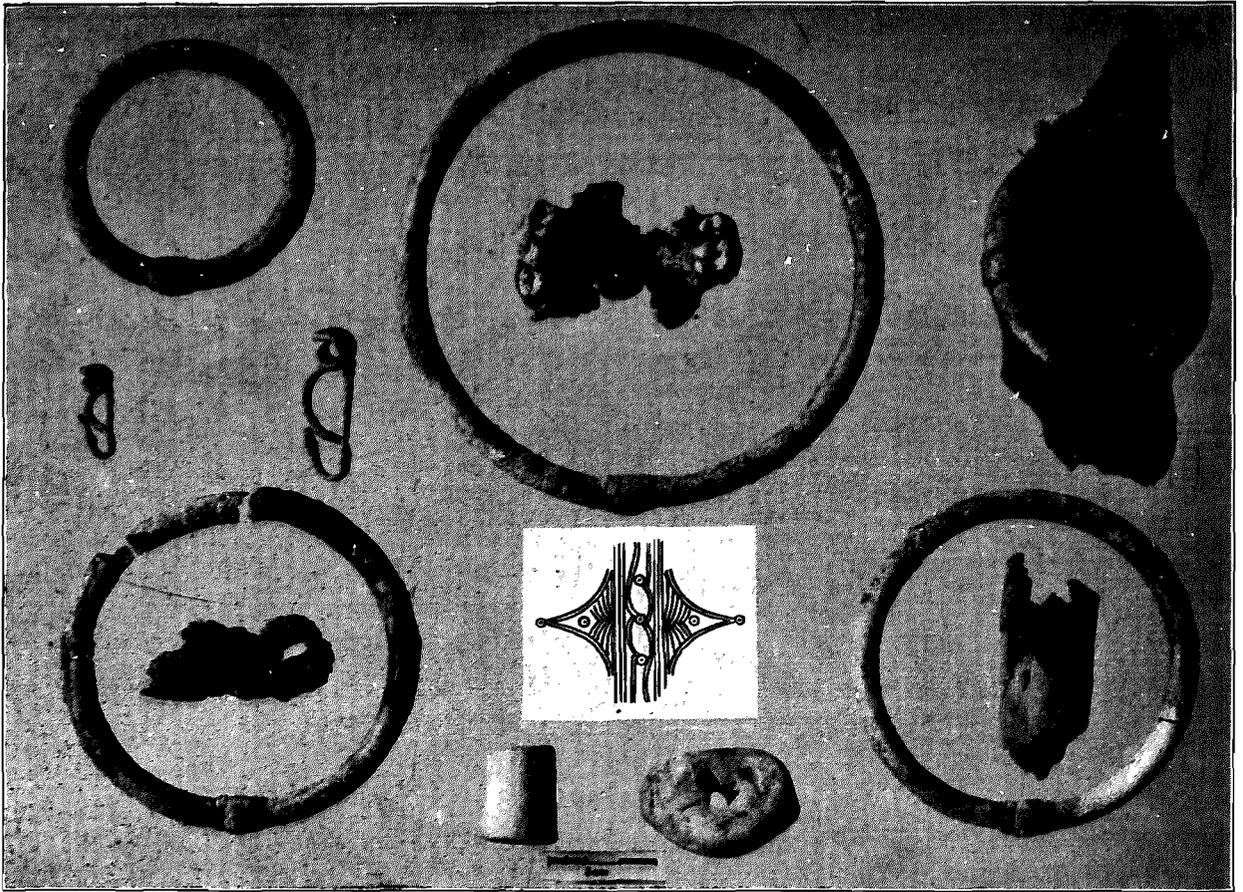


Abb. 7. Schmuck der Leiche aus einem Grabe der Frühlatènezeit am Straßenheimer Hof.

banden und die besonders nach dem Westen ins Moseltal und weiter südlich reichen. Dieser Schatzfund mit seinem Topfe bildet aber auch den Angelpunkt für die zeitliche Einreihung dieser ganzen zahlreichen Gräberfunde der Hallstattzeit, über der sich nun auch in unserer Gegend das bisherige Dunkel zu lichten beginnt. Die rohen Verzierungen an einigen Gefäßen zeigen aber deutlich in ihrer Vergröberung neben der Verflauung der Formen, daß die Muster wohl von außen herangekommen sind. Sie übernahmen diese Bauern, deren Grundstock wohl das Volk der Bronzezeit bildete, als etwas Fremdes. Drum ist es wohl begreiflich, daß sie sich mit der Fremdartigkeit des Neuen nur schwer abfinden konnten.

Hat so die frühe Hallstatt eine ersehnte Klärung erfahren, die uns hoffentlich deutlich Einwanderer und Eingeborene wird scheiden lassen, so liegt über ihrem Ende noch Unklarheit, wenn auch die wenigen Funde der keltischen Latènezeit eine neue Richtung weisen, in der das ehemalige Helvetierland in Lopodunum-Ladenburg einen wohl nicht unbedeutenden Mittelpunkt besaß. Zwei Gräber mit Bronzeschmuck sind im Straßenheimer Dünengebiet aufgetaucht, deren reicheres durch die Armringe mit ihren

eingravierten Zeichnungen am Manschettenverschluß und die schönen Fibelchen in die Frühzeit, also etwa ins 4. Jhdt. v. Chr. verwiesen wird (Abb. 7). Aber auch zwei Wohnstellen konnten östlich von Wallstadt festgestellt werden. Die eine war rechteckig mit je einem Pfostenloch an den Schmalseiten und stellte dieselbe Form dar, wie sie in römischer Zeit bei den Sueben am Straßenheimer Hof und dann sogar noch bei den Franken der karolingischen Zeit in Hermsheim angetroffen worden ist. In der Längsachse schloß sich an die Grubenwohnung in einigen Metern Abstand auf beiden Seiten ein trichterförmiger Keller an, von denen noch mehrere in der Umgebung vorhanden waren. Die andere aber war rund, hatte zwei Pfostenlöcher und auf der einen Seite einen rechteckigen Anbau mit einem dritten Pfostenloch in der Flucht der ersten und einen Nischenkeller an der anderen. Diese bisher noch nicht bekannte Hausform, bei der sich die schwarze Einfüllerde deutlich vom hellen Lehmurboden abhob, wird noch weiterer Klärung bedürfen. Von dem Inhalt der ersten seien mehrere Topfböden mit rundem Eindruck von unten und das Randstück eines größeren Gefäßes mit Absatz zwischen dem kegelförmigen Hals und der Schulter ebenso wie das Bruststück eines dachziegelartigen Backtellers mit auf-

gebogenem Rande als bezeichnende Fundstücke genannt.

Es berührt eigenartig, daß die keltische Zeit der zweiten Hälfte des ersten vorchristlichen Jahrtausends nur mit zwei Wohnstellen und zwei Gräbern als ausgesprochenen Denkmälern vertreten ist, wenn wir den Fundreichtum der Hallstattzeit dagegenstellen und auf der anderen Seite immer den keltischen Mittelpunkt Lopodunum im Blick behalten. Es hat sich also an den bisherigen Feststellungen einer verhältnismäßigen Fundarmut gerade aus dieser Periode nichts geändert. Hoffen wir, daß die Zukunft auch dieses Rätsel einmal lösen hilft und uns auch auf die Spur der keltischen Hauptstadt im unteren Neckarlande führt, die sich uns bisher noch hartnäckig verbirgt, nachdem durch Einzelfunde doch immer wieder dies für die Bevölkerungsgeschichte unserer Gegend so wichtige Volk uns in die Erinnerung gerufen wird.

Erst um die Zeitwende entsteht nun im unteren Neckarlande neues Leben, das uns in den letzten 25 Jahren immer fühlbarer geworden ist, um nun mit einem Schlage überraschend in die Erscheinung zu treten. Aus der Erklärung römischer Inschriften von Ladenburg und Heidelberg wissen wir, daß der Hauptbestandteil der Bevölkerung unserer Gegend in dieser Zeit durch die germanischen Sueben gebildet wurde, die im Zusammenhang mit dem Scheitern des Ariovistzuges im Elsaß sich um die Mitte des ersten Jahrhunderts v. Chr. am unteren Neckar niedergelassen hatten. Die seit dieser Zeit auftretenden Brandgräber und ihr besonders gearteter Inhalt, der in manchen bezeichnenden Stücken auf die norddeutsche Heimat zurückweist, hatten, nachdem Karl Schumacher seit 1900 wiederholt auf sie hingewiesen, immer stärkere Beachtung in der Forschung erfahren. Sie ist durch die neuen Erdarbeiten mit einem mächtigen Ruck vorwärtsgekommen, und das gleich an drei Punkten, am Straßenheimer Hof, hinter dem Friedhof von Wallstadt und im Seckenheimer Dünengebiet.

Im Umkreis der Straße nach dem Straßenheimer Hof haben sich drei Wohnstellen gefunden, deren jede ihre Eigenart hat. Die eine war eine langgestreckte rechteckige Wohngrube mit abgerundeten Ecken und je einem großen Pfostenloch an den Schmalseiten, das in der Wand hochlief. Wir glaubten nach Hermsheim versetzt zu sein, so sehr glich sie den dort aufgedeckten karolingischen Hausgruben des 8. und 9. Jahrhunderts n. Chr. Aber römische Scherben, insbesondere solche eines schönen verzierten Sigillatnapfes wiesen klar die Entstehungszeit um 100 n. Chr. aus. Eine zweite, etwas breitere Grube zeigte sechs Pfostenlöcher und stellte sich neben die völlig gleichartigen von Seckenheim, auf die wir später kommen. Fünf Pfostenlöcher nur zeigte eine gleiche Hausgrube westlich der Wallstadt-Biernheimer Straße, die im Zusammenhang mit anderen Bauten lag. Denn in der Nähe waren im Boden an der

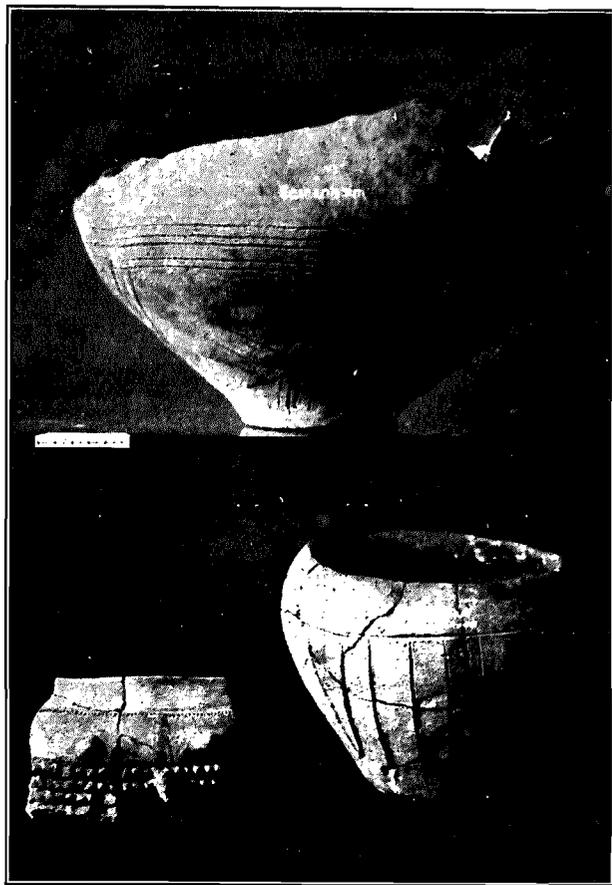


Abb. 8. Germanische Töpfe: oben und links unten von Seckenheim, der dritte von Wallstadt.

dunklen Einfüllung noch die Lagerrinnen eines rechteckigen Schwellenbaues erkennbar. Aber dieser Bauer tat es noch vornehmer: er ließ sich neben seinem Grubenhaus auch eine heizbare Stube anlegen, von der die Unterbodenheizung mit Feuerraum und Heizkanälen zwischen vier starken Erdwürfeln erhalten war; viele große römische Ziegelstücke vervollständigten zu den Scherbenfunden die Eigenart dieses Bildes. Schlagender kann wohl kein Kulturwechsel vor Augen geführt werden, ein Schritt nur ist's von da noch zum römischen Stadthaus in Ladenburg. Leider ließ sich über den Oberbau keine rechte Klarheit gewinnen, da ein Steinsockel auch in Spuren nicht vorhanden war, während Hüttenlehm auf lehmbeleidete Flechtwände wies. Um in der Wasserfrage unabhängig zu sein, waren Brunnen gegraben worden, von denen bei zweien nach einem breiteren Absatz der untere engere Schacht mit Dauben ausgekleidet gewesen war, deren schwarzes Linienrund sich noch deutlich im lehmigen Erdreich abhob. Bei einem dritten östlich der Straße waren in dem quadratischen Schacht unten die Löcher der vier Eckpfosten deutlich zu sehen die ehemals die Auschalungsplanken festhielten. Das ruft die Erinnerung an eine Zisterne bei Algermissen,

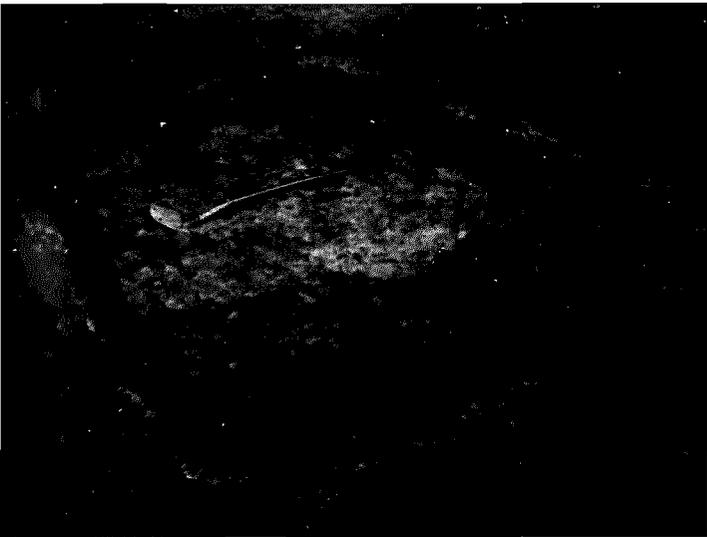


Abb. 9. Suebische Hausgrube mit 6 Pfostenlöchern bei Seckenheim.

Kreis Hildesheim, aus der Zeit um Christi Geburt wach, ein Muster cheruskischer Zimmermanns- und Brunnentechnik. So werden wir auch in unseren Holzausfachungen germanische Brunnenbauart wieder zu erkennen haben, die die Einwanderer aus ihrer norddeutschen Heimat mitgebracht hatten. Wieder wie einst bei den Bandkeramikern des vierten und den Hallstattleuten vom Beginn des ersten Jahrtausends hatte für die Sueben der Platz die gleiche Anziehung auf die Ankömmlinge ausgeübt, zum dritten Mal tritt die unsichtbare Kraft, die in den fruchtbaren Wiesen- und Ackerfluren der Straßenheimer Neckarrinne auf die Menschen wirkte, in greifbarer Erscheinung. Es folgt wieder eine Pause von Jahrhunderten: dann führt der „Straßenheimer Hof“, das ehemalige Dorf Straßenheim, dessen Entstehung der Friedhof an der nahebei gelegenen Sandgrube in merowingische Zeit hinaufriückt, die Ueberlieferung bis in unsere Zeit weiter: wie eine Brücke mit riesigem Bogen spannt sich das Leben hier über sechs Jahrtausende Bauertums auf deutschem Boden; seine Pfeiler gründen immer in der ewig Nahrung spendenden Mutter Erde.

Einfacher waren die Reste im Autobahneinschnitt hinter dem Friedhof von Wallstadt. Meist schon in 30 cm Tiefe kamen eine Reihe von einfachen kleinen Wohngruben und Abfall- oder Kellergruben zum Vorschein. Ihre, wie bei den dazwischen liegenden Bronzezeitgräbern, nicht erwartete Lage in der Mulde eines alten, längst verlandeten Neckarlaufes, der wohl noch älter als der Straßenheimer ist, zeigt den Weiterbestand des Trockenklimas der Bronzezeit bis in die römische Kaiserzeit. In deren 1. Jahrhundert hauptsächlich weisen die zahlreichen Scherben römischen Geschirrs verschiedener Gattungen; besonders reich ist aber die Ausbeute an schönen Bronzefibeln, die mit einer

„Luciffa“-Fibel aus augustischer Zeit beginnen und bis ins 2. Jahrhundert hineinreichen. Nichtrömische Bauernware einheimischer Art ist selten; immerhin besetzte uns der Spaten einen ganzen Topf (Abb. 8 unten rechts), der mit feinen in den gerade noch feuchten Ton eingeschnittenen Strichen an die gleichzeitigen ostdeutschen germanischen Töpfe wie z. B. der Vandalen in Schlesien erinnert; mit einem Scherben gleicher Art ist auch ein germanischer Reitersporn mit Eisendorn aufgetaucht. Aber bereits 1910 hatten uns die Wohngruben des suebischen Dorfes auf der Hochfläche bei Seckenheim Scherben der gleichen Art geliefert. Am Rand des Grabens angeschnittene Gruben beweisen, daß die Siedelung noch größer war und sich unter die nächsten Felder erstreckte. Sie muß aber auch in Zusammenhang gebracht werden mit einer Reihe gleichzeitiger Gräber, die vor 70 Jahren der Altertumsverein auf der Westseite von Wallstadt gefunden, wo sie am Rande der alten Neckarrinne ihre bezeichnende Lage haben, vielleicht aber zu einer gesonderten Siedelung gehören, sodaß die Gräber zu der jetzt gefundenen erst noch gesucht werden müssen.

Weitere Funde dieser Zeit kamen südwestlich der Heddesheimer Straße am Westhang des Uebelbergs im Bahneinschnitt heraus, deren wichtigster ein hier wieder garnicht vermuteter gemauerter Brunnen war. Hier hatte also römische Maurerkunst bereits ihren Einzug gehalten. Römisch sah auch der Inhalt des Brunnens aus. Stücke großer Ziegel lassen auf ein größeres Haus schließen, für das Heizkachelstücke auch eine mit Unterbodenheizung versehene Stube bezeugen. Erinnern wir uns nun der großen Zahl von Brandgräbern der römischen Zeit, die in den achtziger und neunziger Jahren Karl Baumann für den Altertumsverein ausgegraben hat, dann schließt sich wohl für uns das Bild zusammen: zu den einfachen Bauern

Abb. 10. Gemauerter Brunnen aus dem suebischen Weiler von Seckenheim.



jener Brandgräber als seiner Gefolgschaft tritt der Edeling in dem vornehmen Hause. Seine Reste bleiben wieder zu suchen, ebenso wie die Hütten der Bauern: der Boden birgt also noch mancherlei Urkunden zu seiner Geschichte.

Die größte Ueberraschung haben wir bei Seckenheim erfahren, wo von der alten Sandkaute bis zur Bahnstrecke das Dünengelände abgetragen und dabei 2,5 Millionen Kubikmeter Erde zur Auffüllung der vielen Rampen bewegt worden sind. Daß unter den Sandwellen etwas verborgen lag, hatte vor einigen Jahren das römische Mauerfundament an der Sandkaute bewiesen. Es hat nun plötzlich seine Einsamkeit verloren: 16 Grubenhäuser sind hinzugekommen mit 2, 4 und 6 Pfostenlöchern, von denen die letzte Art die Regel bildet (Abb. 9). Das läßt denn doch auf senkrechte Flechtwände schließen auf allen vier Seiten über der meist 2,25—2,5×3—3,50 Meter großen und wohl 30—50 Zentimeter eingetiesten Bodensfläche; eines wies auch einen Zugang an der Längsseite mit mehreren Stufen auf. Eine Hausgrube barg mit einem Anbau eine große Anzahl von Webgewichten und größere verkohlte Stücke gefornen Holzes, was vielleicht der Webebaum gewesen sein könnte. Die Hausgruben sind meist gleich ausgerichtet, einzelne lagen paarweise in der Längsrichtung nicht weit voneinander, aber eine planmäßige Verteilung ließ sich nicht erkennen, wie auch über die Gleichzeitigkeit der Häuser keine Feststellungen möglich waren. Eine Sonderstellung in ihrem Kreise nimmt eine 8 m lange und 4 m breite Anlage ein, deren 40 cm breite und nur in einer bis zwei Steinlagen erhaltene Rollschicht wohl das Fundament für eine große Lagerschwelle bildeten, in die dann die Ständer eingepapft gewesen wären. Die Ecken waren mit großen Platten gesichert, eine Rollschicht als Riegelwand im Innern teilte den Raum in zwei Hälften. Daß etwa Pfosten in das Steinfundament hineingingen, ließ sich nicht erkennen. Feuerstellen fanden sich weder hier noch in den Erdgrubenhäusern. Aber einen für sich gebauten Backofen glauben wir gefunden zu haben, was wir aus einem mit Steinen ausgefetzten Feuergang und starkem Rotbrennen des verlehnten Sandes der Kulturschicht schließen möchten. Das Wasser für die Menschen lieferten Brunnen, von denen 3 ehemals mit Holz ausgeschalt gewesen und darum nur an der andersartigen Einfüllung und ihrem Inhalt zu erkennen waren. Ein vierter aber war gemauert (Abb. 10) und reichte 7 m tief hinunter, ging aber heute nicht mehr aufs Wasser, das die heutigen Brunnen der benachbarten Siedelung erst in 10—11 m Tiefe erreichen. Drinnen lagen außer Scherben und Eimerresten 8 Sandsteinquader mit rechteckigen Zapfenlöchern für die Ständer des Brunnenhauses und ein Stück des Deckkranzes aus Sandstein, sodaß auch die Dicke feststeht. Das Geschirr, das hier im Gebrauch war, zeigt überwiegend römische Art und Form, neben der einfachen einheimischen

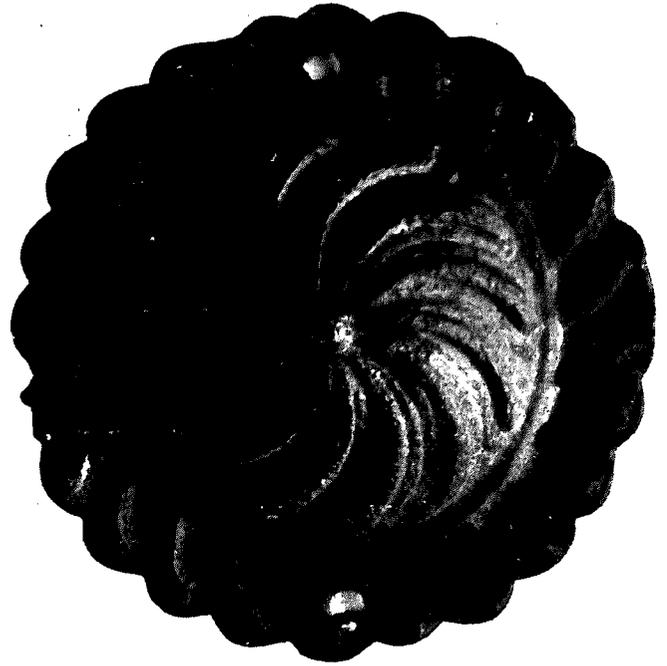


Abb. 11. Bronzescheibe mit germanischem Sonnenwirbel von Seckenheim.

Bauernware steht die eingeführte belgische und Sigillata-Ware des 1. und 2. Jahrhunderts, eine Reihe Fibeln aus Bronze beginnt mit der Nauheimer Form der augustischen Zeit. Einzelfunde sind z. B. ein heiler Faltenbecher und ein gleicher Schwarzfirnisbecher mit einem Deckel darauf und das Unterteil eines germanischen bauchigen Topfes mit gekreuzten Kammstrichverzierungen am Bauch, die nach Norden an die Elbe weisen (Abb. 8 oben). Eine Scherbe mit Warzenverzierung zu beiden Seiten eines aufgesetzten senkrechten Mittelstegs (Abb. 8 unten links) läßt an Beziehungen nach Norden über die Lahn hinaus denken.

Daß dieser Weiler eine Siedelung der germanischen Neckarsueben darstelle, legten die geschichtlichen Verhältnisse nahe. Zu der Bestätigung durch bezeichnende Geschirrfunde kommt der Streufund der Bronzescheibe (Phalera) mit dem Sonnenwirbel auf dem Buckel, den Herr Wolber auf der weithin schon abgedeckten Sandfläche auflos (Abb. 11). Ein Stück altgermanischen Volksgutes, dessen einziges Seitenstück aus friesischen Gebiete stammt und im städtischen Museum von Groningen in Nordholland liegt, strahlt uns hier entgegen. Ueber den Herstellungsort lassen sich nur Vermutungen wagen; entweder stammt es, wie die technische Vollendung nahe legt, aus den römischen Werkstätten links des Rheins, für die es dann die starke Erfüllung mit germanischem Geiste bezeugen würde, oder es ließe sich an markomannische Werkstätten in Böhmen denken, die ein großes Gebiet in Norddeutschland belieferten. Inhaltlich aber steht es in der bedeutenden Zeit, als zum ersten Male in größerem Ausmaß von Norden her ein germanischer Vorstoß

nach dem Süden unternommen worden war und diese Stämme eben in fremder Erde am Rhein Wurzel zu schlagen begannen. Aber ihre innere Kraft verpaffte im Zusammenprall mit der überlegenen südlichen Kultur, die sie in ihren Schoß aufnahm und ihre äußeren Lebensformen wandelte. Sie wurden, wie so viele anderen Völker, ein Teil des römischen Reiches, das damals auf der Höhe seiner Machtentfaltung stand. Und als das Reich im 3. Jahrhundert zu wanken begann und die Provinzen aufstanden, da machte sich ein neu hereinbrechender germanischer Stamm zum Herrn des romanisierten Landes. Die noch verbliebene Bevölkerung ging in den urwüchsigeren Alemannen auf, die dann um 500 die politisch stärkeren Franken ablösten. Vielleicht haben wir auch für diese Zeit ein Zeugnis im Seckenheimer Dünengebiet in einem ganz vereinzelt Grab, das neben einem bronzenen Fibelpaar als eigenartigste Beigabe die Reste einer Flachshechel mit langen Eisenzähnen barg. Die alte Suebenedelung war längst zerfallen, da Zeugen des 3. Jahrhunderts sich nicht mehr gefunden haben. Die Natur fing an ein Leichentuch darüber zu breiten. Von weiterher kamen aus südlicher und südwestlicher Richtung immer dichtere Sandmassen angewirbelt, in denen die alte Siedelungsstätte, einem Vineta der Sage gleich, versank. Unbarmherzig schufen die Elemente das alte Kulturland zu einer trostlosen Oede um, die erst die Neuzeit mit einem dürftigen Waldkleid versehen hat. Diese Verschüttung hat sich in langen Jahrhunderten des Mittelalters vollzogen. Daß sie um 800 erst einen Fuß etwa hoch war, zeigt eine karolingische Scherbe aus dem hellgelben scharf gebrannten Ton mit Gittermuster in Rädchenverzierung, die im hellen Sand 20—30 cm über der suebischen Kulturschicht lag (Abb. 12).

Mit diesem spätesten Fundstück des Untersuchungsgebietes der Reichsautobahnstrecke schließt die über vier Jahrtausende lange Reihe; durch alle die verschiedenen Kulturstufen und Völker, die einst im unteren Neckarland im Wechsel der Zeiten gesiedelt hatten, hat sie uns bis an die Schwelle des Mittel-

alters geführt, wo die Ueberlieferung der Urkunden die Sachüberlieferung immer mehr ablöst. Und noch ein anderer Bruch mit der Vergangenheit hatte sich seit der Völkerverwanderungszeit vollzogen. Die Lage des suebischen Dorfes bei Seckenheim ist nach Osten gewandt. In Anlehnung an die Hügel der älteren Düne im Rücken ging der Blick dieser Menschen in das Wiesen- und Ackerlande der Niederung, streifte hinüber nach dem nicht fernen Mittelpunkt des Gaues, Lopodunum, um erst am mauerartigen Abschluß des Gebirges mit seinem wildreichen Urwald Halt zu machen. Die Siedelung der Franken aber rückte ans Hochufer nach Kloppenheim, das an der Straße vom Ultripper Rheinübergang her lag und nach Seckenheim an den fließenden Neckar. Auch nördlich von Wallstadt vollzog sich der Wechsel. Wo die Sueben und Hallstattleute in der Neckarmulde gewohnt, zieht seitdem der Pflug seine Furchen, und an der Wegkreuzung nach dem Straßenheimer Hof wie am Westhang des Aelbergs war ebenfalls die seit der Steinzeit dauernde Ueberlieferung abgebrochen. Neue Gesichtspunkte bestimmten das Verhältnis des Menschen zur Natur, der er mit neuen Zwecken und Zielen zu den alten entgegentrat. Ein neues Spiel der in der Gegend ruhenden Kräfte begann und fand in der Lage der Siedelungen seinen ersten sichtbaren Ausdruck. Hier hebt die Richtung an, die in die Handels- und Industriestadt Mannheim ausmündet.

In ungeahntem Ausmaß ist durch die richtigen Erdbewegungen der Reichtum unserer Fundurkunden für die Geschichte der Heimat gesteigert worden, daß der Forscher sich in tiefer Dankbarkeit dieser Fügung beugt, wenn sein Blick gleich so durch die Jahrtausende schweifen und dem Spiel der Kräfte in der Natur lauschen darf. Er gedenkt aber auch bei dem freudigen Anlaß, dem diese Zeilen gewidmet sind, seiner ersten Ausgrabung vor nunmehr 27 Jahren, die er dem hochverehrten Subilar und seiner Gattin auf einem Ackerstück zeigen konnte, und wo er damals aus seinen ermunternden Worten den Ansporn zu weiterer Arbeit nehmen durfte, der er seine stets fördernde Gunst immer bewahrt hat.



Abb. 12. Karolingische Scherbe aus den Dünen bei Seckenheim.

Mitteilungen aus dem Altertumsverein

Der Verein trauert um sein ehemaliges Vorstandsmitglied Frau Emma Baumann, geb. v. Weizenbeck, die am 26. August in München sanft entschlafen ist. Ihrem Gatten, dem um den Verein hochverdienten wissenschaftlichen Leiter Hofrat Professor Karl Baumann (gest. 1909), hat sie bei der Verwaltung der Sammlungen in reichem Maße hilfreich zur Seite gestanden und von 1919—1933 als Mitglied des Vorstandes an den Geschicken des Vereins mit ihrem klugen Rat tätigen Anteil genommen. In aufrichtiger Dankbarkeit sei hier ihrer Verdienste gedacht; wir wollen ihrer auch fernerhin in Ehren gedenken.

Für den Winter 1935/36 sind folgende Veranstaltungen vorgesehen:

Montag, 30. September 1935:

Professor Dr. H. Gropengießer und Professor Dr. A. Strigel:

Die Ergebnisse der Ausgrabungen der Reichsautobahn für die Landschaftsgeschichte und Vorgeschichte unserer Gegend.

Montag, 14. Oktober 1935:

Otto Sigfrid Reuter, Bremen:
Germanische Himmelskunde.

Montag, 18. November 1935:

Universitäts-Professor Dr. Hans Naumann,
Bonn:
Wolfram von Eschenbach.

Montag, 2. Dezember 1935:

Geh. Rat Universitäts-Professor Dr. Robert Sommer, Gießen:

Die Bedeutung der Rennwege, insbesondere der Nibelungenwege für die deutsche Familien- und Stammeskunde.

Montag, 13. Januar 1936:

Direktor Wilhelm Teudt, Detmold:
Germanische Heiligtümer.

Montag, 17. Februar 1936:

Direktor Dr. Ernst Sprockhoff, Mainz:
Die Germanen, ihr Werden und Wachsen auf deutschem Boden.

Montag, 9. März 1936:

Professor Dr. Friedrich Behn, Mainz:
Die Burgunden, ihre Geschichte und ihre Kultur.

Montag, 27. April 1936:

Universitätsprofessor Dr. Hans Dragendorff,
Freiburg:
Olympia und die Olympischen Spiele im Altertum.

Die Vorträge finden im Vortragsaal der Kunsthalle statt. Beginn 8.30 Uhr. Ferner finden im Laufe des Winterhalbjahres noch vier Mitgliederabend mit kurzen Referaten statt. Zu diesen wie zu den einzelnen Vorträgen ergehen nochmals Sondereinladungen.

Zeitschriften- und Bücherschau

Die Ortenau. Veröffentlichungen des historischen Vereins für Mittelbaden. 22. Heft 1935. Ofsenburg i. B.

Mit einem Ueberblick über die Vereinsgeschichte 1909 bis 1934 von Prof. Dr. Bager wird das Heft eingeleitet. Zwei Persönlichkeiten stehen in den nächsten Aufsätzen zur Betrachtung. Zunächst behandelt Dr. Bastian die Werke des Plastiklers Christoph von Urach, dessen Grabdenkmäler in Renzingen auch abgebildet sind. Dann würdigt Manfred Eimer seinen Großvater Ch. Heinrich Eimer aus Lahr, den Dulder für Deutschlands Einheit. Eimer war 1832 in Heidelberg Burschenschaftler, wurde so in den Frankfurter Putsch 1833 verwickelt und mußte längere Gefängnishaft erdulden. Von Anna Kupferschmid, der 1930 verstorbenen Heimatforscherin, folgt ein Aufsatz über „die letzte Nacht der Marie Antoinette auf deutschem Boden“, die sie als Erzherzogin in der Benediktinerabtei Schuttern verbrachte, geschildert nach den Akten des Freiburger Stadtarchivs und Generallandesarchivs in Karlsruhe. Die Einzelheiten sind ungemein bezeichnend für die höfische Welt des ancien regime. Ein Gefolge von 257 Personen, 57 Wagen mit 450 Zug- und Reitpferden

begleitete die Fürstin von Wien nach Straßburg, dabei eine Küchenhierarchie von 73 Personen. Allein 15 086 fl. Ausgaben für Bauten und Aufwendungen noch vor der Ankunft der Fürstin waren zu verrechnen. Ein Orchester für 1000 fl., ein Feuerwerk für 2013 fl. zu Ehren der Dauphine waren weiter zu zählen. „Die Huldigungsfeier zu Offenburg 1806 beim Uebergang der Ortenau an Baden“ mitgeteilt von Joseph Ludolph Wohleb reiht sich an als würdiges Seitenstück einer anderen Zeit. — Große geschichtliche Zusammenhänge berührt A. Wetterers Aufsatz „die Kurpfalz in der Ortenau“. 1404 kam die Ortenau aus Straßburger Besitz an König Ruprecht von der Pfalz und dessen Sohn, der auch von Sigismund die Landvogteien im Elsaß und in der Ortenau bestätigt bekam. Untervogt im Elsaß war Reinhart von Sickingen. Die Amtleute der Ortenau wohnten auf Burg Ortenberg. 1439 wurde Emich von Leiningen Untervogt. Pfalzgraf Friedrich 1449—76, der „böse“ Fritz, eroberte 1452 die Grafschaft Lügelfstein und gewann durch Diebold von Hohengeroldseck Rechte auf dessen Herrschaft. Diebold wurde 1454 „Erbdiener“ der Pfalz und Geroldseck, Schuttern und Hofweier gehörten zur Pfalz, deren Besitz Pfalzgraf Friedrich gegen den Pfalzgrafen von Weidenz 1460 bei Pfedders-

heim, wie 1462 bei Seckenheim gegen Württemberg, Baden, Metz und Speyer und nochmals 1471 siegreich verteidigte. Selbst der Kaiser versuchte vergeblich dem Pfälzer 1474 auf dem Reichstag zu Augsburg die Landvogtei abzuzeigen. Der unklare Begriff „Erbdienener“ führte 1486 zur Belagerung von Hohenberg durch den Pfälzer. Ein langer Prozeß der Herren Geroldseck, die um ihr Erbe fochten, fand erst sein Ende im pfälzisch-bayrischen Erbfolgekrieg, der den Verlust der Ortenau für die Pfalz zur Folge hatte. 1504 führte Kaiser Maximilian persönlich die Streitmacht gegen den geächteten Pfalzgrafen Ruprecht und nahm die Ortenau wieder zu „seines und des Reiches henden“, ebenso die Landvogtei im Elsaß. Der frühe Tod Ruprechts ließ diesen kaiserlichen Erfolg bestehen, sodaß die Herrschaft der Kurpfalz in der Ortenau zu Ende war. — In die Neuzeit führt Albert Kungemüller mit seiner „Geschichte der Ringstalbahn Hausach—Freudenstadt und Schiltach—Schrarnberg“, die er aus bisher ungedrucktem Aktenmaterial schöpfte. Die rechtliche Grundlage des Bahnbaues war ein badisch-württembergischer Staatsvertrag von 1873. Die Verhandlungen dauerten aber noch 1884 an, besonders wegen der Lage des Bahnhofs in Schiltach. Unterdessen war die unterste Teilstrecke Hausach—Wolfach 1876 in Angriff genommen und 1878 eröffnet worden. Die Fortsetzung nach Schiltach wurde durch Eisgang 1880/81 und Hochwasser 1882/83 schwer gestört. Um die „Seitenbahn“ Schiltach—Schrarnberg begann man 1877 zu verhandeln. 1892 war sie erst vollendet. Ein Ueberblick über die Verkehrsentwicklung bis zur jüngsten Zeit und ein Ausblick in die Zukunft beschließen den Aufsatz. — Hermann Sprauer bespricht die „Außenwandmalereien an der ehemaligen Pfarrkirche von Hausach“, die einzigen Zeugen spätgotischer Wandmalereien auf der Außenseite eines kirchlichen Gebäudes. Zwei Meister und als Zeit der Entstehung 1514 nimmt der Verfasser an. — Den Beschluß der Aufsätze bilden die Ausführungen von Karl Peter „zum 100 jährigen Stadtjubiläum von Bühl“. Nach einem Ueberblick über die Geschichte der Stadt wird die Gerichtsverfassung und das Wirtschaftsleben des Fleckens noch näher untersucht. Alle Aufsätze sind wertvolle Beiträge zu unserer mittelbadischen Heimatgeschichte. R. Gr.

Historische Studien, herausgegeben von Dr. Emil Ebning, Heft 262. Walter Schübelin, das Zollparlament und die Politik von Baden, Bayern und Württemberg 1866—70. Berlin 1935.

Der Gedanke des Zollparlamentes, von Mathy auf der Heppenheimer Tagung 1848 verfochten, war von Bismarck während seiner Frankfurter Gesandtenzeit aufgegriffen worden. 1866 trat er in den Vordergrund. Die Reorganisation des Zollvereins wurde eine in den diplomatischen Verhandlungen der süddeutschen Vertreter mit Bismarck viel erörterte Frage. Die Arbeit Schübelins möchte die Stellung der süddeutschen Regierungen und Parteien nach 1866 während der vorbereitenden Verhandlungen bei den Zollparlamentenwahlen und Zollparlamentsverhandlungen 1866—1870 untersuchen. Während Baden unter Staatsminister Mathy im vollen Einverständnis mit Großherzog Friedrich, der schon am 12. August 1866 äußerte, daß „der Zollverein zur Einigung von Nord und Süd führen werde“ die Reorganisation des Zollvereins lebhaft begrüßte, konnte man sich in Bayern und

Württemberg zwar der Ansicht nicht verschließen, daß der Zollverein eine gemein-deutsche wirtschaftliche Notwendigkeit auch für den Süden sei, aber Freiherr v. Barmbüler für Württemberg sowohl, wie besonders Fürst Hohenlohe für Bayern waren mehr oder weniger abhängig vom dynastischen und parteipolitischen Partikularismus ihrer Länder. Hohenlohe sah in der Schaffung einer achtungsgebietenden Macht Bayerns eine Waffe gegen Bismarcks allzu heftige Einigungsmaßnahmen und gab seinem Attaché, dem Grafen von Tauffkirchen zu den Verhandlungen mit Bismarck entsprechende Weisungen. Es war Großherzog Friedrichs Verdienst, daß er im Zollparlament nicht nur den Bürgen für eine auf dem Gebiete der materiellen Interessen notwendige Gleichmäßigkeit erblickte, sondern darin den Keim eines bundesstaatlich geeinten Deutschland sah. Er bereitete so die Stimmung vor, die in der öffentlichen Meinung Bismarcks Eingreifen begreiflich machte, das schließlich aus den Torgängen diplomatischer Verhandlungen und Denkschriften den Weg zum Erfolg wies.

Die Arbeit stellt nicht nur einen ersten Versuch dar, die öffentliche Meinung und Parteipolitik jener Tage in Baden zu enthüllen, sie liefert auch einen wertvollen Beitrag zur allgemeinen Geschichte der Reichsgründung. R. Gr.

Inhalt

Geh. Hofrat Wilhelm Caspari 80 Jahre — Hochschulprofessor Dr. Franz Schnabel, Karlsruhe: Von der Reichsgründung bis zum Weltkrieg, eine Anregung und ein Vorschlag — Professor Adolf Rißner, Karlsruhe: Der kurfürstliche Hofastronom J. N. Fischer und sein Plan (1787) einer zweiten Sternwarte in Mannheim — Museumskustos Dr. Gustaf Jacob, Mannheim: Möbel aus der Werkstatt des Mannheimer Bildhauers Paul Egell — Professor Dr. Joseph August Beringer, Mannheim: Geschichte der Mannheimer Besuchskarte — Professor Karl Lindauer, Mannheim: Ein Mannheimer Erfinder des Zeigertelegraphen — Universitätsprofessor Dr. Adolf Strigel, Mannheim: Zur Landschaftsgeschichte von Mannheim — Professor Dr. Hermann Gropengießer, Mannheim: Reichsautobahn und Urgeschichte bei Mannheim — Mitteilungen aus dem Altertumsverein — Zeitschriften- und Bücherchau

Für die Ueberlassung von Druckstöcken danken wir verbindlichst: dem Reichspostministerium zu Lindauer Abb. 1, 2 und 3 aus dem Werke Feyerabends S. 129, 130, 131; dem Landesverein Badische Heimat zu Strigel Abb. 1 aus seinem Jahreshaft „Mannheim“ 1927, S. 20 Abb. 8; der Ortsgruppe Mannheim—Ludwigshafen des Odenwaldklubs zu Strigel Abb. 9 und zu Gropengießer Abb. 9, 10 und 11 aus seinen Mitteilungen „Frisch auf“ 1934, S. 82 f.

Mannheimer Altertumsverein Fernruf 27717; Postcheckkonto Karlsruhe Nr. 24607; Bankkonto: Deutsche Bank und Discontogefellschaft.

Abdruck der kleineren Beiträge mit genauer Quellenangabe gestattet; Abdruck der größeren Aufsätze nur nach Verständigung mit der Schriftleitung der Mannheimer Geschichtsblätter. — Schriftleitungs-Kommission: Prof. Dr. Hermann Gropengießer, Dr. Ing. W. B. Hoffman, Dr. Gustaf Jacob. — Für den sachlichen Inhalt der Beiträge sind die Mitteilenden verantwortlich. — Verlag des Mannheimer Altertumsvereins G. B. — Druck: Schmalz & Laßinger, Mannheim.

Mannheimer Geschichtsblätter

Monatschrift für die Geschichte,
Altertums- u. Volkskunde Mannheims u. der Pfalz
Herausgegeben vom Mannheimer Altertumsverein

Jahrgang XXXVI

Oktober/Dezember 1935

Heft 10-12

Mitteilungen aus dem Altertumsverein

Zu Mitgliedern des Beirates wurden neu ernannt: Museumskustos Dr. G. Jacob, Stadtarchivar Dr. Wolfgang Treutlein und Fabrikdirektor Heinz Bögele.

Der Verein erhielt folgende Geschenke:

Von Herrn Hauptlehrer E. Eibs 6 Stahlstiche badischer und anderer Landschaften um 1830 in Rahmen der Zeit.

Von Frau Carola Peter: kleine Standuhr, Spiegel und gesticktes Kissen aus der Biedermeierzeit.

Von Frau Kläre Schemenau, Ziegelhausen, aus dem Nachlaß des verstorbenen Landeskommisßärs von Konstanz, Oberregierungsrat Dr. Martin Hartmann, ein kleines römisches Reliefbruchstück, das ein in der Vereinsammlung vorhandenes anderes Bruchstück zu einem Relief der keltischen Pferddegöttin Epona ergänzt; beide stammen aus Ladenburg.

Von Herrn Dr. med. Adolf Stoll, Bad Dürkheim, 2 chirurgische Instrumentenkästen des 18. Jahrhunderts aus dem Besitz seines Urgroßvaters Dr. med. Christian Stoll, Hofchirurg und Amtsarzt in Mannheim (1771—1861). Ueber die beiden letzteren Geschenke wird in diesen Blättern noch eingehender berichtet werden.

Wir erinnern daran, daß die noch nicht eingegangenen Mitgliedsbeiträge für 1936 durch Postnachnahme (zuzüglich Portounkosten) erhoben werden, sofern uns keine andere Mitteilung zugegangen ist.

Der Vortrag von Prof. Dr. Dragendorff, Freiburg, über „Olympia und Olympische Spiele im Altertum“ mußte verschoben werden; er findet jetzt am 27. April statt.

Für Ende Juni ist ein Ausflug nach Lorsch an einem Sonnabend Nachmittag in Aussicht genommen.

Ferner geben wir unseren Mitgliedern vorläufig davon Kenntnis, daß in der Woche nach Pfingsten die Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte e. V. im Reichsbund für Deutsche Vorgeschichte, Hauptsitz Detmold, deren hiesige Ortsgruppe unserem Altertumsverein angegliedert ist, ihre 9. öffentliche Tagung in Mannheim abhalten wird. Vorgesehen ist für Mittwoch, den 3. Juni, ein Ausflug nach Dürkheim zum Kriemhilden(Brunholdis)-stuhl, Heidenmauer, Teufelsstein, Limburg und Eberskopf; abends ein Vortrag in der Kunsthalle, danach Beisammensein im Rosengarten; für Donnerstag, den 4. Juni: Fahrt nach Speyer mit Besichtigung des Doms und des Historischen Museums der Pfalz; dann Weiterfahrt nach Heidelberg; nach dem Mittagessen zum Heiligenberg mit Thingstätte, Ringwall, Michaels- und Stephanskloster und =Basilika, nach Rückkehr Gemeinschaftsabend im Friedrichspark; am Freitag, den 5. Juni, eine freigestellte Fahrt nach dem Donnersberg mit seinem Ringwall, woran sich eine Besichtigung von Worms mit Dom und Museum schließen soll. Die genauere Tagesordnung wird unseren Mitgliedern noch besonders bekannt gegeben.

Planetarium und Globen im Bücheraal des Mannheimer Schlosses

Von Adolf Rißner

In dem von der kurpfälzischen Akademie der Wissenschaften zu Festsitzen verwendeten großen Bücheraal des Mannheimer Schlosses standen im letzten Drittel des achtzehnten Jahrhunderts zwei große Globen und ein Planetarium. Gelegentliche Besucher erwähnen in ihren Aufzeichnungen manchmal diese Stücke, über deren Ursprung und Schicksal bisher nichts bekannt geworden ist, da sich sowohl die Schloßinventare wie die dürftigen Akten der Akademie vollständig über die stattlichen Instrumente ausschweigen. Wenn wir heute etwas über diese Schaustücke erzählen wollen, sehen wir uns am besten das Wenige an, was einige Schloßbesucher darüber zu berichten wissen.

In den Reiseumzeichnungen des Kardinals Giuseppe Garampi (1725—1792), der 1762 und 1764 in Mannheim gewesen ist, wird zwar des Bücheraals, jedoch nicht der Instrumente gedacht; entweder waren sie noch gar nicht angeschafft oder sie befanden sich in anderen Schloßräumen oder sie erschienen Garampi nicht erwähnenswert.

Bei seiner Reise an den Oberrhein sah 1772 der spätere Staatskanzler Karl August (Fürst von) Hardenberg (1750—1822) im Bücheraal des Mannheimer Schlosses u. a.: „Schönes englisches Copernicanisches System, das durch ein Uhrwerk getrieben wird“¹⁾. An der gleichen Stelle sieht dieses Planetarium am 21. Dezember 1773 der damals einige Tage in Mannheim weilende Arzt Johann Friedrich Karl Grimm (1737—1821); er schreibt²⁾: „Zur Zierde des Saales steht noch in der Mitten ein Weltssystem, das, wo ich nicht irre, in England gefertigt worden ist.“ Aufschlußreicher ist die Notiz von J. J. Björnstaahl (1731—1779); im März 1774 sieht nämlich³⁾ dieser schwedische Gelehrte in dem Mannheimer Bücheraal „eine Maschine, die das kopernikanische System vorstellt; sie wird wie ein Uhrwerk vermittelst eines Pendels in beständiger Bewegung erhalten, ist groß und wohl gearbeitet: man sieht alle Planeten mit deren Trabanten in ihrem Laufe. Dies Kunststück ist vor einigen Jahren von einem Engländer, Namens Orrery, gefertigt worden“. Es mag dahingestellt bleiben, ob der letzte Satz durch falsche Wortverbindung einen Uebersetzungsfehler enthält; das aber ist sicher: es hat niemals einen englischen Planetarienverfertiger „Orrery“ gegeben. Die Lösung des Rätsels finden unsere Leser in einem späteren Abschnitt.

Merkwürdigerweise ist das sonst sehr aufschlußreiche Schloßinventar von 1775 gerade bei der Bibliothek recht lückenhaft¹⁾ und erwähnt die fraglichen Instrumente nirgends. Dagegen berichtet die „Description de Mannheim“ in der Ausgabe von 1781

beim Bücheraal⁵⁾ folgendes: „Au milieu de la salle, entre un globe terrestre et une sphère, on aperçoit un planiglobe de Copernic très artistement travaillé, qui a été fait en Angleterre.“ Der Bürgermeistersohn Johann Heinrich Landolt aus Zürich, der am 9. September 1782 in Mannheim gewesen ist, hat die Notiz aus dem „Führer“ einfach übernommen, denn er schreibt⁶⁾: „In der Mitte des Saals erblickt man zwischen den Erd- und Himmels-Kugeln ein sehr künstliches in England gefertigtes Planiglobum Copernicanum.“ Noch kürzer faßt sich ein österreichischer Besucher, Gottfried Edler von Rotenstein, 1785 in einem Briefe⁷⁾: „in der Mitte des Saals ist ein Planetensystem aufgestellt, welches in London gefertigt wurde“.

Für die Ausgabe von 1789 hat die „Description“ den früheren Satz genau übernommen⁸⁾; in der Ausgabe von 1794 endet er jedoch⁹⁾ mit den Worten: „un planiglobe du système de Copernic très artistement travaillé par George Adam à Londres“. Der Name ist nicht ganz richtig wiedergegeben; es handelt sich nämlich um George Adams (gest. 1786), einen geschickten Optiker und Mechaniker zu London (No. 60 Fleet-Street), dessen Geschäft der künstereiche Sohn George Adams (1750—1795) weitergeführt hat¹⁰⁾. In seinem „Catalogue of mathematical and philosophical instruments“ führt dieser jüngere G. Adams allerlei Tellurien, Lunarien und Planetarien auf und schließlich¹¹⁾ „Orreries, from 18 £ 18 s to 1000 £“.

Was ein „Orrery“ ist, weiß bei uns eigentlich nur derjenige, der sich in England beim Besuch eines „College“ einmal die wissenschaftlichen Apparate hat zeigen lassen. Er hat dann erfahren, daß man mit dem seltsamen Namen ein besonders schön und sinnreich ausgeführtes kopernikanisches Planetarium bezeichnet. Der von G. Adams geforderte Höchstpreis (1000 £!) läßt schon erkennen, daß ein solches „Orrery“ technisch überaus vollkommen und künstlerisch recht wertvoll ausgestattet sein kann.

Die oben angeführte Björnstaahl-Stelle nötigt uns, den eigenartigen Namen ganz kurz zu erklären. Nach einem 1715 durch den berühmten englischen Uhrmacher George Graham (1675—1751) geschaffenen Vorbild hat der Mechaniker Rowley für Charles Boyle, Earl of Orrery (1676—1731), ein Planetarium gefertigt, das durch Sir Richard Steele (1671 bis 1729) nach dem Auftraggeber den Namen „Orrery“ erhalten hat¹²⁾, der dann in England auch auf andere kopernikanische Planetarien übergegangen ist¹³⁾.

Das ehemalige Mannheimer Orrery hat der Verfasser dieser Zeilen 1912 unter den Schätzen des

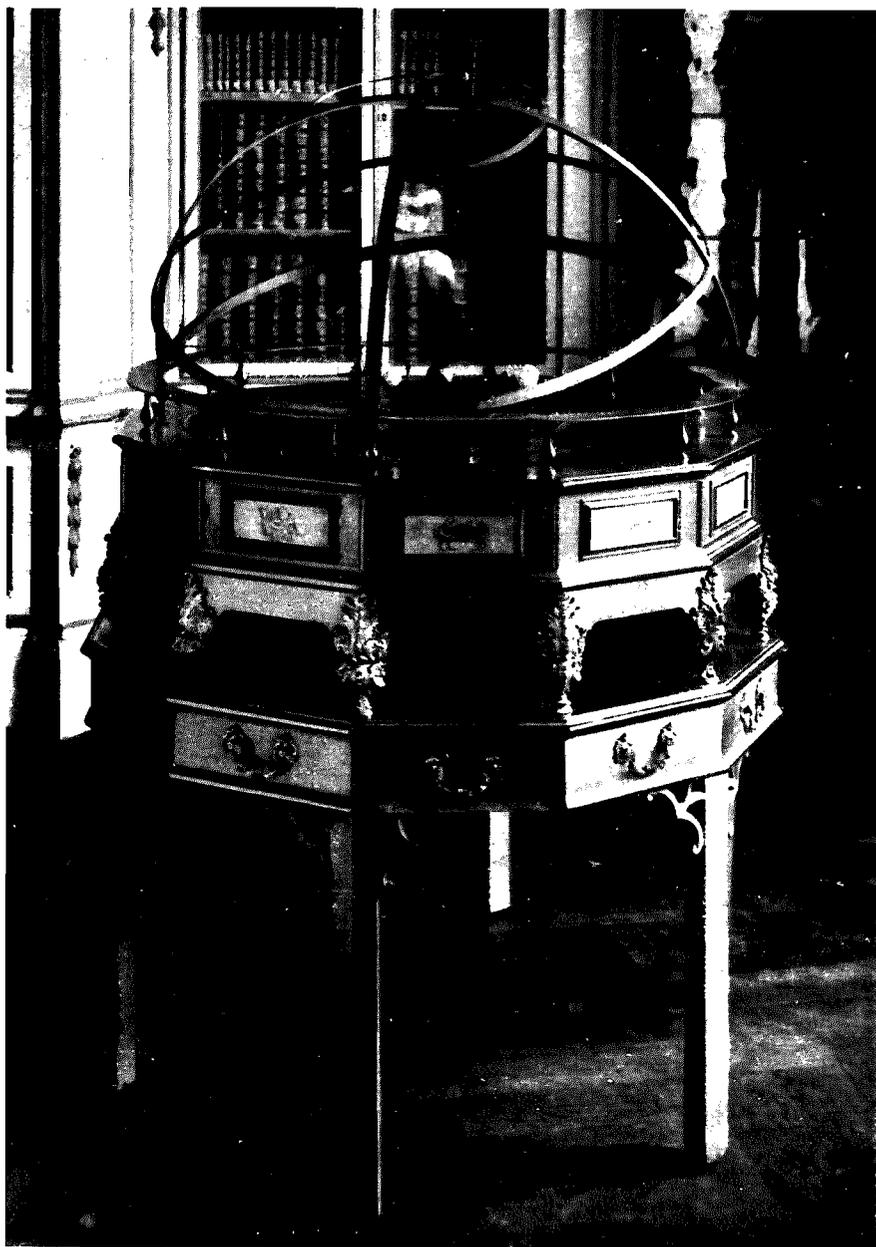


Abb. 1: Planetarium im kurfürstlichen Schlosse zu Mannheim, jetzt im Bayer. Nationalmuseum München. (phot. Bayer. Nationalmuseum München.)

Bayerischen Nationalmuseums in München wiedergefunden und 1930 eingehend untersucht. Es stand im „Physiksaal 41“ und trug die Inventarnummer 3815. Das dankenswerte Entgegenkommen der Museumsdirektion macht es möglich, unseren Lesern das schöne Stück im Lichtbild zu zeigen und die hauptsächlichsten Einzelheiten an Hand der vortrefflichen Aufnahme kurz zu schildern.

Ein sechsbeiniger Tisch (Höhe 74 cm) trägt den auf zwölf Messingfüßen ruhenden Uhrwerkkasten (Gesamthöhe etwa 34 cm), der die Gestalt eines regelmäßigen zwölfseitigen Prismas von etwa 27 cm Grundkantenlänge hat. Parallel zur Deckfläche dieses Kastens, der auch das eigentliche Planetarium ent-

hält, liegt (in 8 cm Abstand) der von 12 Messingfüßen getragene Ekliptikreis als Stütze für das große Ringgerippe, das die halbe Himmelskugel und ihre Hauptkreise veranschaulicht und an seinem höchsten Punkte etwa 165 cm über dem Fußboden liegt.

Auf den Seitenflächen des Uhrwerkkastens befinden sich in rechteckigen Feldern (jeweils 17 cm lang und 6 cm hoch) die zwölf Bilder des Tierkreises. Unser Lichtbild zeigt auf den fünf sichtbaren Flächen (von links nach rechts): Stier, Zwillinge, Krebs (besonders deutlich!), Löwe und Jungfrau. Der Schlüsselfelaufzug für das Uhrwerk sitzt im „Wassermann“.

Unter einem Winkel von $23\frac{1}{2}$ Grad zu dem schon erwähnten Reifen der Ekliptik (d. h. der scheinbaren

Sonnenbahn oder der wahren Erdbahn) steigt — nach hinten — der hier natürlich nur zur Hälfte dargestellte Aequator an. Parallel zu ihm verlaufen der Wendekreis des Krebses (der schräge Vollring!) und der nördliche Polarkreis, von dem merkwürdigerweise ein Viertel weggelassen ist, ohne daß man dafür einen zwingenden Grund angeben kann. Die beiden Halbkreise (von vorn über oben nach hinten und von links über oben nach rechts) sind die Hälften der sogenannten Koluren, die das Himmelsgewölbe entsprechend den astronomischen Jahreszeiten vierteilen.

In der schon erwähnten Ekliptikebene ist das eigentliche kopernikanische System eingebaut. Die (dunkle) Bronzekugel stellt die Sonne dar, je eine (weiße) Elfenbeinkugel die Erde (rechts) und die Venus (links), natürlich nicht in den wahren Größenverhältnissen. Die Veranschaulichung der anderen Planeten ist nicht erstklassig, läßt sich aber schwer beurteilen, da Mars und Jupiter beschädigt sind. Dem Saturn — man sieht sein Fußgestell ganz vorn, über dem Krebsbild — sind seltsamerweise vier Trabanten beigegeben, obgleich man zwischen den Jahren 1684 und 1789 bereits fünf von den Saturnmonden gekannt hat.

In das natürlich sehr verwickelte Triebwerk des Planetensystems kann man leider nicht ohne weiteres hineinschauen; es ist verdeckt durch die im Bild deutlich sichtbaren Blechringe, welche die Träger der Planetenkugeln sind und zugleich die Bahnen der Planeten veranschaulichen. Englische Aufschriften geben die jeweiligen Umlaufzeiten an. Um ablesen zu können, für welchen Tag die augenblickliche Planetenstellung gerade gilt, ist ein von der Erde ausgehender Zeigerdraht beigegeben, der nach dem scheinbaren Sonnenort auf der Ekliptik weist. Ihr Reif enthält hierfür die Tierkreiszeichen und die erforderliche Tageseinteilung; die Namen der Zeichen sind lateinisch, diejenigen der Monate englisch angegeben.

Das Planetarium vermag dem Beschauer allerlei gute Aufschlüsse über Konstellationen der Planeten, über Finsternisse, Entstehung der verschiedenen Jahreszeiten usw. zu geben. Derartige Einzelheiten gehören selbstverständlich nicht in unseren Aufsatz; jeder astronomiekundige Leser kann sich selbst zurecht-

finden. Wir wenden uns statt dessen noch den beiden in dem großen Büchersaal stehenden Globen zu, die wir oben erwähnt haben.

Ueber diese Globen können zwar vorerst keine ausführlichen, aber doch immerhin einige Aufschlüsse gegeben werden. Daß diese Globen schon 1776 in dem Büchersaal gewesen sein müssen, bezeugt der Mannheimer Astronom Christian Mayer. Nach dem Schadenfeuer (31. Juli 1776) in der Sternwarte¹⁴⁾ gingen in Mannheim allerlei Gerüchte um, zu denen Mayer irgendwie Stellung nehmen mußte. Um zu zeigen, daß das Eigentum des Kurfürsten nur geringen Schaden erlitten habe, legte er am 11. November 1776 ein Verzeichnis der aus kurfürstlichen Mitteln beschafften Instrumente vor. Darin erwähnt er zwei große Weltkugeln (einen Erd- und einen Himmels-globus), verfertigt von Bougondy in Paris¹⁵⁾, welche Karl Theodor noch zu Lebzeiten des Vaters Seedorf dem Heidelberger „Musaeo Physicae experimentalis“ geschenkt habe¹⁶⁾. Er fügt hinzu, diese Bougondy-Weltkugeln seien den in der Mannheimer Bibliothek stehenden Globen in Größe, Farbe und Fußgestell durchaus gleich.

Ob die beiden Büchereigloben ebenfalls von Bougondy stammten, läßt sich nicht entscheiden, weil Mayer über ihre Herkunft nichts erwähnt. Da sie in Größe, Farbe und Fußgestell durchaus mit den Bougondygloben übereingestimmt haben, empfiehlt es sich die Beschreibung anzusehen, welche Mayer von den Globen auf der Sternwarte 1782 gegeben hat¹⁷⁾. Es sind: „zwei große Pariser Weltkugeln, davon eine die Erde, die andere den Himmel darstellt von Robert Bougodi 1 und 1/2 Schuhe im Durchmesser auf zweye prächtig gearbeiteten und zum Theil vergolten beweglichen Fußgestellen“. Dazu gehört noch: „Ein auf messing in seine grade getheilte sector um die geographische Aufgaben aufzulesen.“

Da Mayer Längenangaben stets in Pariser Fuß macht (wenn er nichts anderes bemerkt), müssen die beiden in der Bibliothek gewesenen Globen einen Durchmesser von fast 50 cm gehabt haben. Vielleicht reichen diese dürftigen Kennzeichen der beiden Globen aus, um sie in einem Museum zu entdecken. Bisher sind freilich aller dahin zielenden Nachforschungen ganz erfolglos geblieben.

Anmerkungen:

1) S. 147 bei Objer. Aufzeichnungen des Staatskanzlers Fürsten von Hardenberg über seinen Aufenthalt am Oberrhein im Jahre 1772. Zeitschr. für Gesch. des Oberrheins 61 (1907).

2) (Grimm) Bemerkungen eines Reisenden durch Deutschland, Frankreich, England und Holland. Altenburg 1775, Bd. I S. 95.

3) Björnstaht. Reisen durch Frankreich, Italien und Deutschland. Stralsund 1777. Bd. 5 S. 167.

4) Sp. 230 bei Walter. Mobiliarausstattung des Mannheimer Schlosses im Jahre 1775. Mannh. Geschichtsbl. 1929.

5) Description de ce qu'il y a d'intéressant et de curieux dans la Résidence de Mannheim. Mannheim 1781. p. 16.

6) Sp. 12 bei Funk. Aufzeichnungen eines jungen Zürichers über seinen Aufenthalt in Mannheim im Jahre 1782. Mannh. Geschichtsbl. 1906.

7) Mannh. Geschichtsbl. 1912 Sp. 248.

8) Description de ce qu'il y a d'intéressant et de curieux dans la Résidence de Mannheim. Mannheim 1789. p. 14.

9) Description de ce qu'il y a d'intéressant et de curieux dans la Résidence de Mannheim. Mannheim 1794. p. 14.

¹⁰) Da das Planetarium (wie Hardenberg bezeugt) schon 1772 in Mannheim war, stammt es sicherlich nicht von dem 1750 geborenen Sohne her.

¹¹) S. 559 der durch J. G. Geißler besorgten Uebersetzung (Leipzig 1795) von G. Adams. Geometrical and graphical Essays, containing a general description of mathematical Instruments. London 1791.

¹²) Der Graf von Orrery war ein Neffe des in verschiedenen Wissensgebieten hervorragenden Robert Boyle (1627 bis 1691). — Die Behauptung, Graham habe sein erstes Planetarium „Orrery“ genannt, um damit dem Grafen für empfangene Kunstbezeugungen zu danken, soll hier nicht unerwähnt bleiben, doch hat die oben angeführte (aus England stammende) Namensklärung mehr Gründe für sich.

¹³) Seit die Zeiß-Werke in Jena ihr von Dr. Bauersfeld erfundenes Projektions-Planetarium in verschiedenen Städten eingerichtet haben — das Mannheimer ist am 22. März 1927 der Öffentlichkeit übergeben worden —, ist die Bezeichnung „Planetarium“ wieder doppeldeutig geworden. Man kann die Planetenbahnen so darstellen, wie sie wirklich (heliocentrisch) sind oder wie sie uns (geozentrisch) erschei-

nen. Der ersten Forderung genügt das (kopernikanische) Orrery, der zweiten das Zeiß-Planetarium.

¹⁴) A. Kistner. Die Pflege der Naturwissenschaften in Mannheim zur Zeit Karl Theodors. Mannheim 1930, S. 35.

¹⁵) Es kann sich nur um einen der beiden kgl. Geographen dieses Namens handeln: um Gilles Robert de Baugondy (1688—1766) oder — weniger wahrscheinlich — um seinen Sohn Vidier Robert de Baugondy (1723—1786). Wer von diesen beiden der eigentliche Globenmacher gewesen ist, weiß man nicht mit Sicherheit.

¹⁶) Das Heidelberger Kabinett wurde 1752 gegründet; Vater Franz Josef Seedorf, der einflussreiche Beichtvater Karl Theodors, starb im Jahre 1758. Die Schenkung muß also zwischen 1752 und 1758 erfolgt sein. Christian Mayer erbat 1776 den Himmelsglobus von Baugondy für die Mannheimer Sternwarte und erhielt ihn auch.

¹⁷) Von den aus kurfürstlichen Mitteln beschafften und der Heidelberger Universität durch Reskript vom 30. Dezember 1776 geschenkten Instrumente übergab Christian Mayer im Januar 1782 ein Verzeichnis, dem wir das oben erwähnte Stück entnehmen.

Voltaire, Mannheim und Zweibrücken

Von Albert Becker, Heidelberg

Unmittelbar nach dem Zerwürfnis mit seinem königlichen Gönner Friedrich dem Großen und seiner unliebsamen Verhaftung durch den preußischen Ministerresidenten in Frankfurt a. M. war Voltaire im Juli 1753 mit seinem Sekretär Collini an den kurpfälzischen Hof gekommen und war etwa 14 Tage in Schwetzingen Karl Theodors gefeierter Gast. Voltaire'sche Dramen wurden begeistert studiert und gespielt; ein lebhafter Briefwechsel zwischen Karl Theodor und Voltaire folgte dem Abschied des Philosophen, der trotz dringender Einladungen erst 1758 sich zu einem zweiten Besuch auf wenige Tage in Schwetzingen einfand, dem Kurfürsten für viele Beweise der Gnade zu danken. Der Briefwechsel, der die beiden an sich so verschieden gearteten Geister noch einige Jahre innig verband, flaute seit 1764 merklich ab, um aber doch bei besonderer Gelegenheit zu feuriger Glut wieder aufzulohen. Aber man darf an der Herzlichkeit der Beziehungen doch zweifeln: modische Wendungen französischen Esprits auf der einen, abstoßende Schmeichelei und hohle Phrase auf der andern Seite lassen uns kühl¹⁾.

Als Voltaire sich in der fürstlichen Gunst des Mannheimer Hofes sonnte, hatte er auch Gelegenheit die Zweibrücker mittelsbachischen Vettern kennenzulernen, so sicher den Prinzen Friedrich Michael¹⁾, als Gatte der Schwester der Kurfürstin Elisabeth Auguste Schwager Karl Theodors, den Höchstkommmandierenden der pfälzischen Truppen; 1753, als Voltaire in Schwetzingen erschien, war er mit den kurfürstlichen Herrschaften zum Sommeraufenthalt dort eingezogen. Des Prinzen Friedrich älterer Bruder Christian, als der vierte seines Namens seit 1735 regierender Herzog von Zweibrücken, erfreute sich nicht gleicher Beliebtheit am Mannheimer

Hof und vor allem bei der Kurfürstin. Prinz Friedrich und sein Sohn Karl galten damals schon als die voraussichtlichen Erben des pfälzischen Kurfürsten: das kündeten dem Volk bald die Gasthauschilder in Mannheim, Schwetzingen, Heidelberg, Weinheim, Neckargemünd, Mosbach und weiterhin im alten Pfälzerland bis Buchen im Odenwald, wo die Gasthöfe zum Prinzen Karl und zum Karlsberg den Zweibrücker Thronerben volkstümlich machen sollten. 1753 gab man zwar die Hoffnung noch nicht auf, daß Christian IV. nach seinem erwarteten Uebertritt zum Katholizismus durch eine genehme eheliche Verbindung sein besonders der Kurfürstin mißfälliges Leben wiedergutmache; aber der Herzog zeigte sich noch nicht recht geneigt, die Erwartungen der Mannheimer Vettern und Basen zu erfüllen: sein Herz schlug weiter für Marianne Camasse, die nachmalige Gräfin von Forbach, und in vielem auch für — Frankreich.

Der Zweibrücker Freund des französischen Hofes verstand es sich in seiner Westrichresidenz ein „Klein-Paris“ zu schaffen und die Freuden seines Pariser Hôtel de Deux-Ponts von der Seine auch an seinen kleinen Hof zu verpflanzen. Unter den vielen französischen Gästen, die da Einkehr hielten, war auch der Schriftsteller E. C. Fréron (1719—1776), der, wie uns Männlich erzählt²⁾, 1772 in Zweibrücken weilte. Fréron hatte eine Komödie nach seinem Geschmack mitgebracht, eine Erwiderung auf die *Ecoffaise* Voltaires, in der ihm unter dem Namen Frélon hart mitgespielt wurde. Er nahm nun Rache, indem er die *Stockschläge*, die Voltaire in Deutschland eingeheimst hatte, auf die Bühne brachte. Das Stück war mit bitterem Uebermut verfaßt. Der Held der Komödie, Voltaire, hieß Orpello (Flittergold). Das Lustspiel, das in Zweibrücken aufgeführt werden sollte, erblickte

nicht das Kampenlicht, da die Gräfin Forbach ihre Freunde, die Philosophen, nicht der Lächerlichkeit preisgeben wollte.

Fréron, der seit 1754 in seiner Zeitschrift *Année littéraire* gegen die Enzyklopädisten kämpfte und in heftigster Fehde mit Voltaire lag, war schon lange vor diesem Besuch in Zweibrücken im Pariser Palais *Christians IV.* verkehrt. Schon 1764, unmittelbar nach der Krönung Josephs II. in Frankfurt, an der Christian mit Männlich teilgenommen hatte, war der Herzog nach Paris zurückgekehrt und hatte hier ein Vierteljahr bis gegen Juli gewilt. Schon 1764 war Fréron als Gast des Herzogs mit nach Zweibrücken genommen worden. Das erfahren wir zwar nicht von Männlich, wohl aber durch bisher nicht beachtete Briefe, zunächst den d'Alemberts an Voltaire vom 9. Juli 1764, der zugleich bezeichnende Streiflichter auf das Klein-Paris *Christians* fallen läßt³⁾. Wenn Fréron in Voltaires Komödie *Le Café ou L'Ecosaise* (1760) als Fréron erschien und so als Hornisse oder nach dem Volksmund als Plagiator und hämischer Kritiker bezeichnet worden war; wenn Fréron zur Rache dafür in dem nach Zweibrücken mitgebrachten Lustspiel Voltaire als Mr. Flittergold auftreten ließ, so wird in ähnlichem Geist hier Fréron zum *maître Aliboron*, dem Esel der Fabel und dem Schuster des Volksmunds: '*maître Aliboron est allé faire les délices de la cour de Deux-Ponts, et il a laissé ses feuilles à fabriquer, pendant son absence, à quelques sousmarauds qui sont à sa solde*'. Und mit einem für Friedrich den Großen, seinen Gönner, ebenso widerlich schmeichelnden wie für den Zweibrücker kleinen König abfälligen Wort fügt d'Alembert bei: '*je me souviens que quand le roi de Prusse me demanda si, en retournant en France, je m'arrêteraïs dans toutes ces petites cours borgnes, je lui répondis que non, parceque quand on vient de voir Dieu, on ne se soucie guère de voir saint Crépin*'. Das geistvolle Wortspiel, das wir nicht nachzubilden vermögen, stellt den hl. Crispinus, den Patron der Schuster, Gott dem Herrn, dem Obersten aller Heiligen, gegenüber, läßt aber wohl zugleich — für mich unverkennbar — in Crépin den Namen Chrétien, Christian anklingen, den Herrn und Vertreter eines dieser kleinen, armseligen Höfe⁴⁾.

In seiner Antwort auf d'Alemberts Brief nimmt Voltaire am 16. Juli 1764 den Ton des philosophischen Freundes spottend auf: auch er hätte Gelegenheit gehabt, einer Einladung „*Saint Crépins*“ zu folgen, und der Herzog konnte es ihm nicht vergessen, daß eine Augenentzündung ihn hinderte nach Zweibrücken zu kommen; so empfindlich war selbst die Kaiserin von Rußland nicht, als d'Alembert ihrem Ruf zur Uebernahme der Erziehung des Großfürsten Paul keine Folge leistete —: '*saint Crépin m'a su mauvais gré de ce que j'avais une fluxion sur les yeux qui m'empêchait d'aller chez lui. L'impératrice de Russie est plus honnête; elle vous écrit des*

lettres charmantes, quoique vous ne soyez point allé la voir . . .'

Man darf annehmen, daß die Einladung *Christians an Voltaire* 1753 (oder 1758) erging, vermutlich während eines Zusammentreffens in Mannheim. Daß Voltaire den bekannten alchimistischen Neigungen des Zweibrücker Herzogs sein Interesse lieh, verrät schon ein Brief vom 14. Mai 1754 an den Erbprinzen Friedrich (II.) von Hessen-Kassel⁵⁾, der etwa folgendes berichtet: Gegenwärtig macht man in Colmar ein physikalisches Experiment, das in doppelter Hinsicht in Ihr Fach schlägt, da Sie Physiker und Fürst sind. Es handelt sich darum, möglichst viele Menschen auf billige Weise zu töten, und zwar mit Hilfe eines neuen Pulvers, das aus einem in Salpeter verwandelten Salz hergestellt wird. Das Geheimnis hat in Deutschland schon viel Aufsehen erregt und ist in England und Dänemark angeboten worden. Tatsächlich hat man schon guten Salpeter aus Salz hergestellt, indem man viel Stickstoff zusetzte; das heißt: man hat Salpeter aus Salpeter gemacht, und zwar mit großen Kosten, wie man Gold macht. Dabei kommen wir aber nicht auf unsere Rechnung. Die beiden Experimentatoren, die in Colmar in Anwesenheit der Bevollmächtigten der französischen Pulvergesellschaft arbeiten, haben für ihr Geheimnis 450 000 Taler und ein Viertel des Reingewinnes verlangt. Diese Bedingungen haben den Glauben erweckt, daß sie ihrer Sache sicher sind. Einer von ihnen ist ein sächsischer Baron Planitz, der andere ein Notar Bull (Pull) aus Mannheim, der neuerdings in Zweibrücken Gold macht. Seit drei Monaten behaupten sie, daß die Verwandlung morgen vor sich gehen wird. Schließlich ist der Baron nach Sachsen gereist, um sich bei seinem Bruder, einem großen Hergenmeister, neue Weisungen zu holen. Der Notar ist noch hier, um sein großes Werk zu vollenden, und wartet geduldig, bis der Stickstoff der Luft sein Salz zum Kochen bringt und Salpeter daraus macht. Bis jetzt hat ihn der Luftstickstoff nicht erhört, aber er zweifelt nicht am Erfolg — einer von den Fällen, wo man nur den Glauben des hl. Thomas haben darf und bitten muß: Sehen und anrühren!⁶⁾

So wenig wie Voltaire kehrte auch der bekannte Abenteurer *Casanova* in Zweibrücken ein, wohin ihn bei einem Zusammentreffen mit Christian IV. zu Metz 1762 eine Einladung des Herzogs zu führen gedachte; *Casanova* folgte ihr nicht.

Näher als der Zweibrücker Hof und sein Herzog stand auch Voltaire der pfälzische Kurfürst Karl Theodor⁶⁾. Das trat besonders in Erscheinung, als 1761 sich in Mannheim die Hoffnung auf den so lange vergebens und kaum mehr erwarteten Thronerben nun doch noch zu erfüllen schien. Voltaire hatte durch den Kurfürsten selbst von der frohen Aussicht erfahren. Die Hoffnung war trügerisch.

Voltaires prophetischer Geist ahnte nicht, daß bereits der 28. Juni 1761 alle Hoffnungen vernichtet

hatte: der Thronerbe war tot, bevor er noch das Licht des Tages hätte erblicken können⁷⁾.

Noch kurz vor seinem Tode, wohl am 9. Februar 1778, schrieb Voltaire bei Uebersendung einer neuen Ausgabe seines *Tancred* an Karl Theodor: *Ma vraie Jérusalem seroit Schwetzingen*. Zuvor hatte er im Gedanken an den bevorstehenden Tod von dem himmlischen Jerusalem gesprochen, wo er wohl bald sein Eckchen einnehmen werde, eine Entschädigung für alles irdische Leid.

Ein letzter Besuch in Paris mußte ihm sein geliebtes Schwetzingen ersetzen; dort starb er auch am 29. Mai 1778. Wie der Philosoph bei den damals jungen Zweibrückern fortlebte, läßt eine bezeichnende

Bemerkung der elsässischen Baronin Oberkirch erkennen, die uns von dem damals zweiundzwanzigjährigen Prinzen Max von Zweibrücken, dem Straßburger Obersten und nachmaligen ersten Bayernkönig, in ihren Erinnerungen erzählt: „... den Montag brachten wir in seiner Gesellschaft zu; er war in glücklichster Laune, er ahmte eine Menge berühmter Personen nach, Schauspieler, Schriftsteller usw., unter anderem den vor erst wenigen Monaten gestorbenen Voltaire...“⁸⁾

Eines seiner Werke, das Epos *La Henriade* ließ ein anderer Zweibrücker in dichterischer Uebertragung wieder erstehen: der früheren Generationen wohlbekannte Zweibrücker Gymnasialprofessor Philipp Ludwig Krafft⁹⁾ (1811—1908).

Anmerkungen:

¹⁾ Von den Beziehungen Voltaires zu Mannheim ist wiederholt an dieser Stelle die Rede gewesen, so schon Mannheimer Geschichtsbl. 1, 1900, 226—228; weiteres Schrifttum Mannh. Geschichtsbl. 35, 1934, 180.

²⁾ Ein deutscher Maler und Hofmann. Lebenserinnerungen des Joh. Christian v. Mannlich 1741—1822. Nach der französischen Originalhandschrift herausgeg. von Eugen Stollreither. Berlin 1910. S. 229. Albert Becker in: Pfälz. Museum — Pfälz. Heimatk. 1930, 243 ff.

³⁾ Ich benütze die Ausgabe der *Oeuvres complètes* Voltaires, die bei Garnier frères zu Paris erschien; die Briefe stehen dort Band 43 (1881), S. 269; 275, Nr. 5706; 5712. Der Brief an den Erbprinzen von Hessen-Kassel steht 38, S. 217 Nr. 2740; vgl. auch ebenda S. 222 Nr. 2744. Einige Hinweise danke ich Herrn Paul Brazier.

⁴⁾ In der Pariser Ausgabe (so 43, 269; 44, 317; 52, 141) wird freilich Christian IV. mit seinem Bruder Friedrich Michael und wohl auch noch seinem Neffen Maximilian Joseph verwechselt; ähnlich auch 46, 307. Zu Friedrich Michael vgl. Karl Kreuter, Geschichte der Stadt

Oggersheim (1910); derj., Kurfürstin Elisabeth Auguste von Pfalz-Bayern 1721—1794 (1914).

⁵⁾ Vgl. dazu Albert Becker, „Projektentmacher“ am Hofe Christians IV. von Zweibrücken, in: Pfälzisches Museum 34, 1917, 94—95; Emil Heuser, Noch andere Projektentmacher Christians IV., ebenda 35, 1918, 52—53. Auch Der Pfälzerwald 17, 1916, 10.

⁶⁾ Albert Becker, Um die Geburt des Pfälzer Kurprinzen, diese Blätter 35, 1934, 172—180, wo S. 177 ff. das Nähere aufgeführt ist.

⁷⁾ Albert Becker, Ein unbekanntes Gedicht Voltaires aus der Pfalz, in: Pfälzisches Museum 1931, 252—253. Vgl. Anm. 6. Adolf Kistner, Die Pflege der Naturwissenschaften in Mannheim zur Zeit Karl Theodors. Mannheim 1930. S. 114 u. ö.

⁸⁾ *Mémoires de la Baronne d'Oberkirch*. Paris 1853. Band I, S. 110.

⁹⁾ In Reclams Universalbibliothek Nr. 507. Eine Ausgabe des Voltaireschen Heldengedichts auf den volkstümlichen Heinrich IV. in deutschen Hexametern erschien 1796 bei Schwan und Götz zu Mannheim.

Vom Wildpfad zur Reichsautobahn

Sonderausstellung des Schloßmuseums

Aus Anlaß der Inbetriebnahme der Reichsautobahn Strecke Darmstadt — Mannheim — Heidelberg eröffnete das Städtische Schloßmuseum am 3. Oktober 1935 eine umfangreiche Sonderausstellung „Vom Wildpfad zur Reichsautobahn“, die bis zum 1. März 1936 gezeigt werden konnte und sowohl bei der Mannheimer Bevölkerung, wie auch auswärts ganz besonderen Anklang fand. Hatte doch Dr. Jacob gemeinsam mit Prof. Dr. Gropengießer alles zusammengetragen, was unter besonderer Berücksichtigung des Gebietes vom Rhein und Neckar zum Main zu diesem Thema beigebracht werden konnte.

Die Schau begann mit der Entwicklungsgeschichte des Weges von der Vorzeit an, da der Mensch sich mit den Füßen den Urfpfad schuf. An Hand aufschlußreichen Kartenmaterials lernte man

die wichtigen Richtungsachsen der großen Nord-Süd-Verbindungen zum Rhein (auch der Bernsteinstraßen) und der West-Ost-Fernverkehrsstraße des frühen Mittelalters kennen, die von Paris nach Konstantinopel führte und unsere Gegend bei Ladenburg berührte. Modelle, die der Zeichner Fritz Rupp fertigte, veranschaulichten die Straßentechnik der verschiedensten Zeiten, insbesondere auch den altgermanischen Bohlenweg, dessen Form man als den ersten Anfang einer Kunststraße bezeichnen darf und bis tief ins Mittelalter lebendig geblieben ist. In Thüringen und im badischen Schwarzwald sind sie noch nachweisbar, in Norddeutschland kennt man noch diese Knüppel- und Prügeldämme und der Forstmann im Allgäu spricht von seinen „Ochsenklavieren“. Für Westdeutschland wurden die ersten Kunstbauten der Straße durch die

Römer in Verbreitung, Technik und strategischer Bedeutung gezeigt. Zahlreiche Bilder führten die verschiedenartigen Verkehrsmittel vor Augen, beginnend mit dem zweirädrigen Allerweltskarren, mit dem auch die Germanenstämme (Beispiel: der Bastarnerwagen auf dem Relief von Adamklissi) überland zogen, und den vierrädrigen, mit lenkbaren Vorderachse ausgestatteten Reisesportwagen des klassischen Altertums bis zu den mannigfachen gefederten Fahrzeugen, die seit dem späten Mittelalter in Gebrauch kamen. In den Staatskarossen der Barockzeit und den Biedermeierkutschen des 19. Jahrhunderts erlebten sie ihren letzten Ausklang. Schließlich hat der Kraftwagen, die Schöpfung eines Benz und Daimler, die in den wichtigsten Etappen der fünfzigjährigen Entwicklung vorgeführt wurde, eine ganz neue Größe in die Geschichte der Straße hineingebracht.

Breiten Raum nahmen die Zeugnisse zur Kulturgeschichte der Straße im Mittelalter ein. Graphische Blätter von Schongauer, Dürer, Burgkmaier und anderen Meistern des Kupferstichs und Holzschnittes zeigten einerseits den tiefen Verfall der Straße im Mittelalter, zum andern auch ihre Bedeutung für die mittelalterliche Heldenichtung, Pilger, Bettler und fahrende Sänger, die längs der Wege von Ort zu Ort zogen, sorgten für ihre Verbreitung. Der Kaufmann, der seine Kauf- und Verkaufsgeschäfte persönlich betrieb, indem er von Stadt zu Stadt, von Markthalle zu Markthalle, von Messe zu Messe ritt, hat das Treiben dieses fahrenden Volkes auf den mittelalterlichen Pfaden abgelöst. Als das Leben auf der Landstraße immer mehr an Umfang zunahm, ergab sich zwangsläufig die Verbesserung und der Ausbau des Straßennetzes, wie dies die Chausseekarten der alten Kurpfalz aus dem 18. Jahrhundert verdeutlichen.

Welche Rollen Brücken im Zuge von Straßen spielen, wurde an schlagenden Beispielen römischer Brücken des Rheinlandes, den vielerlei Varianten holzgedeckter Brücken, der Schiffbrücken sowie feststehender Brücken, endlich der modernen Reichsautobahnbrücken aus dem engeren Heimatkreis vor Augen geführt. Ein weiterer Raum war dem Thema „der Rhein als Wasserstraße“ gewidmet. Hierbei gab sich Gelegenheit, einen Ueberblick über die Entwicklung des Wasserfahrzeugs zu gewinnen, ausgehend von den Rudernachen unserer Vorfahren und den römischen Schiffen zu den Rheinschiffen, in ihrer besonderen Ausbildung für den Ober-, Mittel- und Niederrhein und den Raddampfern, die sich im vorigen Jahrhundert nach der Rheinkorrektion zu einem einheitlichen Typ entwickelt haben. Was sonst zur Kulturgeschichte des Rheinstromes gehört, die Entwicklung der Städte längs seines Laufes, die Belustigungen auf dem Fluß, die Gefahren bei Eisgang war in kostbaren Blättern

ausgebreitet. In trefflichen photographischen Bildern waren die wichtigsten Alpenpaßstraßen als Zufahrtswege zum Rhein vertreten, u. a. der klassische Paß des Altertums, der Lukmanier, der Zwillingspaß des Julier und Septimer, schließlich der zentrale Alpenpaß St. Gotthard, der die kürzeste Verbindung von der oberrheinischen Tiefebene zu den Gebieten des Po herstellt und dessen Erschließung im ersten Drittel des 13. Jahrhunderts den rheinischen und schwäbischen Städten mächtigen Auftrieb verlieh.

Weitere Bilder der umfangreichen Ausstellung zeigten die Burgen und Stadttore im Zuge des Wegennetzes unserer Heimat. Folgerichtig schloß sich die Entwicklungsgeschichte der Stadtstraßen an, beginnend bei den antiken Städten mit ihrem meist klaren, gesetzmäßigen Grundriß, zu dem die winkligen Gassen der Siedlungen des deutschen Mittelalters im seltsamen Gegensatz stehen, wie die lehrreichen Pläne und Ansichten von Spener, Worms und Ladenburg zeigten. Ein aufschlußreiches und übersichtliches Material war zu dem Thema „Straße und Heer“ zusammengestellt worden. Die römischen Heerstraßen, die allen Ansprüchen moderner Bautechnik genügen sind von besonderer Bedeutung geworden für die rheinischen Provinzen, die während der ersten drei nachchristlichen Jahrhunderte militärisches Operationsgebiet waren. Holzschnitte und Kupferstiche schilderten die fürstlichen Kriegszüge mit ihrem Heerestroß und den Wagenburgen auf der Landstraße seit dem Mittelalter, Photos zeigten, welche erschütternde Rolle die Straße im Weltkrieg spielte. Die Straße in der Satire, Straße und Landschaft in Schilderungen einheimischer Künstler und Straße und Postwesen waren die Titel weiterer Räume, die den Abschluß der historischen Schau bildeten und gleichfalls in übersichtlicher Weise das Werden und Schicksal der Straße in der deutschen Geschichte und Kulturgeschichte vorüberziehen ließ. Auf solche Weise wurde das gigantische Werk des Führers, die Reichsautobahn, die grundsätzlich neue Ziele verfolgt, dem Besucher umso lebendiger gemacht. Zahlreiche Leihgaben der Obersten Bauleitung der Kraftfahrbahnen, Frankfurt am Main, und der Firma Grün & Bilfinger, Mannheim, ließen dem Beschauer in dem mit den Fahnen der beteiligten Städte geschmückten Westkorridor das Entstehen der Reichsautobahn Strecke Frankfurt — Darmstadt — Mannheim — Heidelberg mit dem berühmten Dreieck und der Brücke bei Seckenheim in allen technischen und landschaftlichen Einzelheiten erleben.

Prof. Dr. Strigel hatte in einer lehrreichen Schau anhand von Zeichnungen, photographischen Vergrößerungen und Erdproben die geologischen Ergebnisse der Erdarbeiten im Mannheimer Bauabschnitt zur Darstellung gebracht, wie er es in seinem Aufsatz zur Landschaftsgeschichte bei Mannheim im vorigen Hefte

dieser Blätter niedergelegt hat. Im anstoßenden Saal hatte Prof. Gropengießer eine Auswahl der besten und wichtigsten Funde von der Eiszeit bis auf Karl den Großen ausgestellt und diese durch Photographien und Zeichnungen und Modelle Rupperts erläutert; auch hierüber ist im gleichen Hefte anschließend berichtet.

Im Anschluß wurde die kleine Sonderausstellung die Deutsche Weinstraße gezeigt, die in prächtigen photographischen Bildern von Dr. Jacob und F. Rosenbusch die Schönheit dieses herrlichen

Landstrichs der Rheinpfalz vorführte. Von besonderer erzieherischer Lebendigkeit war diese Gesamtschau, die aus Beständen des Schlossmuseums, des Mannheimer Altertumsvereins sowie aus Leihgaben der Kunsthalle und vieler auswärtiger Museen zusammengestellt werden konnte, durch die zahlreichen Vorträge und Führungen, die Dr. Jacob, Prof. Dr. Gropengießer und Prof. Dr. Strigel während der halbjährigen Dauer der Ausstellung „Vom Wildpfad zur Reichsautobahn“ abhielten.
Gustaf Jacob.

Brunholdisstuhl — Kriemhildenstuhl

Von Fr. Sprater

Um eine von der pfälzischen Heimatforschung viel behandelte und vielumstrittene Frage zu klären, wurden 1934/35 durch die Stadt Dürkheim in Verbindung mit dem Historischen Museum der Pfalz unter der wissenschaftlichen Leitung des Verfassers umfangreiche Ausgrabungen vorgenommen. In Verbindung hiermit wurde die Frage des Namens durch Studienrat Christmann erneut eingehend untersucht.

Daß der Platz den Namen Brunholdisstuhl, den wir erstmalig 1867 bei Pfarrer Lehmann finden, zu Unrecht führt, hat bereits Ohlenschläger 1894 nachgewiesen. Der im Dürkheimer Burgfrieden von 1360 genannte Brunoldesstuhl lag etwa $\frac{1}{2}$ Kilometer weiter südlich unterhalb des heutigen Sanatoriums. In der Zeitschrift „Nordische Welt“ konnte ich bereits 1934 (S. 14) darauf hinweisen, daß der Platz nach einer Mitteilung von Lehrer Ebrecht den Namen Kriemhildenstuhl führte. Zu dem gleichen Ergebnis war schon vorher Henning gekommen, der erklärte, daß der im Volksmund gebräuchliche Namen Krummholzerstuhl nur von Kriemhild, nicht aber von Brunold oder Brünhilde abgeleitet werden könne. Studienrat Christmann ist es gelungen, die Urkunde, auf die Lehrer Ebrecht aufmerksam gemacht hatte, wieder aufzufinden. Sie stammt aus dem Jahre 1414 und nennt auf Dürkheimer Gemarkung einen Kriemhildenstuhl. Nachdem hier ein Namen der Nibelungensage vorliegt, nimmt Christmann an, daß auch der Brunoldesstuhl von 1360, dessen Namen Ohlenschläger von einem Männernamen Brunold abgeleitet hat, einen Namen der Nibelungensage trage und Brünhildenstuhl heißen habe, zumal die Urkunde auch sonst nachweislich falsch geschriebene Ortsangaben enthält (vgl. Beilage „Völkische Wissenschaft“ der Westmark 1934/35 S. 318 ff.).

Die Ausgrabungen hatten die Klärung zweier Fragen zum Ziel: 1. wie die Anlage entstanden ist und 2. welche Bedeutung den Felszeichnungen zukommt. Bereits 1917 und dann nochmals 1919 hat der Verfasser diese beiden Fragen eingehend in der Zeitschrift „Pfälzisches Museum“

behandelt und ist zu dem Ergebnis gekommen, daß es sich um einen römischen Steinbruch handelt und daß die Felszeichnungen auf einen einheimischen, einst hier geübten Sonnenkult zurückzuführen seien. Die Ausgrabungen haben diese Annahmen in vollem Umfang bestätigt und wertvolles neues Beweismaterial dafür gebracht. Die Grabung hat ergeben, daß es sich um einen Steinbruch der Mainzer Legionen handelt. Diese Frage hat der Verfasser eingehend in der Mainzer Zeitschrift 1935 behandelt. Aber auch zahlreiche Felszeichnungen wurden bei den Grabungen neu aufgedeckt. Ihre Auffindung war bereits vor Beginn der Grabungen als das Hauptziel derselben von dem Verfasser bezeichnet worden. Der Verfasser hat die Felszeichnungen, Arbeiten der im Steinbruch beschäftigten Legionssoldaten, aus einem von der einheimischen, germanischen Bevölkerung hier geübten Brauchtum, vor allem der Sonnenwendfeier, erklärt (vgl. „Forschungen und Fortschritte“ 1935 Nr. 23/24).

Dr. med. Stoll ist in einem in Hest 13 der Mannheimer Geschichtsblätter 1935 veröffentlichten Aufsatz in vielen grundsätzlichen Fragen zu einem andern Ergebnis gekommen. Zu verschiedenen seiner Aufstellungen möchte ich deshalb hier Stellung nehmen.

Dr. Stoll hat meine Erklärung des „Brunholdisstuhl:s“ als römischer Steinbruch von Anfang der neuen Grabungen an auf das schärfste bekämpft. Aus seinen Veröffentlichungen gebe ich nur zwei Sätze wieder: „Die ‚Römer-Steinbruch-These‘ tritt immer weiter in den Hintergrund“ und „daß die noch um ihre Daseinsberechtigung ringende Römer-These ein für allemal abgetan ist“.

Das Ergebnis der Ausgrabungen hat mir in vollem Umfang Recht gegeben. Auch Dr. Stoll kann sich dieser Erkenntnis nicht mehr verschließen, auch er schreibt jetzt von dem römischen Steinbruchbetrieb. Er hat sich somit meiner schon 1917 veröffentlichten Auffassung weitgehend genähert.

Im Gegensatz zu meiner Erklärung hat er den „Brunholdisstuhl“ für eine germanische, nach Himmelsrichtungen genau orientierter Kultanlage erklärt. Von den von E. Anz und ihm prophezeigten unterirdischen Heiligtümern hat sich nicht die geringste Spur gefunden.

(Mit folgenden Ausführungen des Leiters des Historischen Museums der Pfalz schließen wir die Besprechung über den Kriemhildenstuhl.
Die Schrift.)

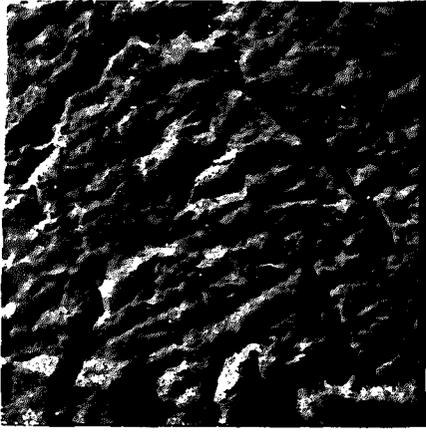


Abb. 1. Felszeichnung am Kriemhildenstein: menschlicher Kopf.
(phot. Jung.)

Immer wieder schreibt Dr. Stoll von meiner Tätigkeit zur Aufklärung des römischen Steinbruchbetriebes, verschweigt aber, daß ich von Anfang an als Hauptziel der Ausgrabungen die Auffindung weiterer Felszeichnungen und ihre Deutung bezeichnet habe. Wenngleich der „Brunholdisstuhl“ als römischer Steinbruch die bedeutendste derartige Anlage in den nördlichen Provinzen des Römerreiches ist, die wir kennen, so finden sich in den Mittelmeerländern doch noch weit größere derartige Anlagen. Durch seine Felszeichnungen hingegen bildet der „Brunholdisstuhl“ ein einzig dastehendes Denkmal.

Ebenso wird mir zum Vorwurf gemacht, daß ich in meinen Veröffentlichungen die Heidenmauer nicht berücksichtige. Dies hat seinen guten Grund. Auch hier will ich nicht mit vorgefaßten Meinungen arbeiten, sondern erst das Ergebnis planmäßiger Untersuchungen abwarten. Doch möchte ich jetzt schon darauf hinweisen, daß auch in der Beurteilung der Heidenmauer Dr. Stoll und ich grundsätzlich verschiedener Auffassung sind.

Sp. 9 heißt es: „Bemerkenswert ist, daß nur in den untern Partien die für römische Steinbruchtechnik angeblich typische Art des schrägen Einarbeitens in den Fels beobachtet werden konnte. In den oberen, älteren Partien des Brunholdisstuhles . . .“ Diese Darstellung ist vollständig verfehlt. In meiner Veröffentlichung 1917 habe ich nach Blümner darauf hingewiesen, daß das gleiche Einarbeiten auch bei einem antiken Steinbruch auf Skyros (einer griechischen Insel im ägäischen Meer) vorkommt. Mit keinem Wort habe ich hingegen behauptet, daß dies für die römische Steinbruchtechnik typisch ist. Auch auf Skyros kommt dieses Einarbeiten ebenso wie am „Brunholdisstuhl“ nur in den tieferen Lagen vor. Dies ist auch ohne weiteres einleuchtend. Wenn man schon oben mit dem Einarbeiten beginnen würde, müßten bald die oberen Partien abstürzen. Es liegt also nicht der geringste Anlaß vor, einen Altersunterschied zwischen den oberen und unteren Teilen der Felswände des „Brunholdisstuhles“ anzunehmen.

Sp. 10. Bereits oben habe ich darauf hingewiesen, daß von der von Dr. Stoll angenommenen Kulthöhle nicht die geringste Spur festgestellt ist.

Sp. 14. Ich übergehe weitere Einzelheiten der Ausführungen Dr. Stoll's in der Erwartung, daß künftige wissenschaftliche Ausgrabungen auch für diese Fragen volle Klarheit bringen werden. Kurz möchte ich jedoch zu den sogenannten Grabhügeln Stellung nehmen. Zwei dieser Hügel habe ich untersuchen lassen. In dem einen Hügel fand sich eine Tabakpfeife aus weißem Ton mit dem Stempel des Frankenthaler Pfeifenfabrikanten Otto Justus aus der Zeit um 1600. In dem zweiten Hügel fanden sich Gefäßscherben, die ungefähr aus der gleichen Zeit stammen dürften. Die Grabung hat nicht den geringsten Anhaltspunkt dafür erbracht, daß es sich hier um Grabhügel handelt. Die Innenfläche der Heidenmauer war lange Zeit als Schafweide benützt. Ich glaube nun annehmen zu dürfen, daß es sich bei den Hügeln um Aufschüttungen von Steinen handelt, welche die Schäfer zur Verbesserung der Weide aufgelesen und zu Haufen zusammengetragen haben.

Wenn es dann heißt: „Nun ist es aber keine Gewohnheit der Römer, ihre Steinbrüche von oben bis unten zu veriffeln, d. h. im Viertelkreisbogenhieb zu glätten“, so ist das Gegenteil der Fall. In einem Nachtrag zu meinem 1917 veröffentlichten Aufsatz habe ich in der Zeitschrift 1919 S. 37 darauf hingewiesen, daß in der gleichen Technik die Wände eines Steinbruches bei Reinhardsmünster unweit Zabern bearbeitet sind, der durch die Inschrift Officina LEG VIII als Steinbruch der 8. in Straßburg liegenden Legion bestimmt ist. In der gleichen Technik waren die Wände eines verschütteten Steinbruches bei Breitfurt im Bliestal bearbeitet, in dem neben andern römischen Funden zwei überlebensgroße römische Reiterstatuen gefunden wurden.

Meine technischen Ausführungen von 1917 über die Art der Steingewinnung wurden durch das Ergebnis der neuen Ausgrabungen im vollen Umfang bestätigt. Schrotgräben wurden in großer Menge gefunden. In zahlreichen Fällen können wir in diesen bis 60 cm tiefen Schrotgräben die gleiche Veriffelung sehen wie an den Felswänden. Es ist dies ein klarer Beweis dafür, daß die Veriffelung aus der Steinbruchtechnik zu erklären ist und daß es sich nicht um eine nachträgliche Bearbeitung, wie es Herr Dr. Stoll annimmt, handelt. Irgend einen Unterschied in der Behandlung der oberen und unteren Teile der Felswände, wie Dr. Stoll dies behauptet, kann ich nirgends feststellen. Die am „Brunholdisstuhl“ geübte Steinbruchtechnik ist durchaus nicht auf die römische Zeit beschränkt, sie wird vielmehr in vollständig gleichartiger Weise auch heute noch angewendet. Dagegen fehlt jeder Beweis dafür, daß diese Steinbruchtechnik bei uns auch schon in vorrömischer Zeit angewendet worden sei. An dieser Tatsache ändert auch die Behauptung nichts: Abgesehen von der nicht mehr diskutablen Annahme, „daß die Germanen der Vorzeit keine Steine brechen konnten“ . . . Die am „Brunholdisstuhl“ geübte Steinbruchtechnik wird nur dann angewendet, wenn es gilt, große Quadern zu gewinnen. Derartige Quadern in den verschiedensten Größen haben sich bei den Aufräumarbeiten in großer Menge gefunden. Dr. Stoll behauptet, daß die Erbauer der Heidenmauer wenigstens

HALSBERG

Kriemhildenstein
Ostspitze der Heidenmauer

KASTANIENBERG
Südspitze der Heidenmauer

(Limburg)
Brunholdis-
stuhl
Sanatorium
Sonnenwende

EBERSBERG



Abb. 2: Blick von Süden auf den Kastanienberg oberhalb Dürkheim. (phot. Jung.)

einen Teil der benötigten Steine am Brunholdisstuhl gebrochen hätten. Nun wird doch niemand im Ernste behaupten wollen, daß man schöne, große, zum Mauerbau ausgezeichnet geeignete Quadern gebrochen, sie dann zer schlagen und als Brocken zum Bau der Heidenmauer verwendet hat.

Sp. 18. Die Bronzenadel fand sich in einer schwarzen Kulturschicht, die auch mehrere Bruchstücke römischer Leistenziegel ergab. Für die Altersbestimmung ist nicht das älteste, sondern das jüngste Fundstück ausschlaggebend. Damit sind die aus diesem Fundstück gezogenen Schlussfolgerungen hinfällig. Auch das erwähnte Bronzeringlein ist mir bekannt. Eine zeitliche Bestimmung dieses ganz un charakteristischen Stückes ist unmöglich. Es der Bronzezeit zuzuweisen, ist freie Willkür.

Sp. 24. Hier ist die Rede von der mächtigen Verschüttung bis zum obersten Rand des Heiligtums. Wenn also hier ein Heiligtum verschüttet worden ist, so muß dieses Heiligtum nach Beseitigung des Schuttes wieder zum Vorschein kommen. Es ist nun der Schutt bis zur Sohle abgetragen. Was ist hier zum Vorschein gekommen? Nichts wie Steinbruchwände mit einzelnen auf den Steinbruchbetrieb bezüglichen Inschriften und mit verschiedenen Felszeichnungen. Die Schuttmassen sind nicht zur Verdeckung eines Heiligtums abgelagert, sondern ausschließlich im Steinbruchbetrieb entstanden. Sie enthielten den Abraum von der Oberfläche, darunter das Material eines 70 m langen Stückes der Heidenmauer, das der Steinbruchanlage zum Opfer gefallen ist, das weiche für Bauzwecke ungeeignete Steinmaterial von der Oberfläche des Felsens, den bei Herstellung der Schrotgräben sich ergebenden feinen Schutt, den bei Zurichtung der Steine sich ergebenden Bossierschutt und endlich zahlreiche Quadern und unfertige Werkstücke. Letztere fanden sich in allen Teilen des vor den Steinbruchwänden liegenden Schuttes. Wenn es sich um eine absichtliche Verschüttung handeln würde, so müßte das Material dem Innern der Heidenmauer entnommen sein, wo aber weder Quadern noch Werkstücke vorkommen.

Sp. 24. Der grundlegende Unterschied zwischen der Auffassung Dr. Stoll's und meiner Auffassung besteht darin, daß ich die Anlage als Steinbruch erkläre, während Dr. Stoll behauptet, daß es sich um eine astronomische Anlage, einen Sonnenkalender, handle. Nach meiner Auffassung ist also die Gestaltung der Felswände aus technischen Gründen zu erklären, indem sich die Steinbrucharbeiter nach der Struktur des Steines richteten. Dr. Stoll hingegen macht nicht einmal den Versuch, für seine Annahme einen wissenschaftlichen Beweis zu erbringen. Er schreibt vielmehr selbst: „Angeichts der sehr schroffen Ablehnung, die diese Möglichkeit eines Sonnenkalenders bisher gefunden hat, kann nur darauf hingewiesen werden, daß die Nachprüfung durch Fachmänner, die sich in die erforderlichen Projektionen einer solchen Jahreszeitenuhr eingearbeitet hätten, noch aussteht.“

Zu Abb. 14. Es fehlt jeder Beweis, daß es sich um eine Horizontal-Sonnenuhr handelt. In dem Steinbruch finden wir immer nur die senkrechten, niemals hingegen die wag-

rechten Flächen geriffelt. Da die Fläche, auf der sich die Sonnenuhr befindet, geriffelt ist, muß man annehmen, daß sie ursprünglich auf einer der senkrechten Felswände, die nachträglich abgebrochen worden ist, sich befand.

Sp. 28/29. Das schöne, schon lange bekannte Pferdchen soll nach Dr. Stoll ebenso wie die rohe Tiergestalt auf der Rückwand über 2000 Jahre alt sein. Demnach wären sie der vorrömischen Zeit, dem Ende der jüngeren Eisenzeit, zuzuweisen. Beide Zeichnungen befinden sich auf Steinbruchwänden, die eine auf einer geriffelten Wand, die andere auf einer glatten Wandfläche. Dr. Stoll müßte uns daher beweisen, daß, im Gegensatz zu der in wissenschaftlichen Kreisen allgemein herrschenden Annahme, es damals schon Steinbrüche gegeben hat. Für diese Behauptung wird aber nicht der geringste Beweis beigebracht. Die Anlage eines derartigen gewaltigen Steinbruchs setzt einen großen Bedarf an Quadern voraus, während uns Steindenkmäler und Bauten aus Bruchsteinen aus vorrömischer Zeit fast unbekannt sind.

Sp. 30. Dr. Stoll bezeichnet die 22. Legion als Hakenkreuzlegion. Als Beweis führt er an, daß ein Ziegelstempel dieser Legion das Hakenkreuz zeigt. Unter vielen Hunderten von Ziegelstempeln ist dies das einzige Stück, welches das Hakenkreuz trägt. Die Bezeichnung hat demnach keinerlei Berechtigung. Wir wissen außerdem, daß das Wappentier der 22. Legion der Capricorn oder Steinbock war.

Sp. 36. Den von Dr. Stoll entdeckten Lindwurm muß ich vollständig ablehnen. Die Felszeichnungen sind, auch wenn sie noch so roh sind, in deutlichen Umrißlinien, die zumeist aus Reihen nebeneinander eingehauener Punkte bestehen, ausgeführt. An dem sog. Lindwurm ist hiervon nicht das geringste zu sehen. Nach meiner Ansicht war an dieser Stelle ein Quader unregelmäßig abgebrochen (der Steinbrucharbeiter nennt dies „geschlenzt“) und die Unebenheiten hat man nachträglich abgearbeitet. Ebenso muß ich eine andere Entdeckung Dr. Stoll's ablehnen. Eine rohe Zeichnung, die zweifellos einen menschlichen Kopf darstellt, hat Dr. Stoll als „Wisentkopf“ erklärt (vgl. Dürkheimer Tageblatt vom 2. Oktober 1934 und Pfälzische Rundschau vom 26. September 1934). Die letztere „Entdeckung“ hat allerdings in dem in den Mannheimer Geschichtsblättern veröffentlichten Aufsatz keine Aufnahme mehr gefunden (Abb. 1).

Zu der Frage der Ortungslinien möchte ich nicht Stellung nehmen, so lange nicht die für die Beurteilung dieser Frage erforderlichen wissenschaftlichen Unterlagen vorliegen. Grundsätzlich möchte ich nur bemerken, daß ich bereits 1917 die Felszeichnungen mit einem einheimischen Sonnenkult in Verbindung gebracht habe. Als selbstverständlich betrachte ich es, daß mit diesem Sonnenkult auch eine Sonnenbeobachtung verbunden war. Für das Ausmaß dieser Sonnenbeobachtungen wissenschaftliche Unterlagen zu finden, muß Aufgabe der künftigen Forschung sein. Mit der Untersuchung dieser Fragen ist Professor Dr. Hopmann von der Leipziger Sternwarte durch den Reichsbund für Deutsche Vorgeschichte betraut.

Sp. 9. Dr. Stoll schreibt: „Im gleichen Bande (Pfälzisches Museum 1917) behandelt Dr. A. Becker den Brunholdisstuhl als Kultstätte, ein Standpunkt, dem sich auch Herr Dr. Sprater nunmehr weitgehend genähert hat.“ Auch diese Behauptung kann ich nicht unwidersprochen lassen. Ausgehend von der Nachricht bei Pfarrer Lehmann, daß sich Dürkheims Jugend auf Fastnacht am Brunholdisstuhl mit einem wahrscheinlich aus einem heidnischen Gebrauche herrührenden Freudenfeuer belustigte, befaßt sich Dr. A. Becker mit der Schilderung der Frühlingsbräuche. Auf den „Brunholdisstuhl“ selbst nimmt er in dem ganzen Aufsatz kaum mehr Bezug, jedenfalls sagt er nichts, was ich nicht schon in dem vorher von mir veröffentlichten Aufsatz gesagt hätte. In meiner Abhandlung habe ich in Übereinstimmung mit Dr. Mehlis erklärt, daß ich in den Rädern mit Stäben das Urbild der heute noch gebräuchlichen Brezelstäbe sehe. Zu dieser Frage hat Dr. Becker in seiner Abhandlung 1917 überhaupt nicht Stellung genommen, obwohl es ja gerade für einen Volkskundler von größtem Interesse sein müßte, zu untersuchen, ob ein heute noch geübter Brauch sich bis in die Zeit der Römerherrschaft zurückverfolgen lasse. Erst im Jahre 1933 (Germanien S. 269) nimmt auch Dr. Becker einen Zusammenhang zwischen den Brezelstäben und den Radstäben am Brunholdisstuhl an. Also das Gegenteil von dem, was Dr. Stoll behauptet, ist richtig: nicht ich habe mich der Auffassung Dr. Becker's genähert, sondern Dr. Becker hat sich meiner Auffassung genähert.

Zum Schluß möchte ich noch meine Stellungnahme zu den Felszeichnungen des „Brunholdisstuhles“ kurz umreißen. Ich nehme an, daß sich an dieser Stelle vor Anlage des römischen Steinbruchs eine weit nach Osten vorspringende Felsnase befand, die sich ausgezeichnet zur Beobachtung der aufgehenden Sonne eignete. Von hier aus dürften unsere Vorfahren den Jahreslauf der Sonne beobachten, hier und in der benachbarten Heidenmauer die damit zusammenhängenden Feste gefeiert haben. An diesen Festen dürften die Steinbrucharbeiter nach Anlage des römischen Steinbruchs teilgenommen und in Erinnerung an das Erlebte einen großen Teil der Felszeichnungen eingemeißelt haben. Bei den Aufzügen dürften Sonnenräder an Stäben, in denen ich wie bereits erwähnt das Urbild der heute gebräuchlichen Brezelstäbe sehe, getragen worden sein. Der Speertänzer erinnert uns an die auch von Tacitus erwähnten Waffentänze, die nach seiner Angabe bei den Germanen bei allen Festlichkeiten üblich waren. Tacitus berichtet uns auch von der Bedeutung des Pferdes im Kulte der Germanen. So ist es gewiß kein Zufall, daß sich am Brunholdisstuhl so viele Pferdedarstellungen gefunden haben.

Anm.: Das neuaufgenommene Panorama zeigt eine Reihe der wichtigsten vorgegeschichtlichen Fundstellen aus Bad Dürkheims Umgebung. Auf dem Ebersberg liegt eine größere Anzahl von Grabhügeln, die zur vorgegeschichtlichen Siedelung auf der Limburg gehören. Die Limburg selbst ist durch den Brunholdisstuhl verdeckt. Auf dem Kastanienberg liegt die Heidenmauer, unter ihr der Kriemhildensstuhl, links davon der Brunholdisstuhl. In dem Sattel zwischen dem Kastanienberg und Bigilienberg liegt der Halsberg, wo vorgegeschichtliche Siedlungsreste festgestellt sind. (Abb. 2.)

Paul von Denis (1795–1872) Erbauer der ersten Eisenbahn in Deutschland, war kein geborener Pfälzer

Als man vor einigen Wochen das hundertjährige Jubiläum der ersten deutschen Eisenbahn Nürnberg-Fürth feierte, gedachte man auch ihres Erbauers und legte an seinem Grab zu Straßburg einen Kranz nieder. Verschiedene Zeitungen brachten die Notiz, Denis sei ein geborener Pfälzer gewesen, andere behaupteten, er stamme aus Mainz. Diese zweite Angabe findet sich auch in diesen Blättern (1915, 54), wo Auszüge aus dem Tagebuch des pfälzischen Ingenieur-Majors Ferdinand Denis (1736–1805) abgedruckt sind. Ausführliche Angaben über die persönlichen Verhältnisse des Paul von Denis enthält schon das Pfälzische Museum (1929, 349). Nach diesen ist Paul Camille Denis als Sohn des Landwirts Peter Denis und seiner Frau Marie Anne

Etienne Deporte am 26. Juni 1795 auf Schloß Les Salles (Gemeinde Montier-en-Ver, Dep. Haute-Marne) geboren. 1817 wurde er in den bayerischen Staatsdienst aufgenommen. Seine Laufbahn brauchen wir hier nicht zu schildern. Im Jahre 1852 erhielt er das Ritterkreuz des Verdienstordens der bayerischen Krone mit dem persönlichen Adel. Seit 1866 im Ruhestand lebte er in Bad Dürkheim, wo er in seiner Villa am 3. September 1872 als kinderloser Witwer starb. Seine letzte Ruhestätte fand er in Straßburg. Zwischen ihm und dem als Kartographen geschätzten Ferdinand Denis bestand wohl eine weitläufige Verwandtschaft, doch ist diese bis heute noch nicht aufgeklärt.

U. Rißner, Karlsruhe.

Zu William Fardely

Zu dem Aufsatz über Fardely in Heft 7/9 der Mannheimer Geschichtsblätter, Spalte 151 ff., kann ich einen kleinen Nachtrag geben. Ich habe Fardely gut in Erinnerung, da er als Freund und Landsmann meines Großvaters diesen manchmal besuchte. Das war in seinen letzten Lebensjahren. Gegenüber dem Bilde im Schloßmuseum hatte er sich natürlich ziemlich verändert. Er war etwas in die Breite gegangen; sein wie früher glattrasiertes Gesicht war etwas faltig geworden, gerötet und von ziemlich lang gehaltenem, schneeweißem, gelocktem Haar umgeben. Er trug eine große dicke Brille. Gelegentlich sprach er von seiner Jugendzeit in England, aber es ist mir — wie ja Kinder meist gerade das in Erinnerung behalten, was nicht für ihre Ohren bestimmt war — nur Eines noch deutlich gegenwärtig. Er war als Kind einer Wärterin anvertraut, die ihm vorsang:

Lord, have mercy upon us,
And keep the Frenchmen from us,

For if they comes,
They'll tickle our bums,
Then, Lord, have mercy upon us!

(Herr, erbarme Dich unser
Und halte den Franzmann uns fern!
Denn wenn der kommt,
Dann wird er uns die Hosens kitzeln.
Deshalb Herr, erbarme Dich unser!)

Tempora mutantur! Heute ist Frankreich der „gute Freund Englands“! Der Grund, aus dem Fardely sich von der Welt zurückgezogen hatte und vereinsamt war, lag nach seiner eigenen Erklärung darin, daß ihm Andere die Früchte seiner Erfindungen aus den Fingern genommen hätten. Ein Zusammenhang mit dem Mißerfolg bei dem Wettbewerb von 1848 mag gleichwohl bestanden haben, insofern er vielleicht der Ansicht war, glücklichere Bewerber hätten auf seiner Arbeit gefußt. Dr. J. G. Weiß, Eberbach.

Veranstaltungen des Altertumsvereins

Kraftwagenausflug nach Erbach — Steinbach — Fürstenau — Michelstadt.

Am Sonntag, den 29. September vereinigte ein Kraftwagenausflug eine Anzahl Mitglieder in Erbach — Steinbach — Fürstenau — Michelstadt. Die Teilnehmer hatten das große Glück, in Herrn Dr. Otto Müller, Assistenten am kunstgeschichtlichen Institut der Technischen Hochschule zu Aachen, einen wohlbewanderten, von Jugend auf mit den Stätten vertrauten Führer zu haben. Man traf sich am Schloß in Erbach und ging durch seine immer noch reichen Sammlungen von der Vorzeit bis zur heutigen Elfenbeinkunst. Nach einem Rundgang durchs malerische Städtchen kam man im „Schützenhaus“ zum Mittagessen zusammen. Der Nachmittag führte nach Steinbach zur Basilika, die uns ein glückliches Geschick als reinste ihrer Art aus karolingischer Zeit erhalten hat. Der 827 von Einhard, Karls des Großen Freund und Baumeister, fertig gestellte Bau, dessen Anlage und Geschichte uns durch die neueren Grabungen erst recht klar geworden ist, stellt eine durch ihre Verhältnisse, Einfachheit und sinnvolle Gliederung hochwertige künstlerische Einzelleistung dar, neben Lorsch das berühmteste deutsche Baudenkmal so alter Zeit in Südwestdeutschland. Dann ging man nach Fürstenau. Aus Kampf und Not entstanden, als im 13. Jahrhundert das Erzbistum Mainz gegen kurpfälzer Ansprüche einen befestigten Stützpunkt im Sumpfgebiet der Mümling errichtete, ist es nun von der Natur zu einem märchenhaften Idyll eingesponnen worden; der Farbenzauber des Herbstes begann sich bereits über Park und Schloß auszubreiten. Der vielbewunderte Verbindungsbogen mit seiner unerhörten Spannweite, den Graf Georg II. 1588 dem jetzt Residenz gewordenen Schlosse schenkte und der seinesgleichen in Deutschland nicht wieder hat, verfehlte seinen Eindruck nicht. Den Beschluß machte das alte Städtchen Michelstadt, das mit seiner Mark 815 Einhard von Ludwig dem Frommen geschenkt war, mit seinem Rathaus, seiner Kirche, seinen lauschigen Winkeln, in die man vom Kirchturm über das altersgraue Giebelmeer hinein sah. Durch einsame Wälder fuhr man nach dem befinnlichen Tage in dieser Kulturoase des Odenwalds im Mümlingtale wieder in die offene Ebene zurück.

H. G.

Vortrag von Otto Sigfrid Reuter, Bremen, über „Germanische Himmelskunde“.

Am 14. Oktober sprach Otto Sigfrid Reuter, Bremen, über „Germanische Himmelskunde“ und entwickelte an einzelnen Beispielen den Nachweis, daß Beobachtung des Himmels, Messung und Denken in schon früher Zeit zu bemerkenswerten selbständigen Ergebnissen führten, was man bisher aus Mangel an Beweisen immer abgelehnt hatte. Diese Selbständigkeit zeigt sich sowohl in der Bestimmung der Himmelsrichtungen wie in der Entwicklung einer durchgebildeten, auf Beobachtung beruhenden Teilung des Himmelsrandes, die sich im Kampfe gegen die karolingisch-mittelalterliche Zwölftteilung durchsetzte und noch heute in den 32 Strichen der Kompaßrose fortlebt. Die großen Ueberlieferungen der

germanischen Hochseeschifffahrt zwischen Norwegen, Island, Grönland und der ostamerikanischen Küste, d. h. über 40 Breitengrade und 100 Längengrade hinweg sind nur durch astronomische Ortsbestimmung nach den Gestirnen erklärbar. Nach diesem Verfahren, das durch einen alten Bericht über den Sonnenstand erwiesen ist, können wir noch heute die Lage Vinlands in Nordflorida und die in Nordgrönland erreichte Breite von rund 75 Grad, d. i. an der Melvillebay, feststellen. Dies astronomische Ortsbestimmungsverfahren ist nun aber nur in nördlichen Breiten entsetzbar zu denken, weil es in südlichen Breiten, etwa am Mittelmeer, nicht brauchbar gewesen wäre, in den nordeuropäischen Breiten aber vorzüglich wirksam sein konnte.

Nachgewiesen ist auch die volle Selbständigkeit der germanischen Zeitrechnung. Beobachtet wurde nicht nur das Sonnenjahr von 365 Tagen und das Mondjahr, sondern auch der rechnerische Ausgleich zwischen beiden in einem achtjährigen Schaltkreis gefunden und durch eine kurze, außerordentlich scharfsinnige Schaltregel im Gebrauche des Volkes gehalten. Sie ist zwar nur für Schweden und Dänemark nachgewiesen, aber wohl auch bei anderen germanischen Stämmen wie Angelsachsen und Südgermanen beobachtet und gepflegt worden. Das sog. gebundene Mondjahr, der Ausgleich zwischen Sonnen- und Mondrechnung ist als ein mehr als zweitausendjähriges germanisches Erbe zu betrachten.

Der antiken Stundenteilung zwischen Aufgang und Untergang der Sonne stand im germanischen Norden eine ebenso selbständige Tag- und Nachtteilung nach dem Stande der Sonne, des Mondes und der Sterne gegenüber. Sie war auf den Gelegenheiten des nordeuropäischen Himmels aufgebaut, d. h. auf der flacheren Lage der Gestirnbahnen, und herrschte dort bis ins 14. Jahrhundert, wo die heutigen, sog. gleichen Stunden eingeführt wurden. Da die südliche mittelalterliche Stundenanzählung im Norden unbrauchbar war, sah sich die Kirche gezwungen, sich dem nördlichen Verfahren anzupassen.

Von außerordentlicher naturwissenschaftlicher Begabung zeugen die Messungen und Zahlenreihen des Abdi Helgason, eines heidnischen Isländers des 10. Jhs., des „Sternodde“. Der Verlust seiner Beobachtungen beweist wohl die gründliche Zerstörung der alten Ueberlieferung. Seine Bestimmung der Sonnenwenden war um ein erhebliches genauer als die der kirchlichen mittelalterlichen Gelehrten. Die Darstellung des Steigens und Fallens der Sonnenbahn in einer arithmetischen Reihe, die Benutzung eines reinen Naturmaßes, des scheinbaren Durchmesser und Halbmessers der Sonne zu seinen Beobachtungen zeugen bewundernswert für die Selbständigkeit dieses einsamen Mannes nördlich des Polarkreises, ebenso wie seine Zahlenreihen über die Wanderung der Dämmerungsaufgänge auf dem Himmelsrande. Seine Beobachtungen waren mittelalterlichen und antiken Verfahren an Genauigkeit weit überlegen.

Auch in der Bestimmung eines dem Mittelalter unbekannteren besseren Polarsterns zeigt sich die große Selbständigkeit des germanischen Nordens. Dieser Leitstern, heute 52 Camelopardalis genannt, stand etwa $1\frac{1}{2}$ Grad vom Drehpunkt des Himmels, dem Pol, ab, gegenüber den damaligen 7 Grad des

heutigen Polarsterns, nachdem das Mittelalter sich richtete. Die Hochseeschiffahrt unseres germanischen Nordens, an der auch die deutschen Germanen teilnahmen, wäre ohne diese, dem Mittelalter überlegene Sorgfalt in der Beobachtung des Himmels nicht möglich gewesen. Statt der wenigen bisher bekannten Sternbilder kennen wir nun über 15 Sternbilder und Sternnamen, die etwa 50 helle Sterne einschließen. Sie dienen zur Bestimmung der Nachtzeit, aber auch der Jahreszeit. Mit Staunen und Ehrfurcht sehen wir die kosmischen Götterjagen der Edda an den glänzenden Winterhimmel geschrieben. Das Sternbild des „Großen Wolfsrahens“ öffnet sich gegen die Himmelshöhe; „Lokis Brand“ mit dem „Fackelschwinger“ voran, „Asenkampf“, der „Himmelswagen Wodans“, der doppelte Strom der Milchstraße als „Tringsweg“ oder „Irmingsweg“, die Laten des Thor sind noch heute am Himmel abzulesen.

Diese und viele andere ausschlaggebenden neuen Zeugnisse einer selbständigen germanischen Himmelskunde erlauben nun auch, den vorgehichtlichen Rätseln mit größerer Sicherheit entgegenzutreten. Wie Stonehenge sind auch die Gzternsteine auf den Aufgangsort der Sonne in der Sommerwende ausgerichtet, und es läßt sich nun die bekannte Gipfelkammer des höchsten Felsens als eine Zeitwarte erklären, von der aus durch Beobachtung der rechnerische Schaltausgleich zwischen Sonnen- und Mondjahrslänge gefunden und der Achtjahresbeginn, d. h. die Uebereinstimmung zwischen Mondgestalt und Merktag des Sonnenstandes immer aufs neue festgestellt werden konnten.

Der Vortragende kam auch auf den Brunholdisstuhl zu sprechen, der sowohl von der Ost- wie von der Südspitze gesehen vortreffliche Beobachtungsmöglichkeiten bietet. Es handelt sich höchstwahrscheinlich um eine alte Volksburg, in Nord-südrichtung angelegt. Da auch Sonnenräder, eine reiche Lichtkultsymbolik am Steinbruch der Ostspitze erkennbar geworden sind, so ist aus diesen und anderen Gründen mit Wahrscheinlichkeit zu schließen, daß auch von der Höhe des Brunholdisstuhles an der Südspitze und vom Kriemhildestein an der Ostseite der riesigen Heidenmauer eine vorkirchliche Himmelsbeobachtung geübt wurde. Alte Zeiten hatten weder gedruckte Kalender noch künstliche Uhren. Zeit war ihnen mit einem platonischen Worte die Bewegung des Himmels. Von so ausgezeichnete Sichthöhe wird der Stand der aufgehenden Sonne auf dem nordöstlichen Himmelsrande beobachtet und durch Landmarken festgelegt sein. Die Südspitze der Heidenmauer gewährte vortreffliche Marken für die Beobachtung der Mittagshöhen der Sonne, die mit der beobachteten Wanderung der Sonnenaufgänge steigen und fallen. Es liegt auf der Hand, daß eine so hervorragende Stelle auch in der Zeitrechnung der umgebenden Völkerschaften eine beherrschende Rolle hat spielen müssen. Die sog. Ortungssysteme, d. h. ein Netz himmelskundlich bestimmbarer Linien, in denen wichtige Kultorte und andere Denkmäler einbeschlossen liegen sollen, sind nun auch mit größerer Ruhe zu betrachten.

Für unser germanisches Altertum ist das Bestehen einer eigenwüchsigem Himmelskunde in vollem Umfange erwiesen. Die Höhe der griechischen Leistung des Altertums wird nicht erreicht; dagegen wirkte schon die so außerordentlich starke Wolkendecke des germanischen Gebietes. Die Leistung des

antiken Rom dagegen steht soweit zurück, daß der germanische Norden Europas nicht nötig hatte, von dort den Gebrauch der Monate zu erlernen. Barbarische Gleichgültigkeit in astronomischen Dingen (Mommsen) ist in Germanien nicht und niemals zuhause gewesen.

Mit gespannter Aufmerksamkeit folgten die Zuhörer den tiefgründigen Darlegungen, die von astronomischer wie von germanistischer Seite her als wahrhaft bahnbrechend anerkannt sind, nachdem sie 1934 in des Verfassers umfangreichen Buche, Germanische Himmelskunde (München, Verlag von F. Lehmann), zum ersten Male der Öffentlichkeit vorgelegt worden waren.

D. S. K.

Lichtbilder = Vortrag von F. Hugenschmidt, Karlsruhe-Rüppur über „Zeitmaßstäbliche Familienbilder“.

Im Trabantensaal des Schlosses hielt am 28. Oktober 1935 Herr F. Hugenschmidt, Karlsruhe-Rüppur, in der Familiengeschichtlichen Vereinigung einen Vortrag mit Lichtbildern über „Zeitmaßstäbliche Familienbilder“.

Die Familienforschung hat sich in den letzten Jahrzehnten zu einer blühenden Wissenschaft entwickelt. Um so merkwürdiger ist es, daß dem Werkzeug, mit dem sie die Ergebnisse ihrer oft recht mühevollen Arbeiten sichtbar macht, bisher wenig Beachtung geschenkt wurde. Ahnentafeln, Stammbäume usw. werden seit hundert und mehr Jahren in der immer gleichen Weise gezeichnet, trotzdem man sich ihrer Mängel wohl bewußt ist. Diese Darstellungen werden sofort viel aufschlußreicher, wenn an die Stelle bloßer Namenreihen die Lebenszeiten der einzelnen Personen in der Form von maßstäblich gezeichneten Strecken treten. Es entsteht so ein einprägliches, erzählendes Bild, das auch auf dem Wege über das Auge zum Verstande dringt. Mit solchen „zeitmaßstäblichen Familienbildern“ wird das erreicht, was vor Jahren ein Berliner Genealoge als leider undurchführbar erklärte, nämlich — Deszendenztafeln, in denen Zweit-, Dritt- und Mehrehen, Ehescheidungen und Wiederverheirathungen, uneheliche Geburten u. dgl. vorkommen, auf Millimeterpapier, das nach Jahren eingeteilt ist, zeichnen zu können. Da bei dem zeitmaßstäblichen Verfahren die Personen bildmäßig, sozusagen in die ihnen zukommende Zeit hineingestellt werden, so eignet sich diese Art ganz besonders für geschichtliche Forschungen, und welche Familie hätte nicht ihre Geschichte? Die Ahnentafel gewinnt hier ein ganz neues Gesicht.

Es ist höchst lehrreich, an Hand solcher Zeichnungen z. B. die Schicksale der letzten Markgrafen von Baden-Baden zu verfolgen. In den Diagrammen, mit denen die zeitmaßstäblichen Bilder sich auswerten lassen, wirkt der verzweifelte Kampf gegen den unabwendbaren Tod des Geschlechtes wie ein Drama. Ebenso interessant gestaltet sich die Zeichnung einer aufblühenden, aber minderwertigen Kesselflickerfamilie. Eine ungeheure Lebenskraft wird hier durch Alkoholismus und Syphilis gebrochen. Die Darstellung der Musikerfamilie Bach führt zu dem Problem des Erlöschens einer hohen Begabung in einer ganzen Familie. Das Blatt, das die Belgische Königsfamilie zeigt, schreit förmlich die Frage „Warum?“ — Unglück auf Unglück häuft sich hier in kaum vorstellbarer Weise. Die

Zeichnung einer Familie, in der vor hundert Jahren die Tuberkulose wütete, läßt erkennen, wie die Natur das Menschengeschlecht schützt. Krankheiten ergeben in den zeitmaßstäblichen Familienbildern nicht selten eine ganz bestimmte Linienführung, wodurch das neue Verfahren für die Erb-biologie recht wertvoll wird.

Unendlich vielfältig sind die menschlichen Schicksale. Jede weitere Bearbeitung einer Familie führt zu neuen Problemen.

Diese neue überraschende Art der zeichnerischen Darstellung machte tiefen Eindruck auf die zahlreich erschienenen Mitglieder, die den spannenden Darstellungen herzlichen Beifall zollten. F. H.

Lichtbildervortrag von Universitätsprofessor Geheimrat Dr. Robert Sommer, Gießen, über „Die Bedeutung der Kennwege, insbesondere der Nibelungenwege für die deutsche Familien- und Stammeskunde“.

Im Vortragssaale der Kunsthalle hielt am Montag, 2. Dezember 1935, Universitätsprofessor Geheimrat Dr. Robert Sommer, Gießen, einen aufschlußreichen Lichtbildervortrag über „Die Bedeutung der Kennwege, insbesondere der Nibelungenwege für die deutsche Familien- und Stammeskunde“. Seit vielen Jahrzehnten hat sich dieser Gelehrte, der unlängst ein Buch über „Die Nibelungenwege von Worms über Wien zur Egelburg“ veröffentlicht hat, um die Erforschung der von Thüringen ausgehenden Kennsteige bemüht. Heute können schon 220 Kennwege festgestellt werden, die als Kammwege in gebirgigen Gegenden oft die kürzeste Verbindung von weit entfernten Orten darstellen. 1895 fand Dr. Sommer, vom Thüringischen Kennweg ausgehend, auf den Höhen zwischen Herbörn und Hohenfolms (Kreis Wehlar) den hessischen Kennweg. Durch die Erforschung des Zwischengebietes ergaben sich überraschende Aufschlüsse einer uralten Fernverkehrsstraße von Thüringen durch Hessen zum Rhein. Im besonderen Maße behandelte der Redner alsdann die Nibelungenwege, wobei er zur Erforschung immer wieder das Nibelungenlied selbst zur Hand nahm. Von Heppenheim über die Suhöhe, vorbei an Rimbach, der Tromm und Beerfelden führt ein Kennweg durch den Odenwald. Dies ist nach Meinung Dr. Sommers einer der Hauptnibelungenwege gewesen, den auch Rüdiger und Kriemhild benutzt haben. Ein zweiter, zugleich eine der großen Fernverkehrs-Handels-

straßen Paris—Konstantinopel vom frühen Mittelalter bis in die Hohenstaufenzeit, berührte unsere Gegend bei Worms und Ladenburg, um dann in der Richtung nach Wimpfen abzubiegen. Ihn haben die Egelboten auf ihrer zwölf-tägigen Reise benutzt. Wenn schließlich die zehntausend Burgunder und die Mannen Siegfrieds gen Osten zogen, so wurde vermutlich die Straße Worms—Miltenberg—Würzburg be-gangen, ein Weg, der auch die französischen Kreuzfahrer im 11. Jahrhundert nach Passau führte.

In zahlreichen schönen Lichtbildern wurden den Zuhörern die Orte, die an diesen verschiedenen Nibelungenstraßen liegen, vor Augen geführt. Von besonderem Interesse sind die Nachforschungen Dr. Sommers nach der Egelburg, die man bisher bei Gran bzw. Budapest vermutete, aber jetzt aufgrund stichhaltiger Gründe an der Stelle zu suchen hat, wo heute das Schloß des Grafen Esterhazy in dem heute zu der Tschechoslowakei gehörigen Ort Palast steht. Noch auf den alten Karten des 17. Jahrhunderts ist an jener Stelle die Egelburg eingezeichnet.

Dieser aufschlußreiche Vortrag im Altertumsverein, der auf das Gebiet der Stammeskunde interessante Streiflichter warf, bildete eine sehr erwünschte Ergänzung zu der gleichzeitigen und vielseitig beachteten Sonderausstellung des Schloßmuseums „Vom Wildpfad zur Reichsautobahn“.

G. J.

Berichtigung.

Die Besprechung meines Vortrags „Jahreslauf der deutschen Feste“ von H. G. in den Mannheimer Geschichtsblättern 1935, Sp. 61 f., hat Mißverständnisse hervorgerufen und Anfragen an mich verursacht. In der Besprechung steht, ich habe gesagt, der Weihnachtsbaum sei aus dem Paradiesbaum hervorgegangen. Das ist nicht richtig; ich führte den Weihnachtsbaum in seinem ältesten Bestandteil zurück auf den germanischen Wintermaien oder Lebensbaum. Mit diesem Wintermaien hat sich während des 16. Jahrhunderts der aus den religiösen Spielen volkstümliche Paradiesbaum verbunden. Er stammt ja aus denselben Anschauungen wie der germanische Wintermaien. Die vorherrschende Grundvorstellung ist auch heute noch im Weihnachtsbaum gegeben durch den germanischen Wintermaien. Was durch den Paradiesbaum hinzugekommen ist, ist nebensächlich.

Eugen Fehrle
Heidelberg, Moltkestr. 27.

Zeitschriften- und Bücherschau

Historische Studien Heft 284. Dr. Karl Franz Reinking, „Die Vormundschaften der Herzöge von Bayern in der Markgrafschaft Baden-Baden im 16. Jahrhundert“. Eine Studie zur Geschichte der Gegenreformation. Verlag Dr. Emil Ebering, Berlin 1935.

Die von Prof. Andreas-Heidelberg angeregte Arbeit behandelt einen Zeitabschnitt unserer badischen Heimatgeschichte, der bisher noch keine eingehendere Darstellung gefunden hatte: die Gegenreformation. Für die Gestaltung der reli-

giösen Verhältnisse in der Markgrafschaft Baden-Baden im 16. Jahrhundert war der Einfluß Bayerns ausschlaggebend. Nachdem Erbstreitigkeiten um Rötteln und Saufenberg Christoph I. von Oesterreich weg zu Bayern geführt hatten, stand die Markgrafschaft 1536—1556 erstmals unter bayerischer Vormundschaft. 1569 fiel Markgraf Philibert bei Montrontour im Kampfe gegen die Huguenotten. Darauf begann unter Herzog Albrecht V. von Bayern eine 2. Vormundschaft, die von 1569—1577 dauerte. In diesen Jahren wurde die Grundlage zur Gegenreformation gelegt. Albrecht V.

sandte 1570 den Grafen Wilhelm von Schwarzenberg und den Jesuiten Georg Schorich und befestigte die Wiedereinführung des alten Glaubens in der Markgrafschaft Baden-Baden. Wie religiöse, kirchliche, dynastische und politische Fragen sich bei dieser Bewegung durchdrangen, zeigt die Arbeit in eindringlicher Weise. K. G.

Heimatblätter für Ludwigshafen und Umgebung. 24. Jahrgang 1935.

Unter der unermüdlchen Leitung von Karl Kleeberger liegt jetzt der 24. Jahrgang vollständig vor. So neu die Stadt, so alt und reich an Ueberlieferungen ist das Stück pfälzischen Landes und seiner Natur, in der sie vor gut einem halben Jahrhundert entstanden ist. Das spiegelt sich in diesem Hefte deutlich wieder, zugleich aber auch, wie diese Ueberlieferung viele Bearbeiter seit langer Zeit in Atem hält. Da hat der Herausgeber selbst eine sehr lehrreiche Zusammenstellung über den Storch im Bezirk Ludwigshafen gemacht nebst einer Karte der von Störchen bewohnten und verlassenen Orte und kann mit der tröstlichen Aussicht schließen, daß unmittelbare Gefahr nicht besteht, der Vogel vielmehr sich anpasse. G. Franz bringt seine umfängliche und lehrreiche Uebersicht vom vergangenen Jahre über die Flurnamen im Stadtbezirk und ihre Bedeutung zum Abschluß und bildet einen Grenzstein von Mundenheim mit einer Wolfsangel als Dorfwarzeichen ab. Eugen Kuhn spricht über die Pflanzenwelt des Neuhofer Altrheins und andere botanische Merkwürdigkeiten. Sehr fleißig vertieft sich J. Baumann in die Geschichte des Dorfes Iggelheim und seine bauliche Anlage. Daß der Deutschritterorden auch in Mutterstadt seit der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts Grundbesitzer („der deutsche Hof“) war und diesen Besitz immer mehr in der Vorderpfalz ausdehnte, zeigt der vielbelesene Dr. G. Eyslein. Wo hinter Oggersheim Direktor Dr. Sprater eben die eigentümliche Anlage des Hüttengrabens untersucht hat und darin eine germanische Befestigung vorchristlicher Zeit vermutet, stellt aus seinem reichen Wissen K. Wihr die spätere Geschichte des Platzes als mittelalterliche Zollstätte dar und verfolgt die ähnliche Anlage an der Rehhütte an der alten Landstraße Speyer—Frankenthal; dazu bespricht er noch die Mannheimer Walkmühle bei Neuhofen, die bald nach der Erbauung der Stadt dort errichtet wurde und in der heutigen Waldmühle nachlebt. Eine alte kurpfälzische Verordnung gegen Feuergefahr von 1582 in der Fassung durch Kurfürst Karl Ludwig von 1698 erörtert wieder K. Kleeberger, während K. Kreuter die Oggersheimer Bürgermeister von 1798 bis heute vorführt. Dazu kommen noch manche Kleinigkeiten verschiedenster Art, für die wir nur dankbar sein können. Da auch für die Mannheimer Geschichte und Gegend mancherlei abfällt, sei hier eindringlich auf die „Heimatblätter“ verwiesen. H. G.

„Orth=Krämer=Chronik. Die Geschichte zweier kurpfälzischen Familien.“ Bearbeitet und herausgegeben von Karl Orth in Pasing (Oberbaeern), Arnulfstraße 24, Selbstverlag. Druck K. Oldenbourg-München. 1934.

Kunstmaler Orth ist selbst geborener Pfälzer, er hat die Chronik der beiden miteinander versippten Familien Orth

und Krämer, die er je für sich behandelt hat, bearbeitet und verfaßt, wobei ihm teilweise Oberamtsrichter Karl Orth in Bad Dürkheim ein wertvoller Helfer war.

Zwei Gründe haben die Anordnung der Zusammenlegung der beiden Familien veranlaßt: die beiden Geschlechter sind miteinander versippt, und ihre Stammsfolgen ergänzen sich gegenseitig. Ihre Entwicklung zeigt aber auch eine starke Ähnlichkeit. Beide sind von kleinen ländlichen Verhältnissen ausgegangen, um schließlich auf dem Umweg über das Gastwirtsgewerbe und die Kaufmannschaft in der pfälzischen Industrie eine führende Rolle zu spielen.

Die Familie Orth wohnte seit Ende des 17. Jahrhunderts in dem vormals kurpfälzischen Rheindürkheim bei Worms. Es waren Lutheraner und anscheinend Einwanderer nach dem 30 jährigen Kriege. Der Name kommt heute noch in Rheinhessen und in der Nordpfalz vor. Es wird vermutet, daß die Herkunft der Familie einem Frankfurter Patriziergeschlecht entspringt. 1795 siedelte ein Angehöriger dieser Familien nach Kaiserslautern über, wo das Geschlecht bei industriellen Unternehmungen, wie in öffentlichen Ämtern sich hervortat.

Die erste Generation Krämer, angeblich eine Huguenottenfamilie, erscheint von der Mitte des 17. Jahrhunderts ab in Alsenborn. Bauern und Gastwirte waren die Hauptberufe der heute noch in der 10. Generation dort wohnenden Sippenangehörigen. Mehrfach führten sie das Schultheißnamt. Von der Mitte des 18. Jahrhunderts ab sind Glieder der Familie nach verschiedenen Gegenden der Pfalz verzweigt, u. a. nach Kaiserslautern, Kerzenheim, Eisenberg, Elschbacher Hof am Glan; eine Linie kam nach Saarbrücken und von da nach St. Ingbert. Aus der kleinen, von der Lehenischen Eisenschmelz schuf er das bedeutendste St. Ingberter Eisenwerk, das sich bis zum Kriegsende im Besitze der Krämer'schen Nachkommen befand.

Der eigentlichen, mehr erzählenden Chronik folgt der genealogische Teil mit Namen und Daten, sowie ausführlichen Stammtafeln, die Kenntnis geben von den einzelnen Verzweigungen und daran reiht sich jeweils die Aufzählung der mütterlichen Ahnenlinien, in der viele Namen bekannter Geschlechter enthalten sind. Die letzteren sind hauptsächlich von Oberamtsrichter Orth in Bad Dürkheim bearbeitet.

Namensdeutung ist angegeben: Orth als Abkürzung von gebräuchlichen altdutschen Namen, wie Ortlieb, Ortwil, Ortmut, Ortger, Ortulf. Auch „ame Orthe“, ein Name aus dem 12. Jahrhundert entnommen, etwa am Ort, am Ende des Ortes oder ähnliches bedeutend. Schließlich wird auch die menschliche Niederlassung heute noch Ort genannt, es gibt auch Schlösser, Dörfer und Städte, welche diesen Namen tragen. Die Deutung von Krämer ist wesentlich einfacher, der Name ist aus einer Berufsbezeichnung entstanden, wie wir sie heute noch haben.

Soweit es zu ermitteln war, sind alle erfaßbaren Einzelheiten der Familie und Sippenangehörigen, Tätigkeit, Beruf, Ehrungen, Schicksal, wie auch das heutige Vorkommen verzeichnet. Die Wappen der beiden Familien sind in guter Wiedergabe im Farbendruck beigegeben. Eine ganze Reihe von Familienbildern, Ansichten, Plänen und Grabsteinen sind in dem Werke enthalten. Besonders lobend zu erwähnen verdient das umfangreiche Namensverzeichnis, das der Be-

nutzung und Ueberzicht sehr zu statten kommt. Rühmlich ist die Gewissenhaftigkeit, mit welcher die Chronik, wie auch die Auswertung aller erreichbaren Quellen und sonstiger Hilfsmittel bearbeitet wurde. Man spürt auch die Liebe, mit welcher der Verfasser zu Werke gegangen ist. F. W.

„Der Koloß“ Sickingen — Roman von Heinz Lorenz. Verlag J. Waldkirch & Co. G. m. b. H., Ludwigshafen a. Rh.

Dieser großangelegte Kulturroman des aus Lambrecht stammenden vielgelesenen Schriftstellers, dessen Bühnenwerke „Mujikantendorf“ und „Gasthaus zum Niemandland“ am Mannheimer Nationaltheater Aufsehen erregten, heißt „das Schicksal eines Volkes“. Hier behandelt er einen Stoff, der ihn, seitdem er Landstuhls und Sickingens tragisches Ende kennt, nicht mehr losgelassen hat. Damit hat er sich auch die Seele freigeschrieben. Ist doch jene Zeit richtunggebend, von der Hutten rief: „Oh, Jahrhundert, es ist eine Lust zu leben, die Geister erwachen, die Wissenschaften blühen, verbannt ist die Barbarei!“, jene Zeit, von welcher der tüchtige Erzbischof Berthold von Mainz sagte: „Armes Deutschland, so vielen Herren dienest du, weil du dich weigerst, einem zu gehorchen!“, jene Zeit in der Sickingen dem Volk ein Gott werden wollte, — um an der Unzulänglichkeit seiner Kraft und an der Uneinigkeit der Stände kläglich Schiffbruch zu leiden. Sie ist bezeichnend für den deutschen Volkscharakter, wie das von uns erlebte und jetzt vergangene Zeitalter. Gewiß hat immer die Sehnsucht nach Einigkeit, Freiheit und innerer Stärke im deutschen Volke gebrannt, aber niemals so stark, wie damals zur Zeit der Wiedergeburt. Den eigentlichen Kern des Romans bildet das Zeitalter um Ulrich von Hutten und Franz von Sickingen — Jahre deutscher Geschichte. Der Versuch der beiden Helden, das Vaterland zur Einigung, zur inneren und äußeren Befreiung zu führen, zerschellte damals an dem Koloß, der immer hinderlich im Wege stand: an der Schamlosigkeit, die alles verneint, was Heimatliebe, Nationalstolz und Selbstbewußtsein heißt. So erklingen zwischen den Zeilen Hinweise auf die neue Zeit und die Gegenwart. Die Geschehnisse sind in kerniger Sprache packend geschrieben. Immer wieder zeigt der Erzählung Fluß die große Liebe des Autors zur Heimat, in der er verwurzelt ist und deren Geschichte und Kultur er genau kennt. F. W.

Hermann Schnellbach, Um Heidelberg die Burgen. Ein Sang von Haß und Liebe aus dem Neckartal. Brauserlag Heidelberg.

Der geschichtliche Hintergrund dieses Romans sind die Jahre in der Regierungszeit Rudolfs von Habsburg, während deren der Kaiser im Zusammenwirken mit seinem Schwiegerjohn, dem Pfalzgrafen von Heidelberg, die Grafen des Neckartales zur Botmäßigkeit zurückführen mußte. Diether von Durnen-Gemund auf Burg Reichenstein steht an der Spitze des Widerstandes, den der Steinacher, Hundheimer und Schwabenheimer leisten. Diethers Vetter auf dem Dilsberg läßt sich zum Werkzeug des Pfalzgrafen machen. Er fällt in dem Kampf des Kaisers gegen die geächteten Verschworenen. Sein Besitz fällt an den Pfälzer. Aber des Reichensteiners Gewalt wird gebrochen. Er stirbt durch eigene Hand, als die Kaiserlichen seine Burg stürmen. Rupert, sein Sohn, der stets zu vermitteln suchte, wird vom Kaiser neu belehnt. Während der Durnenhaß von den beiden feindlichen Vettern verkörpert wird, bringen Mechtild v. Reichenstein, der Dichter Bigger v. Steinach sowie der Mönch Gemot auch zärtere Töne in den „Sang aus dem Neckartal“, das mit Reichenstein, Steinach, Dilsberg und Heidelberg den Schauplatz der Handlung abgibt. Die spannend geschriebene Darstellung verrät viel Liebe zur Heimat des Neckartales.

R. Gr.

Inhalt:

Mitteilungen aus dem Altertumsverein — Professor Adolf Rißner: Planetarium und Globen im Bücherjaol des Mannheimer Schlosses — Oberstudiendirektor Albert Becker: Voltaire, Mannheim und Zweibrücken — Museumskustos Dr. Gustaf Jacob: Vom Wildpfad zur Reichsautobahn — Museumsdirektor Dr. Fr. Sprater: Brunholdisstuhl — Kriemhildensstuhl — Professor Adolf Rißner: Paul von Denis (1795—1872), Erbauer der ersten Eisenbahn in Deutschland, war kein geborener Pfälzer — Dr. J. G. Weiß: Zu William Fardely — Veranstaltungen des Altertumsvereins — Zeitschriften- und Bücherchau.

Mannheimer Altertumsverein Fernruf 277 17; Postcheckkonto Karlsruhe Nr. 246 07; Bankkonto: Deutsche Bank und Discontogesellschaft.